LEVEL ONE

Allgemeiner literarischer Anzeiger für das evangelische Deutschland.

Kritische Rundschau
und Besprechung der bedeutenderen Erscheinungen
auf dem Gesammtgebiete
der in- und ausländischen Literatur, Kunst und Musik.

In Verbindung
mit einer großen Zahl namhafter Männer der verschiedenen Wissenschaften
herausgegeben von

O. Andreä,
Pfarrer zu D.-Wilmersdorf
bei Berlin,

Dr. H. Cremer u. Dr. O. Zöckler,
ordtl. Professoren der Theologie
zu Greifswald.

Nr. 85. Oktober 1874. Vierzehnter Band.
Viertes Heft.

Gütersloh und Leipzig.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

C. Detloff's Buchhandlung in Basel; C. A. Vomhoff in Straßburg; Joh. Brutzer u. Comp. in Riga; G. Hässel in Petersburg; Kemink und Sohn in Utrecht; E. Steiger in Newyork.

Diese Zeitschrift kann durch alle Postämter (Nr. 111 im Preuß. Postzeitungs-Katalog für 1874) und Buchhandlungen des In- und Auslandes zu dem Preise von 3 Thlr. halbjährlich bezogen werden.

Der „Allgemeine literarische Anzeiger“ hatte sich bisher der Mitarbeit folgender Männer zu erfreuen:

Past. Altmüller, Roppershausen
Past. Arenfeld, Cöln
Pastor Bartz, Werder
Past. Bertelsmann, Arnsberg
Past. Bindewald, Groß-Eichen
Reallehrer Dr. Bindewald, Gießen
Sem.-Dir. Bode, Neuwied
Dr. N. Böhner, Ditlikon
Consistorialrath Bosse, Hannover
Prf. F. Bovet, Boudry
Pf. Brachmann, Cöln
Past. Bräm, Neukirchen
Dr. Buddensieg, Hildesheim
Insp. Burkhardt, Christiansfelde
Prf. P. Cassel, Berlin
Dr. Clark, Memel
Prof. Dr. Clason, Rostock
M. J. Cramer, Minister-Resid. der V. St. in Kopenhagen
Pfr. Dr. th. Czerwenka, Frankf. a/M.
Conf.-R. Dalton St. Petersburg,
Lic. th. Past. Dalmer, Rambin
Past. Danneel, Ludwigslust
Pfr. Dieffenbach, Schlitz
Pfr. H. Dietz, Lardenbach
Gymnl. Dr. Dorschel, Stargard
Conf.-R. Dr. Ebrard, Erlangen
Dr. Fried. Ebrard, Straßburg
Reg.- u. Conf.-Rath Dr. Elvers, Wernigerode
Dekan Engelhardt, Roth
Dekan W. Th. Engelhardt, Weiden
Insp. Past. O. Erdmann, Elberfeld
Past. u. Sup.-V. Förster, Großzena
Gymnasiall. Frank, Demmin
Prf. Dr. Friedberg, Freiburg
Gymn.-Dir. Frick, Rinteln
Past. E. Frommel, Berlin
Pf. Fuchs, Beerfelden
Conf.-R. Genzken, Schwarzenbeck
Prof. Dr. Geß, Breslau
Dir. Prof. Dr. Glaser, Bingen
Reallehrer Dr. Glaser, Gießen
Gymn.-L. Dr. Gloel, Magdeburg
Pfr. F. Godet, Neufchâtel
Pfr. Göbel, Croffdorf
Sup. Graf, Schalkau
Reg.-Schulr. Dr. Grashof, Köln
Prf. Dr. Grau, Königsberg
Reg.-R. Grotefend, Düsseldorf
Past. Guden, Limmer
Past. Dr. R. Grundemann, Mörz
Dr. Gundert, Calw
Pfr. Lic. th. Hackenschmidt, Jägerthal
Sem.-Dir. Heine, Cöthen
Gymn.-Direktor Dr. Herbst, Schulpforte
Regierungsr. Herrfurth, Arnsberg
Gymnasiallehrer Dr. Heußner, Cassel
Militär-Oberpr. Hildebrand, Stettin
Hofrath Prof. Dr. F. Hoffmann, Würzburg
Pastor Hüter, Borgholzhausen
Prof. Jacobi, Königsberg
Pastor Jeep, Warsleben
Dekan Ph. F. Keerl, Leutershausen
Pf. C. A. Keerl, Friedrichsthal
Oberpf. Kirchner, Sangerhausen
Prf. Dr. Kleinert, Berlin
Rector Dr. Klippel in Verden.
Dr. Klüpfel, Tübingen
Oberl. Dr. Kolbe, Stettin
Dr. R. König, Leipzig
Prf. Koopmann, Carlsruhe
Amtmann O. Kraus, Königstein
Pf. Kraus, Rothenberg i. O.
Prof. Dr. Krüger, Göttingen
Past. Krummacher, Brandenburg
Pf. Lic. Krummel, Kirnbach
Maler Langer, Stettin
Prof. Dr. Leupoldt, Erlangen
Pf. Lehrer, Sielmingen
Pf. Dr. Lichtenstein, Kulmbach
Past. Löwe, Pölitz
Prof. Dir. Dr. Lothholz, Stargardt
Cand. Lucius, Kloster Arnsburg
Dr. Merschmann, Leipzig
Pf. Meurer, Rinteln
Pf. Meyer, Neudettelsau
Pastor Michelsen, Lübeck
Pastor Morath, Mölln
Oberl. Dr. Muncke, Gütersloh
Past. Nägelsbach, Bayreuth
Prf. Nebe Herborn
Pf. Palmer, Trais-Horloff
Oberl. Dr. Pallmann, Berlin
Prf. Dr. Peip, Göttingen
Prf. Dr. A. Petermann, Gotha
Gymn.-L. Petrich Stargardt
Prof. Dr. Pfaff, Erlangen
Prof. Dr. Philippi, Rostock
Gymn.-Director Dr. Piderit, Hanau
Provinzial-Schulrath Prof. Polte, Posen
Oberh. Pressel, Tübingen
Pf. Pressel, Wankheim
Conf.-R. Max Reichhard, Posen
Prov.-Schulrath Dr. Rumpel, Cassel
Regierungsrath Rudloff, Frankfurt a/O.
Prf. Dr. Schaff, New-York
Real-Oberl. Dr. O. Schlapp Erfurt,
Kapellm. Schletterer, Augsburg
Pf. Dr. Schmidt, Henschleben
Prf. Dr. Schöberlein, Göttingen
Prof. Dr. Schubart, Weimar
Prf. Dr. F. W. Schultz, Breslau
Prf. Dr. Schulze, Magdeburg
Diak. O. Schwartzkopf, Schorndorf
Pf. Seyler, Illschwang
Conf.-R. Stählin, Ansbach
Lic. th. Dekan Strack, Groß-Buseck
Pfr. Walz, Schönberg
Prf. Dr. Wieseler, Greifswald
Past. Dr. Wilkens, Wien
Past. L. Witte, Cöthen bei Falkenberg
Garnisonpred. Dr. Woysch, Pillau
Oberl. Zander, Gütersloh
Pred. W. Ziethe, Berlin
Gymnasialdir. Dr. Zinzow, Pyritz.

Alle Buchhandlungen und Posten liefern:

Aus allen Welttheilen.

Illustrirte Monatshefte

für Länder und Völkerkunde

und verwandte Fächer.

Red. Dr. **Otto Delitsch.**

Preis jedes Monatsheftes 8 Sgr.

Leipzig, Verlag von A. Kefelshöfer.

Inhalt des Septemberheftes,

Ein Besuch auf der Missionsstation Coranderek in Victoria, Australien, von Th. Müller. — Das heutige Tunis, von C. Schneider. — Die Kalifornischen Indianer und ihre Sagen. — Wanderstudien aus der europäischen Türkei, von E. Rockstroh. 4. Sofia. — Charakterbilder aus dem tropischen Amerika, von Franz Engel. 3. — Bilder aus Ostindien, von C. Schmeidler. — Reise von Astrachan nach Tiflis, von F. Roßmäßler. — Ueber die Kälte- und Wärme-Extreme auf der Erdoberfläche, von F. Chavanne. — Aus den französischen Gebirgen, von O. Delitsch. 2. — 23 Miscellen. — Recensionen.

Mit 8 Illustrationen.

Diese Monatsschrift, reich ausgestattet mit vortrefflichen Holzschnitten und Karten bringt in allgemein verständlicher, ansprechender und unterhaltender Form interessante, mannigfaltige und gediegene Schilderungen aus allen Theilen der Welt, von den tüchtigsten Verfassern und bestrebt sich hierdurch, geographisches Wissen, das für jeden Gebildeten heutzutage unentbehrlich ist, in den weitesten Kreisen zu verbreiten und zu fördern.

I. Aufsätze allgemein wissenschaftlichen, cultur- und literar-historischen Inhalts.

Friedrichs II., des Hohenstaufen, Kampf mit dem Pabstthum.

Ein mittelalterliches Gegenbild zu den Kämpfen unsrer Zeit.

„Mir liegt die Führung meines Volkes in einem Kampfe ob, welchen schon früher deutsche Kaiser Jahrhunderte hindurch mit wechselndem Glücke gegen eine Macht zu führen gehabt haben, deren Herrschaft sich in keinem Lande der Welt mit dem Frieden und Wohlfahrt der Völker verträglich erwiesen hat, und deren Sieg in unsern Tagen die Segnungen der Reformation — in Frage stellen würden.“

(Brief des Kaisers Wilhelm an den Grafen Russel.)

In eine große Zeit unseres deutschen Volkes möchte ich heut unsere Blicke richten, in eine Zeit, die uns durch die gewaltigen Ereignisse der Gegenwart näher gerückt ist, als wir es vor kurzem noch dachten. Aber je mehr ich fühle, daß der Gegenstand meiner Rede selbst die Herzen bewegen und Begeisterung wecken muß, desto deutlicher fühle ich, daß ich mich vor Ihrem Urtheil decken muß mit dem Worte: In magnis voluisse sat est, oder wenn ich es mit einem andern Schulverse sagen soll: Bleibt auch die Ausführung zurück, so werde doch die gute Absicht anerkannt.

Längst schon ist die thörichte Phrase vom „finstern Mittelalter“ gerichtet. Aber zum vollen Verständniß seiner glorreichen Vergangenheit konnte doch das deutsche Volk nicht eher kommen, als bis es sich wieder deutsch fühlen, in nationaler Kraft und Fülle sich zeigen durfte. Ob wir auch noch einen Sänger der großen Vergangenheit haben werden, der, wie Englands Dichtergenius uns mit Stolz sprechen lehrt: das war unsere Geschichte? Ja hätten wir einen Spiegel der großen Tage, die fern daliegen, in solchen Dramen, welche uns die Geschichte in frischer Gegenwart bieten, ich hätte dann auch dieses Mal der Literatur mein Thema entnommen, aber jetzt kann ich nur fromme Wünsche aussprechen für die Zukunft. Unsere erste literarische Blüthezeit, dem Boden entsprossen, den wir heute betreten wollen, war national, ihre Blumen gepflückt auf Deutschlands Flur, ihre Früchte gezeitigt in dem Volksleben unserer Nation. Die zweite hochgepriesene Zeit, in welcher der deutsche Geist seine Schwingen mächtig entfaltet —, national sind ihre Farben nicht gewesen. Unter dem Beifall seines Volkes beginnt Göthe mit dem Göz seine Laufbahn, um auf dem Gipfel seines Ruhmes sich mystisch ins Morgenland zu verlieren. Schiller preist Frankreichs Heldin, läßt uns um eine Maria Stuart klagen, im fernen Spanien einen Schwärmer der Freiheit sein Martyrium erdulden, will uns zuletzt noch nach dem slavischen Reiche führen; nur von den Schweizerbergen weht ein Hauch deutscher Freiheit herüber, und das einzige Drama, in dem Deutschland, und zwar in seiner elendesten Zeit, der Schauplatz ist, kann gewiß kein nationales Hochgefühl erwecken. Vielleicht, so nicht die allgewaltige Begier nach Geld unser Volk gar vergiftet und der Materialismus alle Ideale zerstört, vielleicht, so die Kämpfe der Gegenwart zum längstersehnten Siege nationaler Freiheit und Frömmigkeit führen, ersteht uns noch ein Shakespeare, der die Helden der Vorzeit wieder belebt und mit seinem Zauberstabe den Kyffhäuser öffnet, daß die alte Pracht des deutschen Reiches wiederkehre. Und wahrlich, tragisch und im höchsten Styl ist die Geschichte der großen Kaiser, des einen zumal, von dem ich heute reden will; man darf bei der Betrachtung dieser hehren Gestalt und seines bittern Geschicks sich wundern, daß nicht schon längst ein Geist, wie der des großen Briten, sich gefunden hat, ihn zu verherrlichen.

Fern nach Süden führe uns zuerst unser Weg, zu der reizenden Stadt der vielumworbenen Insel im Mittelmeer; dort, in Palermo, in dem alten Dom, dessen Mauern von der Herrschaft der Normannen und Sarazenen zeugen, nähern wir uns in ernster Stille der Stätte, wo ein Grabmal die Ueberreste eines Mannes umschließt, dessen Heldengestalt hoch hervorragte unter den Gewaltigen einer reichen Zeit. „Sechs Säulen, welche 3 Stufen über dem Boden erhaben stehen, stützen das Dach. Unter demselben steht der Sarg, getragen von zwei an jedem Ende befindlichen Löwen, deren Schweife sich in einander schlingen und die zwischen den Vorderfüßen einen Besiegten festhalten. Greifen und Adler zieren die Decke des Sarges. Das ganze Denkmal ist ein Porphyr. Wir lesen die Inschrift:

> Wenn ein erhab'nes Gemüth, der Güter und Tugenden Fülle,
> Ruhm und Glanz des Geschlechts die Macht des Todes bezwängen,
> Friedrich schlummerte nicht in dem Grab hier, das ihn umschließet!

Hier hat er Ruhe gefunden, als das glühende Herz still stand noch inmitten eines thatenreichen Lebens — voll hoher Pläne noch, und doch gebrochen in übermäßigem Leid, — unbesiegt, wie er genannt ist, unbesiegt gewiß, so weit dieses kühne Herz sich nicht gebeugt hat vor dem flammenden Bannstrahl, vor dem einst der unglückliche Fürst aus fränkischem Geschlecht sich im härenen Gewande demüthigte. Und doch, wäre ihm die Laufbahn länger beschieden gewesen, er hätte vielleicht der äußern Gewalt, wenn auch innerlich fest, ganz unterliegen müssen; denn seine Glückssterne gingen unter, und sturmumwölkt war rings sein Horizont. So ist ihm seine Stunde gekommen zu einer Zeit, wo er als Held und Kaiser ruhmvoll den Purpur mit ins Grab nahm, wie sein Ahn im Calycadnus sein Ziel fand kurz nach jener großen Heldenthat bei Ikonium, die den herrlichsten Waffenthaten aller Zeiten gleichkommt, und noch ehe sein Kreuzzug scheiterte. Wie von ihm die Sage geht, er werde wiederkehren, wie sich an den Namen Barbarossa Deutschlands Sehnsucht knüpfte, denn

> Er hat mit sich genommen
> Des Reiches Herrlichkeit
> Und wird einst wiederkommen,
> Mit ihr zu seiner Zeit,

so hat sich auch mit des zweiten Friedrichs Namen diese Hoffnung verbunden, daß er, unsterblich, einst wenn die Zeit erfüllt sei, wiederkehren werde, das Reich des Pabstes zu stürzen. Er zwar ist nicht wiedergekehrt, sein Leib ruht noch heute in dem Grabmal, aber das ist das Tragische, das uns hier mit Allgewalt die Herzen rührt, daß ein so untergehendes Geschlecht solche Hoffnungen zurückläßt, wie sie die Stätte in Palermo umspielen.

Und nun, steige vor uns auf, du Bild der Vergangenheit, daß wir die Größe und die Kämpfe des Kaisers schauen, auf dessen Grabmal wir mit Ehrfurcht unsere Kränze legen!

Es ist die Zeit der Romantik, die das irdische Leben in den rosigen Hauch der Ideale kleidet, daß wir es wohl erklärlich finden, wie fernlebende Geschlechter, voll Sehnsucht nach dieser Zeit der Ritterspiele und des Minnensanges, nach den Helden in ihren prächtigen Rüstungen und den holden, minniglichen Frauen wie nach einem Feenlande blicken; aber es ist auch eine Zeit, wo die unversöhnten Gegensätze in wildem Kampfe mit einander alle Bildung zu vernichten und das alte Chaos zurückzuführen drohen; eine wunderbare Zeit, die um verstanden zu werden, auch mit ihrem eignen Maße gemessen sein will.

In dieser Zeit erscheint uns Friedrichs Heldengestalt, der selber umweht von dem Schimmer der Romantik dann doch wieder eines Hauptes höher hervorragt über seine Zeitgenossen und mit hellem Blicke hinaussieht in eine Zukunft, die anders gestaltet Ordnung und Recht, Frieden und reichere Humanität dem kampfdurchtobten Europa bringen wird. Es geht eine Sage, daß er am Ende, als sein Geist in unserm Erdtheil nicht gewürdigt ward, sich in das ferne Asien begeben habe, eine Sage, die sich an mißverstandne Aeußerungen seiner letzten Briefe anschließt, die aber zeigt, daß hellerblickende Zeitgenossen seinen Werth erkannten. — Nur aus seiner Zeit erfaßt der Mensch die Welt und nur aus sei-

ner Zeit wird er begriffen. Ein Zeitgemälde aber heute zu geben, würde die Grenzen, die mir gesteckt sind, weit überschreiten; ich kann daher nur in wenigen Strichen andeuten.

Wir pflegen, und auch mit Recht, in den Kreuzzügen die ideale Macht, die Kraft des Glaubens zu bewundern, die zahllose Schaaren, die besten Kräfte Europas nach dem wilden Asien führte. Gewiß offenbart sich in dieser wunderbaren Begeisterung für das h. Grab die schwellende Kraft des noch so gebundenen occidentalischen Geistes, der nach voller Entfaltung ringt, gewiß sind die segensreichen Folgen dieser Züge von den Historikern mit Recht gewürdigt worden; aber der Schmelz fällt von den Werken der Menschen, wenn man sie in nächster Nähe sieht. Größere Greuel sind kaum in der Völkerwanderung geschehen, als diese Schaaren sie verübt haben, die eine noch mehr heidnische, als christliche Tugend hatten, die Tapferkeit des Fanatismus. Mit Entsetzen wendet sich der Blick von dem blutrauchenden Jerusalem und den blutgesättigten Pilgern ab, die in dem Tempel Gott loben; schauerlich ist das Blutbad, das Richard Löwenherz unter den Gefangenen anrichtet; Gottes Gerichte fordern die Schandthaten des 4ten Kreuzzuges heraus, als Constantinopel der Schauplatz fessselloser Frevel war. Aber freilich, mag man auch Saladin ausnehmen wollen, Grausamkeit ist jener Zeit natürlich! Welche Geschichte enthüllen uns jene osmanischen Reiche, die nur Vergeltung durch die Kreuzfahrer empfingen; wie groß mag die Zahl der Geblendeten im griechischen Reiche gewesen sein, in diesem verwesenden Leichnam, um den sich die Adler versammelten! Und um die Schrecken der Zeit voll zu machen, kamen aus ihren Höhlen, Raubthieren gleich, die Horden der Mongolen, ein verheerender Lavastrom, — Kampf und Blutvergießen überall, Kampf im Norden Deutschlands, Kampf unaufhörlich in seiner Mitte, Kampf zwischen den Gewaltigen, Kampf geschürt von der Kirche. — Es ist ein titanenhaftes Ringen gewaltiger Kräfte, die den edleren Gebilden einer milderen Zeit den Boden bereiten.

Unter solchen wilden Scenen ist es ein wohlthuendes Gefühl, sich nach dem Hof von Palermo versetzt zu sehen. Es ist der versöhnende Eindruck dieses Gegensatzes, der uns über das vielleicht zu starke Hervortreten sinnlicher Lust hinweghebt; — aber wie eine Schöpfung aus anderer freundlicherer Zeit erscheint uns das apulische Reich unter den rauhen Stürmen, welche rings die Welt durchtoben. Um den Kaiser sammeln sich alle Elemente einer heitern humanen Bildung; sein Hof ist der Tummelplatz der Minnesänger. Unter dem hellen Himmel Hohenstaufischer Herrschaft gedeiht die Dichtkunst; das Nibelungenlied hat aus jener Zeit seine jetzige Gestalt, Walther von der Vogelweide ist der treue Freund Friedrichs, er soll ihn auf jenem Kreuzzuge begleitet haben. Aber nicht die Dichtkunst allein wird gepflegt. Wenn Friedrich auch Sterndeuter um sich duldete, so ist sein Geist zu klar, um dem Aberglauben zu verfallen; er, der selber mit Fleiß die Natur betrachtet, hat selbst ein Buch hinterlassen von der Natur der Vögel, ein anderes über die Pflege der Pferde. Er hielt in schönen Gärten fremde Thiere, die ihm sein Einfluß im Morgenlande lieferten, nicht blos zur Lust, sondern zum Studium. Er war ein Liebhaber der Jagd, glänzend in seiner Hofhaltung, prächtig seine Paläste und Schlösser, — und alle diese Pracht belebte ein Sinn, der für alles Schöne und Große erschlossen auch den äußerlichsten Vorgängen einen tieferen Hintergrund zu geben wußte. Um aber von seinem Herrschertalent ein Bild zu geben, füge ich dieser kurzen Schilderung das Urtheil des bekannten Geschichtsschreibers der Hohenstaufen bei: „Blicken wir auf sein ganzes Thun, und seine Einrichtungen hin: eine geachtete, jedoch in ihrer Wirksamkeit gegen die bürgerliche Ordnung gehemmte Geistlichkeit, ein reicher hochgesinnter Adel, blühende Städte, in ihren ursprünglichen Rechten geschützte Landleute, wohlgeordnete und streng zu ihrer Pflicht angehaltene Behörden, eine zu inniger Theilnahme erziehende Verfassung, das Kriegswesen hinreichend zum Schutz, ohne übermäßige Kosten, Handel und Gewerbe im Fortschreiten, Mißbräuche des Münzwesens beseitigt, Steuern zwar anwachsend, aber billig vertheilt, eine aufmerksame Verwaltung der Krongüter: wir können den äußeren Einrichtungen im Staate eine höchst seltene Vollkommenheit nicht absprechen und müssen den Kaiser als den thätigsten Herrscher seiner Zeit, als Gesetzgeber und Gesetzanwender bewundern." Wäre das Leben dieses Fürsten in eine mildere Zeit gefallen, er wäre wohl nach glücklicher Regierung, von seinen Unterthanen

betrauert, unter die Förderer des menschlichen Heils gezählt worden. Aber nun konnte er selbst als Beherrscher des sizilischen Reiches nicht unangefochten bleiben, als deutscher Kaiser aber verfiel er dem Verhängniß, unter dem das Mittelalter gebunden liegt. Die Einrichtungen, die sein freier, im hohen Grade organisatorischer Geist geschaffen, fanden ihren Widerstand an der Macht, die damals alle Gemüther beherrschte, an der Pabstgewalt, — und seine Behauptung, als Kaiser das Recht zu haben, das Wohl seines Volkes selbständig zu schaffen, stieß auf den gegentheiligen Anspruch, daß nur Einer das oberste Recht in der Christenheit habe, der Statthalter Christi. Mit der Pabstgewalt ist die Kaiserherrschaft von Anbeginn in Kämpfe verflochten, besonders aber das Regiment Friedrichs II.

Ob wohl Friedrich Barbarossa, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, in die Zukunft zu schauen und die Folgen seiner Schritte voraus zu erkennen, den verhängnißvollen Ehebund zwischen seinem Sohne Heinrich und der Erbin beider Sizilien, Constantia, vollzogen hätte? Freilich schien alles glücklich zu verlaufen unter der schweren Hand Heinrichs, der den Namen der Hohenstaufen mit Grausamkeit befleckt hat; denn unter ihr lag das Pabstthum mit seinem schwachen Haupte, Cölestin, gebunden, Italien war erobert, Deutschland in Gehorsam und das Kaiserthum der Erfüllung seiner Idee so nahe, daß Karls des Großen Zeiten wiederzukehren schienen, — als der Herr aller Menschen den Gewaltigen in des Todes Staub legte und nun nur ein Kind von 3 Jahren blieb, der Erbe eines Weltreichs, aber es selbst in der Feinde Hand.

Die Geschichte der Hohenstaufen bietet, wie kaum eine andere, fortwährend das Schauspiel von dem Wechsel aller irdischen Dinge, von den seltsamsten Verknüpfungen der Geschicke und den wunderlichsten Folgen menschlicher Kurzsichtigkeit in ihren Entschlüssen. Wie seltsam, daß Constantia ihr Kind in die Vormundschaft eines Innocenz geben mußte, und daß dieser dem Kinde die Treue bewahrte, an welchem in der Folge das Pabstthum alle Waffen der Treulosigkeit und des Verrathes verschwenden sollte! Freilich Innocenz konnte die Geschicke der Staaten bestimmen und sah den Herrscher abhängig von seiner dreifachen Krone; er hielt die Zügel in so straffer Hand, daß er der Gefahr nicht achtete, die ihm von einem Kinde drohte und hernach mit einem Eide zufrieden war, den ihm Friedrich in Betreff Siziliens leistete.

Und das Pabstthum hat, wenn je, so unter Innocenz III. seine Herrlichkeit entfaltet. Das Jahr, in welchem Friedrich II. die Königswürde zu Aachen erhielt, das ist für unsere Geschichte ein bedeutsames Zusammentreffen, ist auch das Jahr der IV. Lateransynode. Es liegt hier nahe, an eine ähnliche Constellation im Jahre 1870 zu denken.

Zum 1. Nov. 1215 berufen, versammeln sich in Rom die Gesandten des römischen und byzant. Kaisers, der Könige von Sizilien, Frankreich, England, Ungarn, Jerusalem, Cypern, Arragonien, Bevollmächtigte der Patriarchen von Constantinopel, Alexandrien, 71 Erzbischöfe, 412 Bischöfe, 800 Aebte und viele andere, eine Versammlung, wie sie glänzender das Abendland noch nicht gesehen. Der Pabst erscheint als der Vater der Christenheit, dem alles willig gehorcht, dem auch die Könige und Völker dienen. Es ist nun aller Welt sichtbar, was Innocenz dem Pabstthum von jeher zugedacht, was durch seine kräftige Persönlichkeit zur äußern Darstellung gekommen ist. Des Lebens Nichtigkeit hat er beschrieben in seinem Buche über das Elend des menschlichen Geschlechts; nur in der Kirche ist Erlösung zu finden und Heilung. „Der Pabst aber, dieser Statthalter Gottes auf Erden, ist deshalb aus dem Kreise aller irdischen Abhängigkeit herausgehoben und über alles Irdische gesetzt, damit er und die unwandelbare Kirche den Hülfsbedürftigen ein sicherer Anker, den Bösen ein Schrecken, der irdischen Herrschaft ein Reiniger und der irdischen Knechtschaft ein Tröster sei. Diesen himmlischen, alles umfassenden Beruf den niedern Wirkungskreisen weltlicher Fürsten als etwas Gleichartiges gegenüberzusetzen und wegen des Vorranges zu streiten, erscheint durchaus thöricht. Wie der Mond und die Sterne von der Sonne ihr Licht erhalten, in demselben Verhältniß steht die alles eignen Lichtes und einer unabhängigen Bahn ermangelnde weltliche Macht zu der selbständiges Leben und Licht verbreitenden geistlichen Macht.“ Das waren die Grundsätze, welche auf der 4. Lateransynode Sanction erhielten, oder vielmehr als der Kirche immanent nur ausgesprochen wurden.

Es liegt ein seltsames Vermischen ewiger Wahrheiten mit den Täuschungen menschlicher Herrschsucht in dem Entwicklungsgange des Papstthums. Alle die Wahrheiten, die Innocenz ausspricht, haben in sich ihre volle Berechtigung, werden aber sofort zum Irrthum und zum unheilschwangeren Verhängniß, sobald sie mit der Herrschaft einer Person, außer dem Einen, welcher Weg, Wahrheit und Leben ist, dessen Reich daher nicht von dieser Welt, identisch erklärt werden. In der Kraft dieser Wahrheiten liegt die Möglichkeit des Sieges der großen Männer, welche ihre Zeit durch die Uebermacht ihrer Person diesen Ideen dienstbar machten — aber mit der Aufrichtung einer solchen Macht der sichtbaren Kirche war nothwendig auch die Reaction des menschlichen Wahrheitsbewußtseins vorhanden.

Im 3ten Innocenz scheint eine Weile das Papstthum die gottgewollte Ordnung der Dinge zu sein; aber schon bahnt sich in der Tiefe der Geist neue Wege und bald muß der grelle Gegensatz verschiedener Weltordnungen, die hier widernatürlich vereint werden sollen, im wüthenden Kampf hervorbrechen. Und Friedrich II. ist dazu bestimmt, in diesem Kampfe das Panier zu erheben.

Zunächst freilich ist er ein gehorsamer Sohn der Kirche, die ihn durch ihr Ansehn und ihr Gold zum Haupte der deutschen Nation erhöht hat; er ist treu ergeben dem Pabste, der ihm Treue bewiesen, und es zeugt von der Klarheit seines geistigen Blickes, wenn er in dem Versprechen, Sizilien seinem Sohne Heinrich, sobald er selbst König geworden, übergeben zu wollen — wenn er dabei in richtiger Erkenntniß der ernsten Lebenslage erklärt: „Dieses geschieht, damit der Umstand, daß wir durch göttliche Fügung zum Kaiserthum berufen sind, auf keine Weise die Meinung erzeuge, als wäre jenes Reich mit dem Kaiserthum verbunden, woraus sowohl für den apostolischen Stuhl, als für unser Erbe leicht ein Unglück entstehen könnte." Es ist gewiß aufrichtige Begeisterung, wenn er im ersten Freudenrausch der erlangten Herrschaft einen Kreuzzug gelobte. „Nichts durfte, so urtheilt hier Raumer, das christliche Abendland für unmöglich halten, wenn Männer, wie Friedrich II. und Innocenz III. an der Spitze aller geistlichen und weltlichen Angelegenheiten in Eintracht und Freundschaft blieben."

Innocenz stirbt das Jahr nach jener Synode — der Bund war bei seinem Leben festgeblieben.

Allein für immer konnte er nicht währen. Die Treue hatte Innocenz gehalten, als der Mächtigere, und der Jüngling war dankbar für die Wohlthat einer freien und glänzenden Erziehung, dankbar für eine Krone, die damals nur Innocenz ihm verleihen konnte;— allein, mußte er nicht auch der Feindschaft gedenken, die der Pabst gegen Philipp von Schwaben, seinen Oheim, bewiesen? mußte er nicht erkennen, daß die ihm erzeigte Liebe doch nur ein feines Spiel im Interesse der geistlichen Macht war? kannte er nicht die Tradition seines Hauses? Und sodann, wer konnte den Kaiserthron besteigen, ohne von der Idee desselben, von dem angeblichen Recht auf die Weltherrschaft berauscht zu werden, von der Idee, die um so stärker hervorbrach, je mehr der entgegengesetzte Pol, die Pabstgewalt, sich gekräftigt hatte? Wohl wollte Friedrich Sizilien aufgeben, aber wer einmal von der Höhe bei Skurzola dieses Land als Herrscher gesehen, der kann es nicht lassen und sollte er auch mit Conradin in sein Verhängniß ziehen.

Sizilien war der Stützpunkt seiner Macht, von hier aus allein konnte er die Absichten seines Großvaters ausführen. Wenn man diese Politik der Hohenstaufen getadelt hat, mag man mit Recht Deutschlands Loos beklagen, das mit Italien jenen unheilvollen Bund geschlossen. Wenn man aber von den Hohenstaufen verlangt hat, sie sollten den Stützpunkt ihrer Macht im Norden suchen, oder vielmehr der Welfe Heinrich hätte die Kaiserkrone an Stelle der Hohenstaufen erhalten müssen, so ist das eine Geschichtsbetrachtung, dem ähnlich, als wollte man den Baum tadeln, daß er erst manchen Herbst seine welken Blätter abwirft, bevor er Früchte ansetzt. Wir betrachten diese Geschichte als eine objective göttliche Weltordnung, die nicht in der Willkühr der Einzelnen steht. Friedrich II. konnte Sizilien nicht mehr aufgeben, jenes Reich, wo sich seine großen Herrschertalente ungestört entfalten mochten. Wollte er Deutschland dann in diese Entwicklung hineinziehn, welche eine neue Zeit versprach? Wer kann sagen, wie weit seine Pläne gingen; sie haben bald

ihre Hemnisse gefunden. Ebenso stand es mit dem Versprechen des Kreuzzuges. Was der feurige Jüngling versprach, das mißbilligte der heranreifende Mann. Friedrich sah das Verderbliche in jenen Unternehmungen, für welche die Begeisterung schon künstlich geweckt wurde. Er hat hernach durch kluge Verträge mehr erreicht und seinen Namen im Morgenlande geehrter gemacht, als je ein Herrscher vor ihm, aber er sah wohl, daß nur der Pabstgewalt durch seine Abwesenheit und durch die Erfolge in Asien neue Kräfte zugeführt werden sollten. Darum zögert er, nimmt zuletzt eine Krankheit zum willkommnen Anlaß, die schon absegelnde Flotte zurückzuhalten; aber von dem Bannstrahl des starrsinnigen Greises Gregor IX. getroffen, eilt er nun als Gebannter nach dem Morgenlande, zieht in das wiedergewonnene Jerusalem ein, stellt das Ansehn der Christenheit dort wieder her und zurückkehrend dann, als der hochgepriesene Held seines Jahrhunderts, zwingt er unter dem Beifall seiner Zeitgenossen den Pabst, der sein Erbland mit Krieg überzogen hatte, zu dem Frieden von St. Germano (1230), der ihm nun endlich Muße giebt, jenen blühenden Stand des sizilischen Reiches zu erwirken.

In diese Zeit fällt sein zweiter und letzter Aufenthalt in Deutschland, veranlaßt durch den Abfall seines geliebten Sohnes Heinrich, den er zu strenger Haft verurtheilen muß, in welcher derselbe bald erlag, von dem Vater beklagt, wie Absalom einst von David. Geheilt ist diese erste schmerzliche Wunde in seinem Herzen nie. In demselben Jahr feierte er seine dritte Hochzeit mit Isabella von England unter glänzenden Feierlichkeiten zu Worms und hielt einen Reichstag zu Mainz, dessen Pracht noch einmal an jenen Tag erinnerte, als in derselben Stadt Friedrich Barbarossa die ganze Fülle und Kraft des deutschen Reiches herrlich zur Darstellung brachte, und noch einmal der Welt offenbarte, welche Macht in der alten Reichsverfassung lag. Friedrich stand nun auf dem Gipfel seines Glückes; es war nun doch zu Stande gekommen, was Innocenz abwehren wollte. Friedrich Herrscher in Italien, an Schätzen reich wie kein deutscher Kaiser vor ihm, durch ein schlagfertiges Heer, dessen Kern die Sarazenen aus Luzeria bildeten, gewaltig, König von Jerusalem, Gebieter und Ordner aller Dinge in der alten Welt! Da muß Rom's Glanz erbleichen, da muß der Kampf entbrennen — und sein Anlaß und Anfang ist nicht mehr fern; er liegt in Norditalien, dort, wo so oft die Kaiserherrlichkeit erblichen, wo das Grab der Deutschen ist. Dort mußte auch Friedrichs Geschick sich erfüllen; denn erst wenn die Städte der lombardischen Ebene die Kaiserherrschaft anerkennen, dann ist ihre Idee erfüllt, erst dann hat der Kaiser die ehrfurchtgebietende Stellung, vor welcher die Völker sich neigen.

Gregor IX. schließt den Bund mit diesen Städten und wartet auf die Stunde, wo er den gehaßten Gegner seiner Oberherrlichkeit demüthigen und vernichten kann. Friedrich kehrt 1237 mit einem Heere nach Italien zurück und scheint das Glück an seine Krone zu fesseln, als er bei Kortenuova die Mailänder bezwingt, ihr Palladium erbeutet, das Carruccio, und seine Macht in Oberitalien ausbreitet. Ein Sohn wird ihm als ein Unterpfand glücklicher Zukunft jetzt geboren; er wagt es, Sardinien an Enzio zu verleihen und feiert glänzende Siegestage bei seinem Verbündeten Ezelin in Padua. Der Palmsonntag der 20. März ist der Höhepunkt der Feste; Friedrich genießt der höchsten Ehren und verbreitet durch sein königliches freundliches Wesen überall Licht und Freude — da geht durch die Menge ein dunkles Gerücht: dieser Tag wird sich in einen Jammertag verwandeln, denn heute bannt der h. Pabst den Kaiser und übergiebt ihn dem Teufel!

Leider war dieses Gerücht die Wahrheit. Gregor hatte an dem Palmsonntag den Bann über ihn ausgesprochen und als letzten Grund angegeben, daß der Kaiser die Freiheit und die Rechte der h. Kirche verletze. Dieser Bann ist nicht mehr von ihm gewichen bis auf den Tag seines Todes.

Bis zu diesem Punkte habe ich in kurzen Umrissen das Leben des Kaisers darstellen wollen, um auf die Aussichten, mit denen er den Kampf mit dem Pabste aufnahm, einen Blick werfen zu können. Wäre der Bann zu der Zeit über ihn gekommen, als seine Macht noch unbefestigt war, wir dürften uns nicht wundern, wenn seine schwankende Stellung sich als unhaltbar erwiesen hätte. Aber jetzt steht er auf dem Gipfel der Kaisermacht; in Deutschland ist durch die Wahl Conrads sein Einfluß gesichert, das südliche Reich ist ihm in Treue

zugethan. Der Glanz des alten Barbarossa hat sich seit seinen glücklichen Kämpfen in Italien über ihn verbreitet, durch seinen Kreuzzug ist er der Liebling der Völker geworden; dazu stehen ihm ausreichende Hülfsquellen zu Gebote, sein Heer ist ihm treu ergeben; ihm dient die Staatsweisheit eines Peter von Vinea, für ihn kämpfen erprobte Feldherrn, vor allen sein schöner, vielgepriesener Sohn Enzio — sollte ein solcher Mann nicht einen alten, mit geringen weltlichen Mitteln ausgerüsteten Priester niederhalten und den geistlichen Bannstrahlen Trotz bieten können? Gewiß war das die Meinung des Kaisers, der es im ersten Zorn sehr leicht mit dem Banne nahm. Aber bald mußte er erfahren, daß er gegen eine Macht ankämpfte, die nicht mit dem weltlichen Schwerte zu fassen und nicht durch das Wort aufgeklärter Weisheit zu beseitigen war.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, bis ins Detail die Geschichte dieses Kampfes zu erzählen; aber an die Hauptmomente muß ich erinnern, damit uns das Bild gegenwärtig sei.

Ein heftiger Schriftwechsel bezeichnet den Anfang des Kampfes und begleitet denselben bis zuletzt. Ich hebe aus demselben einige Punkte hervor, die den Stand der Dinge beleuchten. „Der Pabst," schreibt Friedrich den Fürsten, „von dem wir zeither glaubten, er gedenke nur der Dinge die droben sind und lebe in Himmelshöhen, ist unerwartet als ein Mensch, ja noch weniger, erfunden worden, da er Menschlichkeit und Wahrheit bei Seite setzt. Mailand, bekanntlich der Mittelpunkt der Ketzereien, ist ihm lieber als der Kaiser, ein Bund von Aufrührern lieber, als das seit tausend Jahren die Kirche begründende und beschützende Kaiserthum. Hätten wir auch den Pabst auf frevelhafte Weise beleidigt, so wäre doch ein so regelloses Verfahren nicht gerechtfertigt, wodurch er seine innerlich kochende Wuth und Schlagfertigkeit an den Tag legt." Zugleich beruft er sich auf eine Kirchenversammlung. „Das alles, sagt er, schreiben wir, nicht als ob uns die Kraft zur Abwehr fehlte, sondern daß die Welt erfahre, daß die Ehre aller weltlichen Fürsten angegriffen ist." An die ganze Christenheit schreibt er in demselben Jahre klagend: „Es versammelten sich die Pharisäer und Schriftgelehrten und hielten einen Rath über ihren Herrn, den Römischen Kaiser. Wenn wir ihm freie Hand lassen", so setzt er prophetisch hinzu, „so wird er unser ganzes Geschlecht ausrotten. Sie mißbrauchen das Amt der Schlüssel, einen unschuldigen und gerechten Fürsten zu verdammen! Der Pabst warf sein Unglückswort wie einen Stein aus der Schleuder in die Welt und rief trotzig: Was ich geschrieben, das habe ich geschrieben!" Er vergleicht des Pabstes Thun mit dem Worte des Heilands und richtet ihn an dem Beispiel Petri; er schließt mit der Bitte: „Nimm den Sohn, welcher gern in den Schooß der Kirche zurückkehren will, milde auf, damit er nicht aus dem Schlafe als ein Löwe erwache!"

Man sieht, der Kaiser fühlte bei allem Vertrauen auf seine Kraft doch die Tragweite des Fluches, der von Petri Stuhl kam und wußte wohl, was für eine Bedeutung das Wort des Pabstes in seiner Macht über die Gemüther der Zeit hatte. So frei er selbst auch über das Pabstthum dachte, ohne dasselbe konnte er nicht bestehen, hatte doch selbst Friedrich Barbarossa in Venedig des Pabstes Fuß geküßt, als Legnanos blutige Gefilde ihm alle Kraft genommen hatten.

Darauf richtet sich auch sofort die Antwort des Pabstes, die in maßloser Weise die Beschuldigungen zurückgiebt, dann aber mit verstellter Demuth darüber mit Freuden Gott dankt, daß dieser Vorläufer des Antichrist als solcher der Welt offenbart wird, weil er behauptet, nicht gebannt werden zu dürfen, und er damit die katholische Wahrheit untergräbt. Denn daraus laße sich folgern, wie er über alle übrigen Artikel des Glaubens urtheilt; und so scheut er sich nicht, das Wort, das dem Kaiser angedichtet ist, in den Mund zu nehmen, von den 3 Betrügern, Moses, Muhamed und Christus, welche die Welt irre geführt hätten.

Diese Vorwürfe der Ketzerei sind es denn auch gewesen, welche allmählig die Herzen von Friedrich entfremdeten. Es ist daher hier wohl der Ort, mit einigen Worten des Kaisers religiöse Gesinnung zu beleuchten.

Friedrich hatte durch Erziehung und Erfahrung bei seinem natürlichen Tiefblick sich ein

freieres Urtheil über das Wesen der katholischen Kirche erworben, als es seine Zeitgenossen hatten. Er mußte es ja klar fühlen, daß eine freie Entfaltung der kaiserlichen Macht und eine reichere Ausbildung der Völker nicht möglich war, so lange die Schranken der Kirchenherrschaft so eng gezogen blieben; aber mehr noch erkannte er, daß leider nicht alles der Frömmigkeit diente, was den Namen trug. Er hatte an seinem Geschlechte erfahren, daß des Pabstes Streben auf eine absolute Machtstellung gehe; und durchdrungen von der Erkenntniß, daß diese einseitige Beschränkung des abendländischen Geistes nie die reichen Kräfte desselben los geben werde, überzeugt, daß auch alle weltlichen Künste und Wissenschaften, die jetzt gebunden lagen, ihre hohe Aufgabe zur Entfaltung christlicher Cultur nur unter günstigeren Bedingungen erfüllen könnten, wollte er keineswegs die Religion unterdrücken, wie ihm angefabelt wurde, wohl aber die Herrschaft der geistlichen Macht auf ihr eigenes Gebiet zurückführen. Ob er selbst ein lebendiger Christ gewesen, ist eine andere Frage; im Sinne der evangelischen Kirche konnte er es nicht sein und als katholischer Christ gab er Anlaß zur Kritik. Daß ich kurz sei: ein reiner Humanismus mit Anerkennung göttlicher Weltregierung war wohl das Ideal, das ihm vorschwebte und das er zu verwirklichen wünschte. Und auch so gehört er zu denen, die einer bessern Zeit Vorkämpfer waren, aber freilich ist eben damit ausgesprochen, weshalb er selbst nicht berufen sein konnte, die neue Zeit heraufzuführen.

Nach dieser vorläufigen Abschweifung gehen wir weiter. Höchst bezeichnend nach dem Gesagten lautet sein Aufruf an die Römer, als er am 11. Nov. heftiger gebannt worden war, in welchem er dieselben an das Andenken ihres alten ewigen Ruhmes erinnert, der sie zur Freiheit begeistern müsse. Desgleichen was er etwas später an die deutschen Fürsten schreibt: „Wer wünscht mehr als ich, daß das chr. Gemeinwesen seine alte Majestät und Einfachheit wiedegewinne! Aber nie kann es geschehen, so lange das Grundübel, der Stolz des römischen Bischofs nicht ausgetilgt wird. Ich soll die Kirche bekriegen, die doch nicht mit Waffen besiegt werden kann, sondern nur durch böse Lüste und Leidenschaften, mit denen der Pabst, der Heuchler, sie befleckt! Deutschland allein fürchtet man in Rom. Deshalb strebt der Pabst, die Deutschen in Brüderkriege zu verwickeln, daß die Erschöpften dumm oder verzweifelnd das Römische Joch annehmen!"

Als sich nach dem Tode Gregors die Pabstwahl verzögerte und man dem Kaiser die Schuld beilegte, schrieb dieser an die Cardinäle sehr energische Briefe, in welchen das charakteristische Wort vorkommt: „Wird etwa, wenn das römische Pabstthum aufhört, ein anderer Heiliger aller Heiligen erscheinen, wer sollte das wohl sein?" Der Kaiser selbst war der Förderer der neuen Pabstwahl, die ihm so verderblich werden sollte; ein deutliches Zeichen, daß Friedrich klar erkannte, daß es in seiner Zeit ein ganz unmögliches Ding sei, ohne den Pabst aus den Verwickelungen herauszukommen.

Doch ich muß, um das Weitere deutlich zu machen, hier den Verlauf des Streites in seinen Hauptzügen kurz nachholen.

Friedrich war mit gewohnter Energie in die Unternehmungen gegen den Papst eingetreten und hatte denselben auf allen Punkten eingeengt, als derselbe den Ausweg suchte, eine allgemeine Kirchenversammlung zu berufen, welche natürlich keinen andern Zweck haben konnte, als die Absetzung des Kaisers in aller Form auszusprechen. Das hatte Friedrich mit seiner Berufung nicht gemeint, diese Versammlung mußte verhindert werden; als daher die Prälaten auf seine dringenden Abmahnungen nicht abstanden, sondern sich in Genua versammelten, um die Reise nach Rom zur See zu machen, entschloß sich der Kaiser zur offnen Abwehr der Gefahr, sandte mit Unterstützung der Pisaner eine Flotte von Apulien ab, welche unter Anführung des Admirals Ansaldus und Enzio's, nebst dem Pisaner Buzacherini auf der Höhe von Meloria die genuesische Flotte völlig schlug und eine große Menge kirchlicher Würdenträger gefangen zurück führte, — eine unheilvolle Last. Die Versammlung war gehindert, das Urtheil der Christenheit fing an, sich gegen Friedrich zu erklären. Dieser aber erschien überall siegreich, sein Heer umlagerte Rom und der Pabst erlag seinem Alter und seinen Leidenschaften den 21. Aug. 1241 mit den Worten: „Das Schifflein Petri wird zwar bisweilen von Stürmen fortgetrieben, aber bald und unerwartet taucht es aus

den schäumenden Wogen wieder auf und segelt unverletzt auf der geglätteten Fläche". — Friedrich hoffte, daß sich des Streites Ende nahe, denn nur gegen die trotzige Gewalt Gregors sei sein Kampf gerichtet, nicht gegen die Kirche. Er irrte sich völlig. Der Pabst stirbt, das Pabstthum bleibt, und Gregor wurde sterbend ein Prophet von dem kommenden Mißgeschick des Kaisers.

Nach der erwähnten Verzögerung, während deren alles in der Schwebe blieb, der Kaiser gebannt, die Welt in Besorgniß, bestieg endlich Sinibald aus dem Hause Fiesko, der sich des großen Innocenz eingedenk, Innocenz IV. nannte, den päpstlichen Stuhl; ein Freund des Kaisers zuvor, von nun an sein erbittertster Gegner, wie Friedrich richtig vorhersagte: denn kein Pabst kann Ghibelline sein!

Alle Versuche Friedrichs, den Frieden herbeizuführen waren umsonst, obwohl er sich zu drückenden Bedingungen bereit finden ließ, denn schon machte sich mehr und mehr die Wirkung des Bannes geltend. Unerwartet, auf nächtlichen Wegen, entweicht Innocenz aus Rom im geheimen Einverständniß mit Genua, welches ihm Schiffe sandte, um ihn in diese Stadt einzuführen, wo er mit ungeheurem Jubel empfangen wurde: Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn! Er selbst rief aus: Unsere Seele ist entronnen, wie ein Vogel aus dem Strick!

Es ist eine offne Frage, ob Friedrich sich der Person des Pabstes habe bemächtigen wollen. Was auch dafür gesagt worden: er konnte aus Heinrich V. Beispiel wissen, daß man wohl den Pabst gefangen nehmen kann, das Pabstthum aber nicht.

Und noch einmal führt uns der Verlauf unserer Geschichte in eine geistliche Versammlung, in welcher rückhaltlos die Consequenzen aus den Principien der Lateransynode gezogen werden. Innocenz hat sich nach Lyon begeben, mit trefflicher Berechnung, daß grade diese Stadt aus vielen Gründen seinen Absichten förderlich sei, hierher beruft er die Führer der Kirche, die früher vereitelte Synode nachzuholen. In Lyon hat das Pabstthum sich mit dieser Versammlung ein trauriges Denkmal gesetzt, denn hier ist die ganze Tiefe römischer Anmaßung und geistlicher Ueberhebung zu Tage getreten. Ein unheimliches Grauen faßt den Beobachter dieser Gerichtshandlung. Hatte einst Friedrich von einer Versammlung der Pharisäer geredet, diese Synode rechtfertigte sein Wort; denn man kann nur einen finden, dem Innocenz bei dieser Gelegenheit vergleichbar wäre: Caiphas im Synedrium, wie er mit heuchlerischer Entrüstung sein Kleid zerreißt und spricht: Er ist des Todes schuldig! Es ist umsonst, daß Thaddäus von Suessa, der größte Rechtsgelehrte seiner Zeit und des Kaisers treuer Vertheidiger, wenigstens um Aufschub bittet; — unter gleißnerischen Thränen geht Innocenz daran, die Kirche von der „Pestilenz" zu reinigen; schauerlich hallen die Worte des Fluches durch die schweigende, entsetzte Versammlung, schauerlich erlöschen die Lichter in den Händen der Priester — so erlischt Friedrichs Macht und Recht und Ehre, sein Licht gehe unter auf ewig! Thaddäus ruft in wildem Schmerz: „Dies ist ein Tag des Zornes, des Unglücks und des Elends! Nun werden sich freuen die Ketzer, herrschen die Chowaresmier, einbrechen das Gericht der Mongolen!" Der Pabst aber rief: „Ich habe das Meine gethan, Gott möge das Uebrige lenken nach seinem Willen!" und stimmte das Tedeum an.

Hier wenigstens können wir völlig mit Friedrich empfinden, der über das Unerhörte fast erstarrt, sich die Krone bringen ließ und sie berührend rief: „Noch habe ich sie und kein Pabst wird sie mir rauben". Indeß fühlte er doch, wie sich immer näher und düsterer die Wolken um ihn zusammenzogen. „Bisher bin ich Ambos gewesen, nun will ich Hammer sein!" Dieses sein Wort ist die Loosung zu einem wilden, nunmehr alle Leidenschaften entfesselnden Kampfe, der Italiens blühende Fluren zuletzt von den Alpen bis zum Mittelmeer zertritt. Jede Möglichkeit einer Verständigung ist nun dahin; jeder von den beiden Gegnern glaubt, wie bei so leidenschaftlicher Erbitterung natürlich, von dem andern das Schlimmste, und Fluch häufen beide auf Fluch. Zunächst will Friedrich mit einem Heere nach Lyon ziehen, aber die Verhältnisse in Italien sind mächtiger. Er hat die Alpen nicht mehr überschritten; und so oft sich ihm auch in dem Kampf das Glück zuneigt: wenn er es halten will, entschwindet es seinen Händen und unentschieden wogt der Streit hin

und her. Liegt jetzt auch auf Beiden gleich schwer die Schuld des Hasses, es entschuldigt doch nicht die geistliche Macht, die ein Segen sein sollte den Völkern, und reinigt sie nicht von den unerhörten Maßregeln, die sie nahm zu des Kaisers Vernichtung, die nicht nur ihn trafen, sondern Treue und Glauben überhaupt in der Christenheit auslöschten, alle Länder, besonders Deutschland in den verhängnißvollen Strudel der Parteiwuth hinabziehend, alle Banden der Ordnung lösend. Denn der Pabst entbindet die Unterthanen vom Eide, wählt mit allen Mitteln des Verrathes und der Treulosigkeit Gegenkönige in Deutschland, stiftet in den Erblanden des Kaisers Aufruhr an, und sendet vor allem seine kampfbereiten Schaaren in alle Dörfer und Hütten, — jene traurigen Vorläufer der Jesuiten, die einst in religiöser Ueberspanntheit der Armuth und Weltverachtung sich hingebend der verderbten Gegenwart das jenseitige Erbe verkündigen wollten, bald aber vom Pabste als die brauchbarsten Werkzeuge zur Befestigung seiner Macht erkannt wurden und größere Erfolge ihm erzielten, als die geübtesten Kriegsschaaren dem Kaiser errangen. So stürzt im ungeheuren Brande der stolze Bau der Kaiserherrlichkeit zusammen; aber er reißt unaufhaltsam auch das scheinbar siegreiche Pabstthum dahin, und bei diesem allgemeinen Ruin wird in den Völkern die Sehnsucht wach nach einer Zeit des Heils, nach Erlösung.

Doch ich muß noch kurz auf das Ende des Kampfes hinweisen. Herrlich ragt immer noch des Kaisers Gestalt hervor; doch nur selten tritt die heitere Sonne seiner mildangelegten Natur auf eine Weile aus dem düstern Wolkenschleier hervor. Fünf Jahre voll Kampfes sind ihm noch beschieden seit jener unheilvollen Synode; den Abschluß bildet die Schlacht an der Fossalta, wo Enzio gefangen und nach Bologna in den Kerker geführt wird. Dieser Stoß trifft den Kaiser ins tiefste Herz; vergebens ist sein Versuch, den Sohn zu befreien. Bald umfängt Krankheit mit lähmender Macht den Geist des großen Hohenstaufen; aber auch jetzt noch sollte er den letzten Tropfen Wermuth aus dem Becher trinken. Sein treuer Diener Peter von Vinea wird des Verraths gegen ihn beschuldigt — es schwebt ein Dunkel über diese Sache — aber der Angeklagte zerstieß sich an einem Mauerpfeiler den Schädel! In diesen Tagen durchdrang die Trauerkunde von Ludwigs des Heiligen unseligem Kreuzzug die Christenheit und auch jetzt fehlte es nicht an Stimmen, die Friedrich mit verantwortlich machten. Unter so fortgesetzten Schlägen unterlag der Leib der Krankheit. Dante hat ihn, dem Urtheil einer irregeleiteten Zeit folgend, unter die Zahl der kühnen, himmelstürmenden Zweifler gestellt, die in feurigen Gräbern liegen — ich möchte lieber das Wort Horazio's über ihn sprechen:

> Da bricht ein edles Herz! Gute Nacht, mein Fürst,
> Und Engelschaaren singen dich zur Ruh!

Große Freude war im Lager des Pabstes bei dieser Kunde, denn nun war der gewaltige Stamm abgehauen und es blieb nur übrig, alle Zweige desselben zu vernichten, die etwa noch zu neuer Kraft sich entwickeln konnten, denn Haß über den Tod hinaus ist bei dem, der auch über die Gestorbenen richtet. Ich deute nur hin auf die fluchwürdige Belehnung Karls von Anjou mit Sizilien, welche den schrecklichen Untergang Manfreds bei Benevent zur Folge hate, weise nur hin auf die jugendliche Heldengestalt des edlen Jünglings, der noch einmal die Herrlichkeit der Hohenstaufen in Erinnerung bringt, der aber wie ein letztes Abendleuchten eines sturmvollen Tages untergeht. Unwillig wendet sich der Blick von der Stätte, wo das edelste Blut schmählich von Mörderhand vergossen gen Himmel schreit. Aber kein Rächer erscheint den unschuldig gemordeten Kindern Manfred's, kein Rächer den Hohenstaufen, ihr Name verklingt, wie eine Sage — nur ein Herz schlägt noch, das mit Entsetzen diese Dinge hört, aber in tiefer Kerkerhaft: Enzio, der schöne jugendliche Sprosse des Kaisers, der mitten aus des Lebens Mai hinabgerissen nicht in einen sanften Tod, sondern in lebenslängliche Gefangenschaft, wunderbar unsere Wehmuth weckt. Noch einmal zuckt Hoffnung durch seine Seele; aber sein Fluchtversuch wird vereitelt und im Kerker stirbt der letzte Sproß des hohen Stammes ruhmlos dahin. Wunderbare Gerichte Gottes, unerforschliche Wege!

Soweit mußte ich der Geschichte folgen, um die Frage beantworten zu können: Hat denn der Pabst wirklich noch in dem Glauben gehandelt, Recht zu thun? Ist dieser tödtliche

Haß, der das Haus der Hohenstaufen ausrottet, wie einst Ahabs Haus ausgerottet ward, der durch kein Unglück des Gegners gemildert, durch keine Vorstellungen bezwungen werden kann, ist dieser Haß wirklich nur ein Ausdruck der Ueberzeugung, daß dieses Gericht über ein verhaßtes Geschlecht ein gottgewolltes sei, handelt der Pabst aufrichtig der Meinung, daß er seines Amtes warte? sind ihm keine Gewissensbisse über solche Frevel gekommen, keine Einsicht in das Unheil, das er angerichtet, keine Erkenntniß, daß dieser Sieg nur das ewige Verderben im Gefolge habe?

Wir berühren mit dieser Frage eine düstere Nachtseite der menschlichen Natur, das unheimliche Gebiet, wo religiöser Fanatismus sich mit den niedrigsten Leidenschaften unlöslich verbindet und Thaten auszuführen vermag, vor welchen jeder nüchterne fromme Sinn zurückbebt. Wie weit ein Innocenz noch sein persönliches Gewissen von den Geboten der Pabstidee zu trennen vermochte, weiß ich nicht; aber das ist gewiß, daß er, wie Gregor und der 3. Innocenz, Gott einen Dienst zu thun meinte und sich der Täuschung völlig hingab, daß er selbstlos nur die Sache des Herrn vertrete und ein reines Werkzeug der göttlichen Rechte an seinen Gegnern sei.

Solche Vorstellungen waren aber nothwendige Folgen, die aus der einmal als ewige Wahrheit aufgestellten und consequent ausgebildeten Pabstidee hervorgehen mußten, wenn Sätze, wie die folgenden aus der Anklageschrift Innocenz IV., als richtige von der Zeit anerkannt wurden: „Nicht blos eine priesterliche, sondern auch eine königliche Herrschaft gründete Christus und gab dem h. Petrus die Zügel des irdischen und himmlischen Reiches. Die Tyrannei legte Constantin in die Hände der Kirche und empfing das, was er mit Unrecht besaß, jetzt aus der rechten Quelle als ehrenvolle Gabe zurück. Auch die Gewalt des Schwertes ist von der Kirche, sie übergiebt es dem Kaiser bei dessen Krönung." Gelten diese Gesetze als göttliche, dann freilich ist der Kaiser zum Gehorsam verpflichtet, und die Kirche hat das Recht der Oberaufsicht, ja das Recht der Strafe und Absetzung!

Hier könnte sich uns nun die Frage aufdrängen: Sind denn diese Sätze, so falsch ihre historische Ableitung sein mag, nicht an sich haltbar und wäre ihre Anerkennung nicht der Welt Heil und Frieden? haben die Völker nicht unter der milden Herrschaft der Kirche glücklicher gelebt, als in den Zeiten der reichsten politischen Freiheit? Ist nicht jede Abweichung von dieser Zucht der Kirche ein sträflicher Abfall und also Friedrichs Auflehnung ein Unglück für die Welt gewesen? — Hierauf nur dieses zur Antwort: Die Weise, in welcher die Päbste, deren Handeln wir gesehen, den vermeintlichen Störer der göttlichen Ordnung verfolgten, zeigt nur zu deutlich, daß die Führung eines solchen Amtes, wie es die Päbste beanspruchten, weit über das Vermögen eines irrthumsfähigen Menschen hinausgeht, wobei es gleichgültig ist, ob er amtlich den Titel des Unfehlbaren schon führt, oder nur prätendirt. Die ganze Geschichte des Pabstthums lehrt, daß kein Mensch der Versuchung widersteht, die nur Christus siegreich abgewiesen hat, wenn ihm alle Reiche dieser Welt gezeigt werden; das Pabstthum suchte nicht die Herrschaft Christi, sondern seine eigne aufzurichten und verband mit der Herschsucht anderer Welteroberer noch die ungeheure Anmaßung göttlicher und ewiger Berechtigung. Was unter der Herrschaft solcher Ideen aus dem christlichen Gemeinwesen werden mußte, zeigt das traurige 15. Jahrhundert am deutlichsten. Daher haben die Reformatoren das Pabstthum den Antichristen genannt und die reformirte Kirche diesen Gegensatz mit zähester Consequenz festgehalten. Unsere Zeit aber zeigt dem erstaunten Geschlecht des 19. Jahrhunderts, daß das verachtete Pabstthum nichts vergessen und aufgegeben hat, sondern seine Ansprüche heute eben so geltend macht, wie zur Zeit Friedrichs II.

Nun aber die entgegengesetzte Frage: Wenn denn das Pabstthum in sich selbst eine Unwahrheit ist, wie konnte es die Gemüther beherrschen und wie konnte Gott den Untergang der Hohenstaufen zulassen? Schon bei Anlaß der religiösen Charakteristik Friedrichs sahen wir, wie es geschehen konnte, daß er wohl eine neue Zeit anzubahnen, aber sie nicht heraufzuführen vermochte. So verkehrt auch die Idee des Pabstthums sich ausgestaltet hatte und so unangemessen auch die Kampfesweise eines Gregor und Innocenz war, dennoch lag in ihrer Sache ein Moment, das ihr das Uebergewicht gab. Die Staatsidee, aus der

Friedrichs Handlungen hervorgingen, litt an dem einen großen Fehler, daß sie die Bedeutung des Evangeliums zur Herstellung des wahren Volkswohls nicht in der rechten Weise würdigte, wohl das Schädliche im Pabstthum bekämpfte, aber nichts an die Stelle desselben zu setzen vermochte; daher dieser auch die neue Pabstwahl nicht zu hindern im Stande war. Man wird sagen, die Zeit sei noch nicht für Friedrichs Idee reif gewesen, und man hat darin nicht Unrecht, aber die einseitige Entwicklung derselben hätte den bisherigen Entwicklungsgang der abendländischen Christenheit unterbrochen. Ohne die Kirche ließ sich die Zeit nicht umgestalten, daher mußte erst die Kirche umgestaltet werden, und das ging über Friedrichs Vermögen.

Ich muß diese Behauptung mit kurzen Worten stützen. Ohne die Kirche war keine Entwicklung zum Bessern möglich. Wir haben bisher nur auf die verderbliche Seite des Pabstthums gesehen, allein es war doch einmal die historisch gewordene Gestalt der Kirche, und bei allen Irrthümern lebte in ihr die Wahrheit. Es fragt sich nur, kann die Wahrheit aus dieser Gestalt der Kirche herausgelös't werden, ohne daß sie selber verdirbt? Versuche genug sind schon damals gemacht, das beweisen die vielen Ketzergesetze und Gerichte, denen sich selbst Friedrich nicht entziehen konnte, — aber erst dann ist diese Herauslösung der Wahrheit aus der bisher sie haltenden Schale möglich, wenn die neue Gestalt darunter völlig ausgeboren ist und an ihr das Unwahre der bisherigen Form gerichtet werden kann. Das ist, wie der geschichtliche Verlauf zeigt, erst in Luther möglich gewesen; zur Zeit der Hohenstaufen war die Wahrheit von der bisherigen Kirchenform, wenn auch gebunden, doch noch so fest umschlossen, daß dieselbe nicht ohne Schaden zertrümmert werden konnte. Der geschichtliche Nachweis würde freilich einen eignen Vortrag erfordern; ich erinnere aber daran, daß Innocenz der dritte als Vater der Christenheit nicht blos erschien, sondern es auch wesentlich noch war. So wunderlich ist die historische Entwicklung, daß es des Pabstthums bedurfte, um die Völker zu züchtigen, der heilsamen Wahrheit nachzuleben, damit dieselben zu ihrer Zeit sie selbstthätig ergreifen sollten.

Ist also ohne die Kirche der Fortschritt der europäischen Völker zur neuen Gestaltung nicht möglich gewesen, so mußte dieselbe selbst umgestaltet werden und daß hierzu dem Kaiser Friedrich bei all seiner glänzenden Begabung doch das rechte religiöse Ferment fehlte, das ist die Ursache, daß er dem Pabstthum unterliegen mußte. Dennoch ist sein Kampf gegen die um sich greifende Verkehrung der Pabstidee nicht vergeblich gewesen, wenn auch zunächst nur das negative Resultat errungen ist, die verwirrende Erkenntniß, daß das Pabstthum nicht die bleibende Gestalt der Kirche sein kann. In dem Siege der Pabstgewalt ist ihre eigene Herrlichkeit unterminirt, und es währt nicht lange, so brechen die verborgenen Flammen hervor, es zu vernichten. Traurige Zeiten folgen, jene Zeiten, die wie dunkle Nebelwolken sich so lange vor das forschende Auge des Historikers legten und die Erkenntniß der früheren Herrlichkeit des mittelalterlichen Wesens hinderten.

Wir erkennen nun, woher das Pabstthum die Gewalt nahm, die Gemüther jener Zeit zu beherrschen, und sie fortwährend nimmt, wo die religiöse Erkenntnißstufe die gleiche ist. Diese Macht kann in der That nicht durch die Schärfe des Schwertes gebrochen werden, welche niemals religiöse Ueberzeugung ausrottet oder neuschafft, auch wird sie nicht durch Beschlüsse von Concilien überwunden, sondern nur durch eine höhere Macht der Wahrheit, welche die Herzen von innen heraus erobert, wie die Reformationszeit beweist.

Hiermit stände ich am Ziele meiner Aufgabe, wenn mich nicht die schon öfter durchscheinende Parallele jenes Kampfes mit dem, der in unsern Tagen entbrannt ist, noch zu einem kurzen Schlußwort drängte, eigentlich nur zu einem Aussprechen der schon im Gesagten liegenden Erkenntniß.

Es muß in der That in der Entwicklung der ev. Kirche die Schuld liegen, daß sie nicht bloß ihre Grenzen nicht erweitert hat, sondern auch nicht im Stande gewesen ist, ein neues Umsichgreifen katholisch mittelalterlicher Vorstellungen von der Pabstgewalt zu verhüthen. So mußte denn die so lange verhinderte Aufrichtung des Kaiserthums deutscher Nation, so bald sie wirklich wurde, auch die ruhenden, aber in der Tiefe genährten Ansprüche des Pabstthums wecken, welches in dem letzten Römischen Concil nur die alten Conse-

quenzen der 4ten Lateranſynode von neuem belebt hat! Der Kampf iſt heute ebenſo unvermeidlich geweſen, wie zu Friedrichs Zeiten, ſo ſehr verändert auch die Geſtalt der Welt iſt. Es kann keine Frage ſein für jeden Deutſchen, der ſchon als Schulknabe über die Demüthigung Heinrichs IV. ſeine Hand ballte und die Tragik des Unterganges der Hohenſtaufen erfahren hat, daß ſeine Sympathie der Regierung gehört, die in die Schranken getreten iſt. Es hallt das Wort lebhaft in unſern Herzen wieder: Nach Canoſſa gehen wir nicht! — aber ob wir mit derſelben Zuverſicht ſagen können: Unterliegen werden wir nicht! das hängt von der Stärke der Waffen ab, die wir führen. Ueber die Weiſe des Kampfes, die gewählt iſt, maaße ich mir kein Urtheil an. Es ſcheint allerdings ſo, als ſei nur der eingeſchlagene Weg möglich geweſen. Aber ob unſer Staat, ob Deutſchland den wahren Sieg davon trägt, das wird davon abhängen, ob die evangeliſche Kirche noch die Kraft hat, frei auf dem Grunde des rechtfertigenden Glaubens ſtehend die Herzen des Volks für die ev. Wahrheit zu gewinnen. Nur das Poſitive vermag an die Stelle des Alten zu treten, ſonſt iſt das Alte in ſeinem Beſtehen mächtiger. Ich wenigſtens kann eine Beſorgniß nicht zurückdrängen, die die Herzen aller ernſten evangeliſchen Chriſten ſchwer bekümmert. Es liegt in dem Weſen des Liberalismus, der mehr und mehr unſere Zeit beherrſcht, eine zerſetzende Macht, der ſich die evangeliſche Kirche mit geſchloſſener Phalanx entgegenſtellen muß. Schon iſt auch das alte Stichwort: Bildung macht frei, überflügelt; es wird abſolute ſubjective Freiheit gefordert, und in dieſem alles Beſtehende erſchütternden und verkehrenden Subjectivismus ſieht man den einzig wirkſamen Gegenſatz zu der katholiſchen Welterſcheinung und Lebensordnung. Ich kann nicht umhin, beſonders noch auf die ſogenannte „moderne Weltanſchauung“ hinzuweiſen, wie ſie vor Allem Strauß in ſeinem letzten Buche verherrlicht hat, und auf Erſcheinungen, wie die widerwärtige „Philoſophie des Unbewußten.“ Ja: leugnet nur alles, ſtoßt den lebendigen Gott vom Himmel, macht reinen Tiſch — und die geängſtigten Herzen werden unter Rom's ehrwürdigen Domen eine willkommene Zufluchtsſtätte finden.

Gott ſchütze unſere Kirche und unſer Vaterland und führe uns gnädig zum Siege der evangeliſchen Wahrheit. Dann wird Deutſchland frei und einig ſein, und das Martyrium der großen Hohenſtaufen wird auf dem Thron der Hohenzollern ſeine glänzende Anerkennung und Satisfaction finden.*) H. Löwe.

Ueberſicht der pädag. Literatur neuerer Zeit.

Von K. Strack.

III. Geſchichte der Pädagogik.

Anhang (Schluß).

2. **Geſchichte des preußiſchen Volksſchulweſens.** Von Fr. Eduard Keller, Seminarlehrer a. D. Herausgeber der „Deutſchen Schulzeitung“ und der „Deutſchen Schulgeſetzgebung“. Berlin, 1873. Verlag von Robert Oppenheim.

Rec. würde ein anderes Urtheil über vorliegende Schrift fällen, wenn der Titel ein anderer wäre, etwa „Blicke in die Entwickelung des preuß. Staatslebens mit beſonderer Berückſichtigung der Schule und namentlich der Volksſchule neuerer Zeit.“ Wir finden

*) Bemerkenswerthe Berührungen mit den in vorſtehendem Vortrage ausgeſprochenen Anſchauungen bietet das ſchöne und lehrreiche Schriftchen: „Kaiſer und Papſt; eine zeitgeſchichtliche Studie, von D. H. Thiele, Probſt ꝛc., Hof- und Domprediger in Braunſchweig. Leipz., Juſt. Naumann 1874“ (48 S.). Man vgl. u. a. ſeine Schlußworte (S. 48): „Wir vermögen gar nicht abzuſehen, welche traurige Phaſen dieſer Kampf zwiſchen altrömiſchem, in's Deutſche überſetztem Staatsrecht und neurömiſchem Kirchenrecht unter uns noch durchmachen, und zu welchem Ende er führen wird. Es ſcheint

ganze Abschnitte in dem Buche, welche wir in einer Geschichte des Volksschulwesens nicht erwartet hatten. Hier heißt es aber nicht: „Superflua non nocent, denn durch die allzuausführliche Behandlung dessen, was nicht unmittelbar mit dem Volksschulwesen in Verbindung steht, wird die Uebersicht der Entwickelungen diesem erschwert. Wir erwähnen Einiges, um unser Urtheil zu begründen. Der 2. Abschnitt führt die Ueberschrift: Die Wöllner'sche Beschränktheit und der Mysticismus in Kirche und Schule. „Hier wird das viel besprochene Edikt von S. 118—123 in extenso und verbotenus mitgetheilt, und darauf werden die darüber geführten theologischen und kirchlichen Streitigkeiten ziemlich ausführlich behandelt; es wird sogar das Verfahren gegen einzelne Geistliche erzählt. Das Alles gehört wohl in eine ausführliche oder Spezialkirchengeschichte, aber gewiß nicht in eine Geschichte des Volksschulwesens; dasselbe gilt von dem 11. Abschnitt, der auf 13 Seiten die Geschichte der kirchlichen Union in Preußen darstellt. Im 15. Abschnitt wird die neue Zeit und die Bewegung auf politischem und kirchlichem Gebiete mindestens viel zu ausführlich geschildert; es ist die Rede vom vereinigten Landtage, von den kirchlichen Kämpfen unter Hengstenberg und Stahl, vom Toleranzedikt, von den Kämpfen im Gustav-Adolf-Verein, von der Generalsynode 2c.

Der 17. Abschnitt behandelt die revolutionären Bewegungen des Jahres 1848 und die Neubildungen auf staatlichem und sozialem Gebiet und zwar gleichfalls in einer Weise, als ob der Verf. eine politische, nicht eine Schulgeschichte liefern wollte; die verschiedenen Ministerien werden nach einander aufgeführt, die vom König an Sein Volk am 21. März 1848 erlassene Proclamation lesen wir den Worten, nicht blos dem Inhalt nach; besondere Aufmerksamkeit wird dem preußischen Verfassungskampfe gewidmet. Nach dem Mitgetheilten läßt sich erwarten, daß auch die politischen sowie die kirchlichen Ereignisse der neuesten Zeit mit allzugroßer Ausführlichkeit und Detailschilderung in den folgenden Kapiteln erzählt werden. Gehören die Verordnungen über die Bildung der kirchlichen Gemeindevorstände die Einrichtung der Kreis- und Provinzialsynode in ein Buch wie das vorliegende? Wir wissen wohl, daß alle diese Ereignisse nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung des Schulwesens sind, und darum dürfen und sollen sie auch berührt werden, aber mehr in kurzen Andeutungen, in Einleitungen zur Motivirung des nun weiter über das Schulwesen Gesagten, nicht in besonderen ihnen gewidmeten Kapiteln. Noch eher mag man sich mit einiger, jedoch immer beschränkter Ausführlichkeit in einer Geschichte des Volksschulwesens über das höhere Schul- und Unterrichtswesen der Universitäten, Gymnasien und Realschulen aussprechen. Auch in dieser Beziehung hat der Verf. nach unserer Ansicht die ihm durch die Natur der Sache gestatteten Grenzen überschritten. Was soll in einer Geschichte des Volksschulwesens die Mittheilung über die Aufhebung alter und die Gründung neuer Universitäten S. 155 und 156? Was ein besonderer Abschnitt über die Karlsbader Beschlüsse, die Burschenschaft, über das Triennium 2c.? Ebenso sind an einzelnen Stellen die Bestimmungen über das Gymnasialwesen allzusehr im Detail mitgetheilt, z. B. 182. 185. 324. Noch näher als die Gymnasien berühren die Realschulen das Volksschulwesen, aber auch hier ist des Guten jedenfalls zuviel gethan.

Dagegen berührt der Verfasser manche Gegenstände und Personen, die auf das preußische Volksschulwesen bedeutenden Einfluß geübt haben, entweder gar nicht, oder sehr kurz. Julius Hecker ist zwar an verschiedenen Stellen erwähnt, aber ein Gesammtbild von dessen tiefeingreifender Wirksamkeit bekommt der Leser nirgends. Noch kürzer wird Eberh. v. Rochow abgefertigt und dieser ist doch gewiß wichtiger für das preuß. Volksschulwesen, als das Wöllner'sche Edikt, das Edikt über die Presbyterien, die Karlsbader Beschlüsse 2c. Selbst Pestalozzi's Einfluß scheint uns nicht genug ins rechte Licht gestellt worden zu sein.

---

nicht, als ob die Regierung auf einen namhaften Beistand aus der katholischen Bevölkerung rechnen könne. Die Bischöfe werden ihre Strafe erleiden und harren. Am wahrscheinlichsten ist es uns, daß es schließlich damit gehen wird, wie es in dem Liede heißt: „Der König und die Kaiserin, des langen Haders müde, erweichten ihren harten Sinn und machten endlich Friede.“ — Wir wünschen von Herzen, auch diese Friedensglocken noch läuten zu hören, und je eher desto besser. — Dominus providebit.“

D. Red.

Wir würden auch der charakteristischen Verordnung an die Regimenter über die Garnisonsschulen ausführlicher gedacht haben, da diese Verordnung über die Gesinnung Friedrich-Wilhelms III. in Betreff des Schulwesens und der Volksbildung überhaupt genauern Aufschluß gibt als vieles Andere; aus der neueren Zeit vermissen wir eine genauere Mittheilung über die im Jahre 1872 im königl. Unterrichtsministerium gepflogenen, das Schulwesen betreffenden Verhandlungen. Eine bloße Hinweisung auf die gedruckten Protokolle dünkt uns nicht genügend zu sein. Eine nähere Bekanntschaft mit den ausgesprochenen Ansichten würde den Leser über das, was die verschiedenen Parteien in Betreff des Schulwesens wünschten, belehren und ihn einen tieferen Blick in die Schulverhältnisse bei dem Uebergang in die neue Zeit thun lassen. Daß der Verf. über die vielfach verurtheilten Regulative den Stab bricht, wollen wir nicht tadelnd erwähnen, doch hätte die Gerechtigkeit verlangt, daß derselbe, wie Strack in der Geschichte des deutschen Volksschulwesens (S. 392) gethan hat, auch darauf hingewiesen hätte, wie vorher vielfach und zwar auch von freigesinnten Personen über die falsche Richtung und die nicht befriedigenden Wirkungen des Volksschulwesens geklagt worden ist; wir erinnern beispielsweise an die Suringarsche Frage und deren Beantwortung durch Curtman. Sonst ist aber die Entwickelung des preuß. Schulwesens in neuerer Zeit sehr ausführlich berichtet und das ist jedenfalls das größte Verdienst dieser Schrift, daß sie hierüber die genauesten, auf Quellen beruhende Mittheilungen liefert, während die früheren Jahrhunderte selbst im Verhältniß zu dem Wenigen, was zu berichten ist, stiefmütterlich behandelt worden sind. Dem ganzen Mittelalter, sowie der Reformationszeit sind nur 38 Seiten gewidmet. Der Grund mag wohl darin liegen, daß der Verf. mit vielen Andern behauptet, es seien bis ins 17. Jahrh. noch keine Volksschulen vorhanden gewesen, weßwegen auch die Ueberschrift des 3. Abschnittes lautet: „die Zeit vor und nach dem dreißigjährigen Kriege und die Anfänge des Volksschulwesens". Heppe in seiner Geschichte des deutschen Volksschulwesens ist dem 16. Jahrh. gerechter gewesen, indem er wenigstens die Anfänge in die Zeiten zurück versetzt, wo die Gegensätze zwischen luth. und ref. Kirche mehr hervorgetreten wären, was in der Mitte des 16 Jahrh., besonders mit dem Erscheinen des Heidelberger Katechismus geschehen. Strack hat in seiner Geschichte des deutschen Volksschulwesens Kapitel 5 nachgewiesen, daß er mit Fug und Recht diesem Kapitel die Ueberschrift geben konnte: „Bestand der Schulen; Beschaffenheit derselben" (im 16. Jahrh.). Er hat in der Einleitung gezeigt, daß auch im Mittelalter, namentlich zu Ende desselben mehr Schulen vorhanden gewesen, als man gewöhnlich annehmen will, ja daß die Kunst des Lesens ziemlich weit verbreitet gewesen sein muß; sonst hätten ja Luthers Schriften nicht so rasche und so weite Verbreitung finden können, als sie gefunden haben. Natürlich kann von Volksschulen, wie sie im 19. Jahrhundert geworden sind, keine Rede sein. Die Schulen hatten einen kirchlichen Charakter und waren großentheils durch das Bedürfniß der Kirche ins Leben gerufen worden. Aber die Kinder wurden neben dem Katechismus auch im Lesen- und theilweise auch im Schreiben unterrichtet und das waren doch gewiß „Anfänge der Volksschule". Um nur Ein Zeugniß von den vielen von Strack erwähnten anzuführen, berufen wir uns auf die Lüneburger K. O. von 1564. Diese befiehlt, daß auch in Flecken und Dörfern Kinderschulen gehalten werden sollten, wie auch bisher Gottlob geschehen.

Noch müssen wir auf ein falsches ungerechtes Urtheil des Verf. über die Reformatoren verweisen. Er sagt S. 36: Noch mehr als die Wittenberger, hatten auch die Schweizer Reformatoren den Unterricht der Jugend gefördert. Er beruft sich darauf, daß sich in den calvinischen Gemeinden Frankreichs, Schottlands, der Niederlande, das allgemeine Priesterthum, die Theilnahme der Gemeinde an Lehre und Verwaltung der Kirche ꝛc. mehr entwickelt hätten und daß diese Momente des evangelischen Lebens in Wittenberg immer mehr, zurück getreten seien. Aber, was hatten denn diese Momente mit der Volksschule und dem Unterricht der Jugend zu thun? Hat denn der Verf. einmal die Schriften Luthers und Calvins mit einander verglichen und erwogen, wer von beiden mehr für das Schulwesen geschrieben und gearbeitet hat? Hätte man auch über die Pädagogik des Genfer Reformators so viel schreiben können, wie über die des Wittenberger geschrieben worden ist? (Vgl. Strack

S. 19 ff.) Gerade Calvin tritt in pädagog. Beziehung mehr in den Hintergrund, weßwegen der betreffende Artikel in Schmids Päd. Enc. mit den Worten beginnt: „Calvins Einfluß auf die Pädagogik ist weder so direkt, noch so tiefgreifend als der der deutschen Reformatoren Luther und Melanchthon; an persönlichem Interesse für Erziehung und Jugendbildung steht auch Zwingli entschieden höher. „Zu dem spricht der Verf. von den Wittenberger Reformatoren; denkt er denn gar nicht daran, daß Melanchthon der praeceptor Germaniae genannt worden ist? Der Verf. ist überhaupt parteiisch für die reformirte Kirche gegen die luth. eingenommen. Er sagt S. 37 über den Uebertritt des Kurfürsten Johann Sigismund zur ref. Confession. „Es war dies mehr als ein politischer Schritt; es war eine andere, eine größere, lebensreichere Weltanschauung, für die sich der Kurfürst entschied. Und diese mußte auch der brandenburg-preußischen Schule zu Gute kommen, sie endlich aus den beengenden confessionellen Fesseln lösen und auch ihr eine freiere Bewegung gestalten. Lange hat es freilich gewährt, ehe das gestreute Samenkorn seine Frucht bringen konnte". Aber kann denn der Verf. nachweisen, daß die Fortschritte des preuß. Schulwesens hauptsächlich durch die reformirte Anschauung seiner Fürsten herbeigeführt worden seien? Wir erinnern daran, daß die beste Schulordnung des 17. Jahrh. die um mehr als ein Jahrhundert ihrer Zeit vorausgeeilt war, von einem luth. Fürsten, dem Herzog Ernst dem Frommen von Gotha herrührt; wir erinnern weiter daran, daß der Pietismus, durch den gerade in Preußen das Schulwesen gefördert wurde, luth. Ursprungs ist. Und wenn der Verf. auf die neuere Zeit seine Gedanken richtet, so ist auch hier die freiere Bewegung in lutherischen Staaten und luth. Pädagogen nicht später und nicht geringer gewesen, als da, wo die reformirte Anschauung herrschend war; wir erinnern an Dinter und neuerdings an das Herzogthum Gotha, aber auch an Würtemberg und an Palmer. Gefreut hat es uns, daß der Verf. in dem 4. Abschnitt: „Der Einfluß des Pietismus auf die Bildung des Volkes und die Begründung des eigentlichen Volksschulwesens" dieser kirchlichen Richtung, soweit es ihm nach seinem Standpunkte möglich war, Gerechtigkeit hat widerfahren lassen. Doch ist er auch in diesem Abschnitt viel zu viel von dem eigentlichen Volksschulwesen auf andere Gebiete, wie die Erhebung Friedrichs III. zum König von Preußen, die Errichtung der Akademie der Wissenschaften u. A. mehr, abgeschweift; dabei hat er Spener nur im Vorübergehen berührt, und die Schulordnungen A. H. Francke's nicht so ausführlich, wie die Wichtigkeit des Gegenstandes verlangt hätte. — Noch registriren wir gerne folgendes Urtheil: „Hauptsächlich durch Francke trat an die Stelle der Katechismusschule des Küsters, die ja eigentlich nur die Vorbereitung zum Konfirmandenunterricht bezweckte, die deutsche Bürgerschule, der er die Aufgabe stellte, christliches Leben und christliche Bildung im weiteren Sinne zu pflanzen und nicht nur zu lehren, sondern auch christlich zu erziehen". Aber auch dieses Urtheil ist nur einseitig und halbwahr. Von einem eigentlichen Confirmandenunterricht konnte ja früher kaum die Rede sein, da erst durch Spener die hier und da, z. B. in Hessen Darmstadt, übliche Confirmation weitere Verbreitung gefunden hat. Auch hätte ein Blick in die Schulordnungen früherer Zeit den Verf. belehren können, daß es bei den bestehenden Volksschulen mindestens ebenso viel auf Erziehung als auf Unterricht abgesehen war. Was Friedrich Wilhelm I. für die Volksschule gethan hat, ist ausführlich mitgetheilt und gewürdigt worden, und mit Recht hat der Verf. dieses in dem Abschnitt gethan, der von dem Einfluß des Pietismus auf das deutsche Volksschulwesen handelt. Angemessen und der Wahrheit entsprechend hat der Verf. Friedrichs des Gr. Stellung zur Religion dargestellt. Er theilt außer anderem die Worte Friedrichs aus seinem Anti-Machiavel vom J. 1739 mit, welche am besten dessen religiöse Stellung und Stimmung charakterisiren. Friedrich sagt: „Es sei ein Unglück für einen Fürsten, nicht gläubig zu sein, wie seine Völker: aber er würde sich schämen, Religion zu heucheln, weil das Volk es wünscht; er denke, das Volk werde einen Fürsten, der nicht gläubig, aber ein ehrlicher Mann sei, zuletzt mehr lieben, als einen Orthodoxen, der ihm Schaden zufüge: denn nicht durch Gedanken, sondern durch Handlungen mache man Menschen glücklich." Der König duldete die gotteslästerlichen Schriften der Franzosen und ließ sie sogar theilweise drucken, aber eine deutsche Uebersetzung derselben verbot er, so wie er auch einen Buch-

händler 6 Wochen auf die Festung Spandau bringen ließ, weil er ähnliche Schriften eines Dr. Pott verlegt hatte. Die Schriften des freigeistigen Theologen Edelmann setzte er gleichfalls in den index der verbotenen Bücher. Dergleichen muß man allerdings wissen, wenn man das Landschulreglement von seiner religiösen Seite beurtheilen will. Der Verf. hat gerade diese Seite nicht so hervorgehoben, wie er es um der Sache willen hätte thun sollen. Wir rathen ihm deßhalb, das Original, wie es in Vormbaums Schulordnungen mitgetheilt ist, noch einmal genauer anzusehen und damit zu vergleichen, was Strack a. a. O. darüber gesagt hat. Doch dürfen auch wir nicht vergessen, daß der Verf. über die religiöse Stellung des Königs kein günstiges Urtheil gefällt hat, und wir glauben darum zur Beherzigung für unsere Zeitgenossen noch folgende Stelle des Buches mittheilen zu sollen: „Gegen Ende seines Lebens sah der große König die verderblichen Folgen der Freigeisterei ein, sprach im J. 1777 mit großer Entrüstung über den bösen Einfluß der vielen leichtsinnigen Franzosen in Berlin und sagte mit bewegtem Herzen zu dem Großkanzler von Carmer, als dieser das Edikt zur Beschränkung der sich immer mehr mehrenden Ehescheidungen zur Vollziehung vorlegte: „Gern gäbe ich einen Finger meiner Hand, wenn ich die Sitten wieder so rein machen könnte, wie sie unter meinem Vater gewesen sind." In einer Kabinetsordre vom Jahre 1779 heißt es: „Die Lehrer müssen sich Mühe geben, daß die Leute attachement zur Religion behalten," und mißmuthig über den eingerissenen Unglauben fuhr er einmal gegen Ende seines Lebens einen Minister an: „Herr, schaff Er mir wieder Religion ins Land, oder scher Er sich zum Teufel." Es war zu spät. Friedrich hat Großes geschaffen; aber sittlich erhebend nicht auf das Volk gewirkt." So weit Hr. Keller. Daß wir diesem Urtheil nicht widersprechen, versteht sich von selbst. Nur möchten wir den Gesetzgebern der Gegenwart, den Ministern und den Kammermitgliedern zurufen: Hütet Euch, daß Euch nichts Aehnliches widerfahre. Entchristlicht Ihr die Schulen, so entchristlicht Ihr das Volk; und das „Zu spät!" ist ein gar übeles Ding. — In sichtbarer Verlegenheit ist der Verfasser bei Schilderung und Beurtheilung der constituirenden Versammlung in Berlin im Jahre 1848 und des Conflikts zwischen Bismark und der zweiten preußischen Ständekammer. Er kann das Gebahren der ersteren nicht billigen und die Energie des Premier den Majoritätsbeschlüssen gegenüber nicht verwerfen und doch müßte er beides von seinem liberalen Standpunkte aus. Ein Urtheil secundum und post eventum ist für den, der einmal dem Majoritätsprinzip huldigt, wenigstens inconsequent.

Die Minister Eichhorn, von Raumer und von Mühler werden einer scharfen Kritik unterworfen und als reactionäre Finsterlinge verurtheilt. Wir verargen dies dem Verf. nicht, da derselbe von seinem Standpunkte aus nicht anders konnte, nur hätte er verdächtigende und verletzende Seitenhiebe vermeiden sollen. Er spricht sehr verächtlich über Mühlers Schrift: „Grundlinien einer Philosophie der Staats- und Rechtslehre nach evang. Prinzipien;" er nennt dasselbe ein salbungsvolles Wort, an dem seine Frau Adelheid wesentlichen Antheil gehabt habe. Wir möchten dem Verf. rathen, das Buch genau zu studiren; er könnte vielleicht doch Manches daraus lernen, wenigstens so viel, daß er weniger absprechend über einen Mann urtheilte, der für seine abweichende Ansichten wohl erwogene Gründe hatte. Wir sind weit entfernt davon, alle Schritte der genannten Minister in Beziehung auf Kirche und Schule zu billigen und haben den Regulativen niemals in allen einzelnen Bestimmungen das Wort geredet; aber wir möchten nicht ins andere Extrem verfallen und nun auch gar nichts Gutes an denselben lassen. Wir stimmen von Herzen dem Schlußsatz der Kellerschen Schrift bei: „Mögen die Lehrer unermüdlich und mit Ausdauer ihre Pflichten erfüllen in Schule, Kirche und Staat, dann wird die Morgenröthe der neuen besseren Zeit, die jetzt für die Schule und ihre Lehrer hereingebrochen, in hellen lichten Tag übergehen zur Freude, zum Heile und zum Segen der ganzen deutschen Nation! Das helfe Gott!" Wir betonen aber, daß die Lehrer ihre Pflichten auch gegen die Kirche nicht vernachlässigen dürfen. Trägt die moderne Schule dazu bei, die Religiösität des Volkes zu untergraben, und den Unkrautsamen des Unglaubens auszustreuen, dann wird die Morgenröthe bald einem stürmischen Tag — der socialen Umwälzung — weichen müssen.

Doch, ehe wir schließen, müssen wir uns noch über zwei Punkte gegen den Ver-

fasser aussprechen. Wo er kann, redet er der Unentgeltlichkeit des Elementarunterrichts das Wort. Wir können ihm aber, trotz der glänzenden Reden Waldecks und Anderer, die er wörtlich anführt, vorerst nicht beistimmen, wenigstens so lange nicht, als die Steuerlast hauptsächlich auf den Schultern des Grundbesitzes ruht. Die Communalumlagen sind in manchen Gemeinden ohne dies schon so hoch, daß die Bauern, die überdies in ihrem Verdienst gegen die Gewerbtreibenden zurückstehen, unter dieser Last fast erliegen. Durch Aufhebung des Schulgeldes würde in manchen Gemeinden und mitunter gerade in den ärmeren die Communalsteuer mindestens um die Hälfte erhöht werden. Die Arbeiter, die kein Grundeigenthum haben, aber in Fabriken und Bergwerken mehr verdienen, als die meisten Bauern, hätten sehr wenig zu bezahlen. — Nach S. 8 macht der Verf. einen Unterschied zwischen den gleich Handwerksgesellen umherreisenden Schülern, und den fahrenden Schülern, „Bacchanten". Zu den ersteren rechnet er den Thomas Plater. Hätte der Verf. den betreffenden Artikel in Schmids Encyclopädie genauer studirt, so würde er gesehen haben, daß die umherziehenden Schüler mit dem Ende des 14. Jahrh. Bacchanten genannt würden, und daß beide trotz der Veränderung, die mit ihnen vorging, identisch sind, so wie, daß Plater — nicht Platter — ein „Bacchant" gewesen ist.*) — Anzuerkennen als ein Vorzug des Buches ist es, daß ein dreifaches sehr sorgfältig ausgearbeitetes Register den Gebrauch ungemein erleichtert; auch ist es bei Behandlung der neuern Zeit durch seine hier hervortretende Ausführlichkeit und Vollständigkeit sehr instructiv. — Die Ausstattung ist, wenige Druckfehler abgerechnet, vorzüglich.

---

3. Johann Heinrich Pestalozzi. Nach seinem Leben und aus seinen Schriften, dargestellt von L. W. Seyffarth, Rector der Stadtschule zu Luckenwalde. Zweite Auflage. Leipzig. Verlag von Siegismund und Volkening.

Es ist zwar über Pestalozzi, namentlich auf Veranlassung der Säcularfeier seiner Geburt (1846), manches Wort geschrieben worden; doch meint der Verf., daß dieser auf unsere Kulturentwicklung so einflußreiche Geist im Allgemeinen wenig gekannt, ja noch vielfach verkannt sei. Die schriftlichen Darstellungen seiner Ideen, seine Werke seien fast ganz unbekannt gewesen. Die vor 50 Jahren erschienene höchst mangelhafte Ausgabe derselben sei längst vergriffen, und doch habe Niemand daran gedacht, dieselbe zu erneuern, zu ergänzen, zu berichtigen. Darum habe der Verf. dieses Unternehmen gewagt, nachdem er sich schon längere Zeit speziell mit der Erforschung der Pestalozzischen Ideen beschäftigt hatte. Bei dem Eindringen in jene Werke, deren viele bisher gänzlich unbekannt und unbeachtet gewesen seien, sei ihm ein anderes Bild von P. vor die Seele getreten als das, welches er aus den bisherigen Biographien geschöpft hatte. Zu gleicher Zeit erschien das epochemachende Werk H. Worf's: „Zur Biographie Pestalozzis", welches auf eingehenden Quellenstudien beruhend neue überraschende Aufschlüsse über einzelne Partieen aus dem Leben P.'s brachte. So kam dem Verf. der Gedanke, es möchte gerathen sein, zur Verbreitung der Pestalozzischen Ideen eine Darstellung seines Lebens und Strebens, welche auf alle Kreise des Volkes berechnet wäre, zu geben. — Dieß die Veranlassung der vorliegenden Biographie. Wenn auch innerhalb Jahresfrist entstanden, so ist sie doch nach des Verf. Versicherung das Ergebniß jahrelanger eingehender Studien, die erste Lebensbeschreibung des großen Mannes, die ihm nach allen Seiten gerecht zu werden suche. So anerkennenswerth die Aufzeichnungen der bisherigen Biographen gewesen seien, so hätten sie doch eine gründlich erschöpfende Biographie nicht liefern können, weil ihnen viele Schriften P.'s nicht zu Gebot gestanden, und weil manche Lebensumstände noch in Dunkel gehüllt gewesen seien. Auch hätten die meisten P. von einem einseitig theologischen oder politischen Standpunkt, wodurch natürlich ein schiefes Bild, entstehen mußte, betrachtet, oder sie hätten den Hauptnachdruck auf seine didaktischen Versuche, die er später selbst als verfehlt, als bloße Experimente bezeichnet

---

*) Der Verf. leitet die Abnahme der Theologie Studirenden in Preußen von der Bevorzugung orthodoxer Professoren ab. Aber was sagt er über die noch größere Abnahme zu Heidelberg und Gießen?

habe, und die das Wahre ſeines Strebens nicht darſtellten, gelegt. Zur Charakteriſtik des Buches noch folgende Stelle aus der Vorrede: „Wenn Peſtalozzi der Begründer der neuen Pädagogik iſt ſo darf man in ſeinen Schriften nicht ſpeziell didaktiſche techniſche Ausführungen ſuchen. Er wollte, wie er ſelbſt ausſpricht, nur allgemeine Wahrheiten feſtſtellen, und indem er dies thut, faßt er die Pädagogik nicht blos als eine Angelegenheit der Schule und des Hauſes, ſondern als eine nationale Angelegenheit und erhebt ſie damit zu einer Staatswiſſenſchaft erſten Ranges. Daher kommt es auch, daß er vielfach das politiſche und ſoziale Leben berührt; ohne Beſſerung dieſer Verhältniſſe hält er eine ſegensvolle allgemeine Menſchenbildung nicht für möglich, weshalb auch ein großer Theil ſeiner Schriften der Politik gewidmet iſt. Ohne Berückſichtigung dieſer Grundlage ſeines pädag. Syſtems bleibt daſſelbe in ſeinem Weſen wie in ſeinen letzten Endzwecken überhaupt unverſtändlich, weshalb die gegenwärtige Schrift auch dieſer Seite ſeines Lebens, die von den früheren Biographen faſt ganz überſehen iſt, eine beſondere Aufmerkſamkeit widmet. So beginnt denn die Schrift mit einer Schilderung der politiſchen und ſozialen Lage der Schweiz im 18. Jahrhundert, einer Zeit ſchweren politiſchen Druckes für dieſes ſchöne, durch die Natur zur Freiheit angelegte Land, wo die große Menge des Volkes unter der ſelbſtſüchtigen Herrſchaft Weniger niedergehalten ward und verkümmerte." — Was nun die weitere Darſtellung betrifft, ſo betrachten wir es als einen beſonderen Vorzug der vorliegenden Schrift, daß ſie ſich großentheils auf die Schriften Peſtalozzis ſelbſt, und zwar einiger bisher faſt ganz unbekannter gründet. Dies iſt ſchon in den erſten Kapiteln der Fall, in welchen die Jugendjahre und das Schulleben des merkwürdigen Mannes geſchildert werden. Wie richtig ſich P. ſelbſt beurtheilte, beweiſt folgende Stelle: „Das weibliche Menſchenleben war mir beinahe ſo fremd, als wenn ich nicht in der Welt wohnte, in der ich lebte. Ich glaubte alle Welt wenigſtens ſo gutmüthig und zutraulich als mich ſelbſt. Es lag nicht in meiner Natur, von irgend Jemand etwas Böſes zu glauben, bis ich es ſah oder ſelbſt Schaden davon hatte. Und ſo wie ich meinen Mitmenſchen in allen Stücken mehr zutraute als ich ſollte, ſo traute ich auch mir ſelbſt mehr Kräfte zu, als ich hatte und hielt mich zu Vielem vollkommen fähig, wozu ich eigentlich ganz untüchtig war." Schon dieſe Aeußerung macht es uns erklärlich, daß ſich Peſtalozzi dem politiſchen Vereine anſchloß, der zu Anfang der ſechsziger Jahre auf Bodmers Anregen ſich zu Zürich gebildet hatte, und der im Volke unter dem Namen „Patrioten" bekannt wurde. Es iſt bekannt, daß die jungen Leute offen gegen die ſchreienden Ungerechtigkeiten, welche von unteren Beamten in Staat und Kirche ausgeübt wurden, auftraten. Darum führt uns der Verf. auch hier wieder tiefer in die damaligen politiſchen Bewegungen der Schweiz. Die erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuche machte P. in einem zu Anfang des Jahres 1765 erſchienenen Lokalblatte „Der Erinnerer", alſo als 19jähriger Jüngling. Die Worte, mit denen er ſeine Bemerkungen einführt, ſind zu charakteriſtiſch, als daß wir ſie verſchweigen ſollten. Er ſagt: „Ein junger Menſch, der in ſeinem Vaterlande eine ſo kleine Figur macht, wie ich, darf nicht tadeln, nicht verbeſſern wollen, denn das iſt außer ſeiner Sphäre. Das ſagt man mir faſt alle Tage. Aber wünſchen darf ich doch? — Ja wer wollte mir das verbieten, das übelnehmen können? Ich will alſo wünſchen und meine Wünſche den Leuten gedruckt zu leſen geben; und wer mich mit meinen Wünſchen auslacht, dem wünſche ich gute Beſſerung. Daß doch kein großer Geiſt zu träge wäre und es für ſeiner unwürdig hielte, für das gemeine Beſte mit unverdroſſenem Muthe zu arbeiten, keiner auf die geringeren, aber fleißigeren und treueren Mitgeſchöpfe mit Verachtung herabſähe!"

Nach dem Verf. verließ P. das Studium der Theologie, weil er ſich mit dem damals in derſelben herrſchenden Geiſte nicht befreunden konnte, da weder der flache Rationalismus noch die ſtarre Orthodoxie, noch der gefühlsüberſchwengliche Pietismus mit ſeinem lebenverachtenden Conventikelweſen ſeinem tiefem Gemüthe habe genügen können. Daß er dieſen Wechſel des Studiums, wodurch er zur Rechtswiſſenſchaft überging, vorgenommen habe, weil er bei ſeiner erſten Predigt ſtecken geblieben ſei, führt der Verf. nur als eine Erzählung, nicht als eine Thatſache an. Bald nachher, da er auf Anrathen des Arztes den Wiſſenſchaften auf eine Zeit ganz entſagen mußte, begab er ſich zu dem damals berühmten

Landwirthe Tschiffeli in Kirchberg bei Burgdorf. Hier blieb er ein Jahr, und verrichtete alle Arbeiten des Landmanns. „Ich ging“, so erzählt er später, „mit vielen einzelnen großen und richtigen Ansichten und Aussichten als ein eben so großer landwirthschaftlicher Träumer von ihm weg, wie ich mit vielen einzelnen großen und richtigen bürgerlichen Kenntnissen, Ansichten und Aussichten als ein bürgerlicher Träumer zu ihm hinkam. Mein Aufenthalt führte mich nur dahin, mich durch seine kühnen und großen, aber in der Verwirklichung schwierigen und unausführbaren Plane in den gigantischen Ansichten meiner Bestrebungen von neuem wieder zu beleben und zugleich in der Gedankenlosigkeit über ihre Ausführungsmittel in eine Unbiegsamkeit verfallen zu machen, deren Folgen schon in den ersten Jahren meiner ländlichen Laufbahn auf das ökonomische Unglück meines Lebens entscheidend einwirkten und mein Herz bis auf den heutigen Tag darum mit Wehmuth erfüllen, weil sie das Schicksal einer der reinsten, edelsten Seelen, die ich je auf Erden gesehen, an meiner Seite für ihre ganze Lebenszeit unglücklich machten.“ Wie P. in Verbindung mit dieser, seiner späteren Gemahlin kam, ihr schriftlich seine Liebe erklärte und sie fast gegen den Willen, von deren Eltern heirathete, wird ausführlich, gleichfalls meistens mit den eigenen Worten P.'s geschildert. Auch aus dem Tagebuch der Frau P. werden einzelne Stellen mitgetheilt, welche die edle Gesinnung dieser vortrefflichen Frau offenbaren. Ueber den Aufenthalt und die mißglückten Unternehmen auf dem Neuhof berichtet der Verf. kurz und fast nur Bekanntes, dagegen ist er ausführlicher in den Mittheilungen über die nun folgende schriftstellerische Thätigkeit Pestalozzis. Er bespricht die „Abendstunde eines Einsiedlers“, Lienhard und Gertrud, „Ein Schweizerblatt“ (1782), die zwei Preisschriften: „Inwiefern ist es schicklich, dem Aufwande der Bürger in einem kleinen Freistaate, dessen Wohlfahrt auf die Handelschaft gegründet ist, Schranken zu setzen?“ und „Ueber Gesetzgebung und Kindesmord“; sodann die 1803 veröffentlichten Fabeln, die „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts“. Ausführliche Mittheilungen aus diesen Schriften sollen dazu dienen, das geistige Wesen und Streben Pestalozzis kennen zu lernen. Wir sehen daraus, wie richtig der Verf. bemerkt, daß derjenige ein falsches Urtheil über den großen Denker fällen würde, der ihn nur als Pädagogen betrachtete. P. war ein praktischer Politiker, der namentlich die sozialen Schäden des Volkes erkannte und darüber, wenn er auch nicht immer glücklich in seinen Vorschlägen war, doch viel es noch jetzt Beherzigenswerthe gesagt hat. Um die Religiösität P.'s zu beweisen theilt der Verf. folgende Stelle aus „Lienhard und Gertrud“ mit: „Allmächtige (die Religion), ohne dich vollendet kein Gesetzgeber sein Werk“. „Er, (Arner als Gesetzgeber) kommt zu dir, Geheiligte Gottes, nicht wie deine gewaltigen und deine Streiter, angethan mit dem Harnisch seiner Meinungen, er kommt zu dir wie ein Armer und bringt in der stillen Stunde seines wehmüthigen Dienstes ein heiliges Opfer, das Bild der Ordnung und Ewigkeit. Nimm es gnädig auf, Dienerin Gottes, und lehre die Menschen immer mehr, Zeit und Ewigkeit in eins verbinden und Gott und den Staat auf gleichen Altären bauen.“ „Ich rede nur vom Volk. Der Gesetzgeber mag in der Bibel Stoff zur Kopfübung finden, ich wende nichts dawider ein. Der Glaube an Gott und die Lehre von seinem Dienst ist für das Volk nicht Sache seines Kopfes, sondern seines Herzens, Gemüthsruhe im Dunkel seiner Nacht, Ergebenheit in den Willen Gottes in dem Thal der Thränen und ein kindliches Aufsehen auf den Herzog und Vollender des Lebens: das ist die Bestimmung des Glaubens, aber nicht Kopfübung für das Volk.“ — Die folgenden Kapitel zeigen uns das häusliche und öffentliche Leben P.'s von 1780—1798, also in einer vielfach bewegten Zeit, in deren Strudel auch die Schweiz mit hineingezogen wurde. P. versprach sich anfangs von der franz. Revolution die besten Früchte für die Freiheit und das Wohl der Völker, auch seines Vaterlandes; allein der Gang der Ereignisse ward ihm zuwider. „Muthete man ihm sogar die Niederträchtigkeit zu, eine Anklageschrift gegen die Obrigkeiten seines Vaterlandes zu verfassen! Aber nichts konnte den reinen und großartigen Charakter P.'s von dem Pfade der Wahrheit und den Rechtes abbringen; Parteileidenschaft bewegte ihn nicht, persönliche Vortheile kannte er nicht. Ohne Selbstüberhebung konnte er vertraulich bei Gelegenheit jener schon erwähnten Mahnung zur Vorsicht seitens Fellenbergs an diesen schreiben: „Das Vaterland

hat keinen treueren Bürger, als mich; aber mein Urtheil über das, was das wahre Wohl der Menschen betrifft, ist weder den Franzosen, noch den Schweizern feil." (S. 113). Wie sich erwarten läßt, veröffentlichte P. auch damals einzelne Schriften, theilweise zur Belehrung und Ermahnung für das Volk, z. B. Worte an die gesetzgebenden Räthe Helvetiens „Ueber den Zehnten", „Wach auf, Volk"!, „An Helvetiens Volk"!, „Revolutionsskizzen". Er sah damals in Frankreich Helvetiens Freund und Bruder; darum seine Aeußerung: Bürger Helvetiens, Frankreichs Sieg ist Eure einzige Rettung. . . . Wenn Frankreich unterliegen sollte, dann wäre unser Vaterland auf immer verloren." Wir können uns denken, wie schon durch diese politische Stellung das Wirken P.'s in Stanz erschwert wurde, da die Leute der dortigen Gegend den Franzosen Widerstand geleistet hatten. Auch hierbei öffnet uns der Verf. durch Mittheilungen von Aeußerungen P.'s das edle Herz desselben. S. 120 lesen wir: „Daß mein Herz an meinen Kindern hange, daß ihr Glück mein Glück, ihre Freude meine Freude sei, das sollten meine Kinder vom frühen Morgen bis an den späten Abend in jedem Augenblick auf meiner Stirne sehen und auf meinen Lippen ahnen."

Immer mehr findet der Verf. Gelegenheit, die pädag. Thätigkeit P. zu zeigen und daß er hierbei immer mehr zum Lobredner wird, bedarf kaum der Erwähnung. S. 128 sagt er: Man hat P. vielfach das Wort vom „unpraktischen Traumsinne nachgesprochen." P. bezeichnet damit seinen idealen Geistesflug, der auf die bestehenden Umstände oft zu wenig Rücksicht nahm und der ihn oft das Aeußere, namentlich auch die pecuniären Verhältnisse, zu sehr hintansetzen ließ. Unpraktisch war P. durchaus nicht, wie hätte er sonst solche Resultate erzielen können, wie sie hier dargestellt werden? Er hat ungeheure praktische Fortschritte auch im Unterricht eingeführt: er hat den Unterricht mit dem praktischen Leben in Verbindung gesetzt, er hat in allen Fächern die Elementarmethode theils angebahnt, theils selbst ausgebildet. Er hat den Massenunterricht entdeckt, ja auch in Kleinigkeiten hat er Großes geleistet; er hat die Schiefertafeln, wie die Lese- und Rechenmaschinen erfunden, er hat die ersten systematischen Elementarbücher verfaßt: sind das nicht gewaltige praktische Ergebnisse, die eine gänzliche Umwandlung des Schulwesens herbeigeführt haben? Daß seine praktischen Versuche noch nichts Fertiges waren, das nimmt seinem Ruhme nichts; stellt er sie doch als Anfänge einer neuen Entwicklung dar! P. fand auch immer mehr Anerkennung. Herbart, der als Hauslehrer in Interlaken war und P. vor seiner Rückkehr nach Deutschland im J. 1800 besuchte, fällt ein äußerst günstiges Urtheil über sein Wirken zu Burgdorf; ebenso die Augsb. Allg. Zeitung, Wieland im Mercur u. A. m. Als die wichtigste, tiefsinnigste aller pädag. Schriften P. wird die 1801 veröffentlichte: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" bezeichnet. Von ihr sagt Verf: „Das Buch ist und bleibt ein Eckstein für den Volksunterricht; aber die Schätze, die es birgt, sind noch lange nicht praktisch verwerthet, und kann man die, welche es mit der Erziehung und dem Unterrichte zu thun haben, nicht genug immer wieder auf dasselbe verweisen." Ein weiteres Kapitel führt die Ueberschrift: „Pestalozzi und Bonaparte". P. war einer der Abgeordneten, welche nach Paris gehen sollten, um unter den Augen des ersten Consuls über das neue Staatsgrundgesetz für die Schweiz zu berathen, oder vielmehr wie der Verf. sagt: unter dem Scheine des Berathens von dem gebietenden Manne des Jahrhunderts die Grundlinien der neuen Verf. zu empfangen. Ehe P. nach Paris ging, veröffentlichte er: „Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat." Der Verf. sagt darüber: „Ein geist- und gedankenvoller, mit Wärme und Klarheit geschriebener Aufsatz. Er gehört unstreitig zu den besten Schriften P.'s und obwohl er für besondere schweizerische Verhältnisse geschrieben ist, ist er doch voll treffender Sentenzen von allgemeiner Bedeutung." Nun führt uns der Verf. nach Yverdon, dem Orte, wohin Zöglinge aus allen Ländern und allen Welttheilen gebracht wurden, um unter der Leitung des berühmt gewordenen Pädagogen gebildet zu werden, und wohin Schulmänner in großer Anzahl von den Regierungen geschickt wurden oder sich auf eigene Kosten begaben, zu sehen und zu lernen. Der Verf. nennt die Fürsten und Pädagogen, welche kürzere oder längere Zeit in Yverdon verweilten. Ausführlicher bespricht der Verf. die Stellung der preuß. Staatsmänner zu P.; mit Nicolovius hatte der-

selbe schon längere Zeit Bekanntschaft, er stand in Briefwechsel mit ihm, aus welchem einige interessante Bruchstücke mitgetheilt worden. Ueberhaupt ist es von großem Interesse zu sehen, wie man auch zur Zeit der größten Erniedrigung Preußens dem Schulwesen besondere Aufmerksamkeit widmete. Die Königin Luise übte auch in dieser Beziehung einen wohlthätigen Einfluß. Als sie in Königsberg in ihrer schwersten Noth und Trübsal war, schrieb sie in ihr Tagebuch: „Ich lese jetzt Lienhard und Gertrud, ein Buch fürs Volk von P. Es ist mir wohl mitten in diesem Schweizerdorfe. Wäre ich mein eigener Herr, so setzte ich mich in einen Wagen und rollte zu P. in die Schweiz, um dem edelen Manne mit Thränen in den Augen mit einem Händedrucke zu danken. Wie gut meint er's mit der Menschheit! In der Menschheit Namen dank ich ihm. — Eine Stelle in dem Buche gefällt mir besonders, weil sie so wahr ist: „Leiden und Elend sind Gottes Segen, wenn sie überstanden sind." — Trotz des hoch gehenden päd. Lebens in Yverdon und der damit verbundenen vielfachen Störungen verlor P. das politische Leben nicht aus den Augen. 1816 feierte die Anstalt in deutsch-nationalem Geiste den 18. Oktober. P. veröffentlichte noch eine kleine polit. Schrift: „An die Unschuld, den Ernst und den Edelmuth meines Zeitalters und meines Vaterlandes." Der Verf. nennt sie das politische Testament des Verf. und meint, daß die Segensquellen desselben in ihrem ganzen Umfange der Menschheit auch nach einem Zeitraume von mehr als 50 Jahren noch nicht eröffnet seien. Noch führen wir eine Stelle an aus einer Rede, welche P. für die helvetische Gesellschaft ausgearbeitet hatte, aber selbst nicht mehr vorlesen konnte. Er sagt: „Durch die dermalige öffentliche Erziehung wird in den niederen Ständen sittliche und geistige Abschwächung herbeigeführt, wenn auch die äußeren Kräfte zunehmen. Wir sehen, wie England, das durch seine Industrie und seine Geldressourcen, wie durch seine Politik seine eigenthumslosen Menschen vermehrt hat, am Vorabend von öffentlichen Landesgefahren steht". — Daß der Verf. sich alle Mühe gegeben hat, die Lichtseiten im Leben und Streben P.'s hervorzuheben, ergibt sich aus dem Mitgetheilten. Es sei ferne von uns, denselben zu beschuldigen, daß er absichtlich die Schattenseiten in den Hintergrund gedrängt oder unberührt gelassen habe. Die Ursache davon liegt in seiner tief gewurzelten Vorliebe für P., welche wir bei einem eifrigen Schulmanne erklärlich finden. Ein falsches Bild hat er nicht geliefert, er hat dasselbe nur in einem allzu idealen Lichte dargestellt. Jedenfalls wäre es mehr der Wahrheit gemäß gewesen, wenn er auch die Mängel in der pädag. Thätigkeit des größten Schulmannes seiner Zeit offen dargestellt hätte. Trotz dieser Desiderien halten wir die vorliegende Biographie P. für die beste Schrift, die über denselben erschienen ist.

K. Str.

II. Recensionen.

Theologie.

Theologisch-homiletisches Bibelwerk, herausgegeben von J. P. Lange. — Der Prophet Hesekiel, theologisch-homiletisch bearbeitet von Frd. Wilh. Julius Schröder. gr. 8. 496 S. Bielefeld 1873. Velhagen u. Klasing. 2 thlr.

Das allgemein als vortrefflich anerkannte Bibelwerk Lange's schreitet rasch vorwärts Der Commentar Erdmann's zu den Büchern Samuelis ist kürzlich erschienen und nun haben wir auch die Bearbeitung Hesekiel's von Schröder anzuzeigen. Demnächst sind auch die Commentare zu Jesaia, zu den letzten 3 kleinen Propheten und zu Esra, Nehemia und Esther zu erwarten. Wir stimmen unserm Verfasser zu, wenn er sagt: Mit dem Herzog'schen

Reallexikon — und setzen wir hinzu dem großen theologischen Bibelwerke v. Hofmann's — ist Lange's Unternehmen die großartigste neue deutsche theologische Publikation. Es hat dasselbe die Aufgabe, dem vorherrschend kritischen u. einseitig grammatischen Geiste, der sich der Exegese bemeistert hat und der allein eine wissenschaftliche Behandlung der Bibel zu bieten behauptet, das Gleichgewicht zu halten. Wahrlich wir haben Ursache, den Männern, die sich an diesem Werke betheiligt haben, nachzurühmen, daß sie alle wissenschaftlichen Anerbieten treulich und gewissenhaft benützten und daß sie selbst mit ächt wissenschaftlichem Geiste gearbeitet und wesentliche Beiträge zur Erkenntniß der Schrift geleistet haben. Möchte nur auch jene kritische Richtung, welche sich für die allein wahrhaft theologische hält, dieselbe billige und gerechte Anerkennung für Anderer Arbeit haben, wie sie Schröder z. B. den Professoren Hitzig und Ewald zu Theil werden läßt. Der Bearbeiter dieses Propheten im Starke'schen Bibelwerke war der Sohn des Herausgebers Johann Georg, der von sich sagte: Ezechiel sei ihm a juventute lectu jucundissimus gewesen. Unser Verf. bekennt von sich, daß er zu diesem Theosophen und Mystiker unter den Propheten stets nur mit Scheu hinzugetreten sei; aber er habe nun auch gründlich und gewissenhaft Alles studiert, was über denselben geschrieben wurde und ihm zu Händen kam. Auch nicht ein Citat habe er ohne Weiteres abgeschrieben, sondern alle nachgeschlagen deßhalb habe er bei seinem vielbeanspruchten Berufsleben manche Nachtstunde ihm gewidmet. Dank sei dem gewissenhaften Manne dafür; auch auf diesem Gebiete hat edle Gewissenhaftigkeit stets ihren Lohn. Wer mit den Schriften der heiligen Männer Gottes sich beschäftigt, darf nichts für zu gering halten, hat mit zarter Gewissenhaftigkeit auch das Kleinste zu beachten, hat nicht rasch abzuurtheilen, sondern in der Stille des Geistes zu lauschen auf das Wort des Herrn. Je mehr er ein demüthiger und aufmerksamer Schüler jener großen Meister wird, je mehr er sein Ohr schärft, um sie recht zu verstehen, desto mehr erschließen sich ihm die Geheimnisse der Ewigkeit, desto mehr wird er auch unsern Propheten erfassen, den Gregor von Nazianz als den Schauer und Erläuterer der großen Geheimnisse und Gesichte treffend bezeichnet; desto mehr wird er auch vor jener kahlen Behandlung bewahrt, die in jenen Weissagungen nichts Anders als nichtige Träume und meist getäuschte Hoffnungen zu finden vermag.

Der Verf. hat seiner Uebersetzung, bei der er nicht populären Ausdruck, nicht Schönheit der Sprache, sondern Bewahrung des Sprachkolorits des Propheten besonders erstrebte, die Parallelen aus Septuaginta und Vulgata beigegeben, theils um die Eigenthümlichkeit des hebräischen Textes klarer zu zeichnen, theils um darzuthun, daß es zu den Träumen der modernen Kritik gehöre, daß ersteren ein reinerer Text vorgelegen habe. Auch die wichtigsten Varianten des hebr. Textes fügte er bei und zwar aus de Rossi.

Die einleitenden Paragraphen, die er uns giebt, zeichnen sich durch ihre Reichhaltigkeit und Fülle aus; vielfach sind sie allerdings mehr referirend, als die eigne Anschauung begründend. Doch erkennen wir mit Beifall seine Methode an, die verschiedenen Stimmen selbstredend einzuführen; der verständige Leser mag dann seine Ueberzeugung selbstthätig bilden. An genauer, gewissenhafter Relation läßt es der Verf. nicht fehlen. Man sieht, er hat viel studirt und die besten Früchte seiner Arbeit will er auch uns genießen lassen. So bietet er uns z. B. in dem Abschnitte „Geschichtlicher Hintergrund“ nicht blos eine Darstellung der damaligen Verhältnisse des jüdischen Volkes, sondern eine Ueberschau aller wichtigen Vorgänge jener Zeit auf Grund der Chronologie von Silberschlag. Etwas kühn ist die hierbei ausgesprochene Hoffnung, daß ein Zusammenhang zwischen Melchisedek, Bileam und Nebukadnezar sich finden ließe, was wohl nicht wahrscheinlich ist. Eher möchte Mel. durch die Berührung mit dem jüdischen Volke selbst die ersten Grundzüge besserer Erkenntniß erlangt haben. Die Uebersicht über den Inhalt des Buches ist mit großer Gründlichkeit gegeben; schön und treffend sagt Vf., daß Ez. in seiner Prophetie die Herrlichkeit Gottes im Exil zu vertreten habe. Sie sei der rechte Schlüssel für des Propheten Wirksamkeit in ihrer eigensten Individualität. In der That, nur von hier aus kann das ganze Buch verstanden werden, das ist sein A und O. Man könnte daher auch das Buch in die 3 Theile theilen: 1) die Herrlichkeit Gottes im Gerichte seines Volkes, 2) im Gerichte über seine Feinde, 3) in der Erneuerung seines Volkes. Im Wesentlichen, kann man sagen, hat sich bei den Exegeten der neueren Zeit so ziemlich ein Einverständniß über die Eintheilung des Buches gebildet. In einzelnen untergeordneten Punkten können wir hierbei jedoch dem Verf. nicht zustimmen. Wenn er mit 3, 12 einen Abschnitt beginnt, so ist das nicht wohl motivirt. Es ist ja zu klar ausgesprochen, daß mit 3, 22, erst nach der Einweihung zu seinem Berufe, der spezielle Auftrag für Ez. beginnt, während Alles vorher den Charakter der Allgemeinheit trägt. Bis hierher

ist also Einleitung, doch im engsten Zusammenhang mit der ersten Tendenz, weßhalb auch keine chronologische Bestimmung dazwischen gesetzt ist. Nach meiner Ansicht ist das ganze prophetische Buch trilogisch geordnet, es hat 3 Haupttheile, von denen jeder 3 Unterabtheilungen hat. Theil 1 umfaßt C. 1—24 mit den Unterabtheilungen C. 1—7, C. 8—19, C. 10—24. Der Verf. hat nicht beachtet, daß mit C. 20 eine neue chronologische Bestimmung anhebt, daß C. 19 das Klagelied einen Abschnitt abschließt und mit C. 20 ein neuer Gedankenkreis sich öffnet. Der 2. Theil C. 25—32 ist, wie der Verf. sehr gut bemerkt hat, durchaus nur Uebergang zum dritten Theile, gehört vorwiegend zu diesem dritten, so daß das ganze Buch im Allgemeinen auch in 2 große, der Kapitelzahl nach ganz gleiche Hälften zerfällt, denn der zweite Theil gehört auch schon zu dem Israel tröstenden Inhalte. Die 3 Abschnitte dieses Theiles sind 1) C. 25, 2) C. 26—28, 3) C. 29—32. Der 3. Haupttheil ist analog dem ersten, darum hat auch er eine Einleitung C. 33 und zerfällt dann in die 3 Abschnitte: C. 34—37: die Herrlichkeit Gottes in der inneren Verneuung seines Volkes, 2) C. 38. 39: in seinem Siege über seine Feinde, 3) C. 40—48: in der äußerlich vollendenden Organisirung seines Volkes. So stellt sich ein schöner, wohl geordneter Organismus des ganzen Buches heraus, dem auch die chronologischen Angaben im Allgemeinen entsprechen. Sehr anziehend ist die Schilderung der Art und Weise der Prophetie Hesekiels; der Verf. giebt nicht nur eine reiche Blumenlese der verschiedenen treffenden Bemerkungen Anderer über den Charakter der Weissagung unsers Propheten, sondern zeichnet diesen auch selbst auf das lebendigste und hebt die geschichtliche Grundlage, auf welcher sich die Visionen Hes. auferbauen, sehr eingehend hervor, so daß der Leser ein anschauliches Bild seines Auftretens erhält. Der auffallend abgünstigen Weise, mit der Ewald über diesen Propheten urtheilte, stellt er die gewichtigsten Gegengründe schon hier entgegen. Ein schlagender Beweis für den tief poetischen Charakter unsers Propheten ist gewiß auch dieß, daß Schiller nur seinetwegen Hebräisch lernen wollte, Herder ihn den Aeschylos der Hebräer nannte. Die Gründlichkeit unsers Werkes tritt auch darin hervor, daß er selbst die bereits als antiquirt zu betrachtenden Hypothesen Eichhorn's und Ewald's über die Sammlung des Buches verzeichnet, jedoch nicht, ohne sie als das hinzustellen, was sie sind. Jenes Ansicht bezeichnet er als die philiströse schlechthin, Dieses als die geologisch-philiströse; denn Ewald weiß natürlich ganz genau, daß der Prophet die Masse seiner Weissagungen erst nach der Zerstörung Jerusalems in der Muße des Hauslebens geschrieben habe, und nur Hitzig überbietet ihn noch in der Annahme der vaticinia post eventum; der Prophet habe aber kein besonders treues Gedächtniß gehabt, so daß er sich nach Erfüllung der Ereignisse einbildete, er habe dieselben ebenso geweissagt. Selbst Schwindler, sucht man überall Schwindel. Die Ansicht Ewald's, daß der masoretische Text sehr fehlerhaft sei, bestreitet er; in der Einzelerklärung liefert er den Beweis. Wir danken es ihm, daß er die wichtigsten Abweichungen der LXX notirt und bespricht. Fast allzuweit in der Gründlichkeit und im Sammlerfleiße möchte der Verf. gehen, wenn er p. 26, ob auch nur in einer Anmerkung, eine ungeschickte Anwendung Dr. Nagels und eine jedenfalls besser wegzulassende frivole Aeußerung Fr. Schlegel's anführt. Eher lassen wir uns die kunstgeschichtlichen Bemerkungen über die Darstellung von Ez's. Visionen in der Kirche zu Schwarz-Rheindorf gefallen, da die Auffassung der Kunst nur das Spiegelbild der theologischen Auffassung einer Zeit ist und jedenfalls mehr Werth hat, als was ein moderner Verfasser von Lebensbildern fabelt. Sehr treffend sind des Vf's. Bemerkungen über die Christologie des Propheten. Man kann das Priesterliche nicht als das Eigenthümliche seiner Prophetie erkennen, es macht sich dasselbe vielmehr nur in der Form seiner Prophetie geltend; auch das Königthum tritt bei ihm nicht zurück, es bleibt, wie im Einzelnen erwiesen wird, auch bei ihm Grundton und gerade umgekehrt, bleibt das Prophetenthum wie das Priesterthum des Messias ihm im Hintergrunde. Seine Eigenthümlichkeit ist viel mehr, daß die Persönlichkeit des Messias zurücktritt; ihm steht im Vordergrunde das messianische Heil, die Erneuerung des Volkes durch den Geist Gottes. Es möchte fast auffallen, daß nach dem viel deutlicheren Vorgang der früheren Propheten der Messias selbst so wenig hervortritt, aber es mag dieß seine Erklärung finden in den historischen Verhältnissen, die ja immer die Grundlage der Weissagung sind. Die beherrschenden Persönlichkeiten waren in Juda zurückgetreten, die Hoffnung der Zukunft wies zunächst auf das Volk, und auf die Macht von oben, welche regenerirend auf dasselbe wirken würde. Deßwegen können wir dem auch nicht zustimmen, was der Verf. in dem Abschnitt über die theologische Bedeutung dieses Buches sagt. Wohl ist es ganz richtig, Hesekiel lehre uns vorwiegend die Herrlichkeit Gottes, das heißt seine Darstellung der göttlichen Lebensmacht für die Erscheinung; sie

sei der Grund seiner Gerichte, wie seines Erbarmens. Aber wie das gesagt sein soll unter Voraussetzung einer Stellvertretung, das können wir nicht finden. Dieser Gedanke konnte bei dem Propheten nicht zum Ausdruck kommen, eben weil ihm der Blick auf jene hervorragende Persönlichkeit fehlt. Auch C. 36, 25 ist nichts von einer Vermittelung zu lesen; Gott selbst vollzieht die Vereinigung seines Volkes, er heiligt sich an ihnen, nicht in ihnen, indem das, was er an ihnen thut, das Mittel wird, welches den Augen der Heiden zeigen soll, daß Israels Gott ein heiliger Gott ist. Nicht Israels Rechtfertigung drückt dort v. 24 aus, denn es hat in sich gar keine Gerechtigkeit, sondern allein Gottes Gnade. Sie thut es mit Wasser; Opferblut ist nicht genannt, weßhalb der Verf. in jener Stelle mit Recht gegen Hengst. opponirt, der hier neutest. Gedanken importiren möchte. Es läßt sich hier nirgends ein Moment der Stellvertretung entdecken. Es ist auch etwas unklar, was der Verf. p. 343 in einem etwas schwerfälligen Satze (wir hätten überhaupt gewünscht, daß er seinem Periodenbau hie und da mehr Fleiß zugewendet hätte) sagt, daß die in der Heimkehr des Volkes publizirte Sündenvergebung sich zugleich als Reinigung des Volkes darlege; denn eben dort ist Rechtfertigung und Heiligung klar geschieden. Auch v. 29 ist dort von dem bisher Geschilderten zu scheiden, keineswegs, wie der Verf. meint, ein Resumé, denn dazu wäre der Ausdruck zu ungenügend; nach dem Zusammenhang kann es nur die Bewahrung, die Hilfe bedeuten, daß sie nicht in ihre alten Sünden zurückfallen. Der Verf. behauptet ferner, C. 14, 14 2c. zeige, daß der Gedanke der Stellvertretung dem Proph. kein fremder. Er wußte freilich objectiv von ihm, allein er gesteht ihm ja eben dort keine Berechtigung zu. Auch Noah, Daniel und Hiob würden ein der Strafe verfallnes Land nicht retten; sie können nur ihre eigenen Seelen retten. Um so weniger liegt es dem Propheten nahe, an eine Stellvertretung zu denken, in welcher die vollgültige Sühne geschehen kann. Gerade ihm lag diese Idee völlig fern; so wahr sie an sich ist, so lag es eben nicht in unsers Propheten Beruf, sie auszusprechen. Uebrigens zeigt sich bei der Erläuterung dieser Stelle C. 14, 12—23, daß der Verf. in dem Bemühen, auch auf die feinsten Nuancen des Gedankens des Propheten hinzuweisen, sich doch hie und da zu allzu gekünstelter Deutung hinreißen läßt. Es liegt doch zu klar vor Augen, daß wenn dort erez ohne alle nähere Bestimmung vorangestellt wird, der Prophet, wie Keil sagt, seine Gedanken in genereller Allgemeinheit aufstellen will, der Ausdruck also für jedes so beschaffene Land seine Geltung hat. Der Verf. bestreitet dieß. Natürlich hatte der Prophet sein Land zunächst vor Augen. Auch möchte es zu gesucht sein, in maal überall das geheime Handeln zu suchen, es ist vielmehr der term. techn. für die Treulosigkeit geworden, die hier auch ganz entschieden gegeißelt wird. Dieser verkehrte Abfall ist es, der den Juden zur Last fällt und der sie ganz klar unter die Kategorie der bestimmt bezeichneten Brüder subsumirt. Ich kann daher hier nicht ein gewisses Geheimhalten von Seiten Gottes finden. Gesucht erscheint es mir, auf die Dreizahl jener Männer ein Gewicht zu legen im Verhältniß zu der Vierzahl des Gerichtes, um auf das heilige Bundesverhältniß, das verletzt ist, aufmerksam zu machen; denn es kann doch nicht die Siebenzahl als Summa aus 2 entgegengesetzten Summanden erscheinen. Auch das kann man doch nicht sagen, daß dieselben hier nicht nach ihrer Gerechtigkeit in Betracht kommen, sondern nur bezüglich ihres Einflusses auf die Mitrettung Anderer. Vielmehr ist gerade auf Letzteres nicht hingewiesen, sondern nur auf Ersteres, und fraglich ist zumal, ob auf die Rettung der Magier Dan. 2, 18 hingewiesen sei, die ja nicht durch Daniels Gerechtigkeit gerettet wurden. Daß gerade eine bestimmte Absicht in der Stellung der drei Namen obwalten müsse, sei es nun, wie Keil meint, daß Noah seine Familie, Daniel seine Freunde, Hiob nicht einmal seine Kinder rettete, oder wie Schröder sagt, der allerdings den Klimax verwirft, Daniel stehe voran wegen seiner hohen Bedeutung für den Glauben Israels am Königshofe, scheint mir nicht sehr wahrscheinlich, sondern der Prophet geht von dem, was ihm am nächsten liegt, zu dem Fernen, Fremden. Hiob ist der Mann der Fremde; und er steht als solcher zuletzt, nicht weil er solche rettete, die außerhalb der Gemeinde Israels sich befanden.

Der Verf. hebt schließlich auch die e s c h a t o l o g i s c h e Bedeutung des Propheten hervor und verhält sich hier zunächst referirend, indem er zuerst die allerdings etwas excentrische Auffassung Baumgarten's aus dessen Artikel in Herzog's Real-Encykl. mittheilt, der so weit geht zu sagen: „Die Heidengemeinde geht schließlich wieder in die Gemeinde Israels ein und findet in dem Gesetze Israels ihre nationale Ordnung nach dem Willen Gottes. Diese Beschreibungen zeichnen nicht blos die Schlußgestalt Israels, sondern auch die letzte Norm der Heidengemeinde." Der Verf. theilt die verschiedenen Deutungen der Weissagung in 4 Klassen, 1) die allegorische, 2) die historisirende, 3) die symbolische u. mystische 4) die typische, die sich mit den andern mehr oder

weniger mische. Der Verf. selbst stimmt mit Tholuck überein und verwirft sonach jede Deutung, welche ein nationales Israel der Zukunft und eine Stabilirung des Gesetzes annimmt. Tholuck glaubt bekanntlich, daß die Realisirung der C. 40 ꝛc. im geistlichen Sinn in der christlichen Kirche bereits eingetreten sei; der Verf. geht wenigstens insofern einen Schritt weiter, als er apokalyptische Züge an dem prophetischen Missionsbilde anerkennt, aber es erfüllt sich ihm alle Weissagung in der Entfaltung Christi zur Vollendung der Gemeinde, die durch den hl. Geist ist. Das Anstößige an der realistischen Fassung ist ihm, daß innerhalb des Christenthums ein nationales Element gesetzt werde, das durch Gal. 3, 28 aufgehoben sei. Und in der That jede chiliastische Fassung, die gegen jene große Wahrheit verstoßen würde, würde sich selbst damit als falsch dokumentiren. Allein den richtigen Weg zeigt uns ja Paulus selbst, der ebenso wohl jenen Satz aufstellte, daß innerhalb der Kirche kein Jude noch Grieche ist, als er Röm. 11 die geistliche Wiedergeburt des Volkes Israel als Volk lehrte. Freilich die letztere Stelle sucht der Verf. anders zu deuten; aber wie künstlich! Er behauptet, die Nachsetzung von τοῦτο in C. 11, 25 beweise, daß sich das Geheimniß auf vorher Gesagtes beziehe; aber nach welchem grammatischen Sinne, ist unerfindlich, zumal τοῦτο sofort durch ὅτι erläutert wird. Eph. 5, 32 beweist nichts dagegen, weil eben ὅτι nicht folgt, was ebenso von den andern citirten Stellen gilt. Ebenso gewagt ist es, ἀπὸ μέρους zu übersetzen: wie es sich gebührt, von Rechtswegen; diese Bedeutung ist durchaus nicht nachweisbar und paßt an den citirten Stellen noch weniger, als die übliche: theilweise; hier aber widerlegt sie sich schon dadurch ganz klar, daß ja πᾶς Ἰσραήλ, das gesammte Israel, den Gegensatz bildet. Welche kühne Verbindung ferner muß der Verf. zwischen φρόνιμοι und ὅτι statuiren! Es soll das heißen: damit ihr nicht in Selbstklugheit vergesset, daß Verstockung dem Volke Israel nach Gebühr widerfahren ist! Allein diese Verstockung bezweifelten die Christen nicht, sondern sie konnten glauben, diese Verstockung werde für immer andauern; καὶ οὕτω, und so, — soll heißen: nur in dieser Weise wird ganz Israel gerettet, daß eben die Fülle der Heiden eingeht, welche das wahre Israel sind. Allein wie kann man kurz hinter einander Israel im nationalen und geistlichen Sinn nehmen? und kann Ἰσραήλ den ἔθνη entgegengesetzt etwas Anders bedeuten, als das nationale Israel? Die Wiedergeburt des nationalen Israel bedingt aber noch keineswegs die Zurückstellung der Christen aus den Heiden und involvirt noch nicht ein Eingehen der letzteren in die nationalen Formen dieser, sondern beide haben innerhalb derselben christlichen Gemeinschaft ihren besondern Beruf. Wir müssen daher die Auffassung der Weissagungen Hesekiel's, welche deren Erfüllung in der christlichen Gemeinde als bereits gegeben schaut, verwerfen, und halten mit Hävernick daran fest, daß sie einen prophetisch-symbolischen Charakter haben. Der Prophet schaut die Zukunft im Gesichtskreise des alten Testamentes und also auch in den Formen des alttestamentlichen Cultus; dieser aber ist ein hinfälliger, woraus folgt, daß nicht in seiner Form die Erfüllung geschehen wird, wohl aber in der Gestalt, welche in der Vollendung jenem Schattenwerke entsprechen wird. Des Propheten Weissagung geht auf die Endzeit; welche Formen nun aber die Endzeit schaffen wird, die jenen Grundzügen entsprechen, das halten wir für ein Mysterium, das der Gegenwart noch verschlossen ist.

Wir erwähnen schließlich noch, daß die Uebersetzung des Verf. mit der größten Treue und Gewissenhaftigkeit verabfaßt ist, die exeget. Erläuterungen sich durch ihre Gründlichkeit auszeichnen und die theologischen Grundgedanken sehr reichhaltig sind. Die homiletischen Andeutungen enthalten eine sehr umfängliche Blumenlese aus den verschiedensten praktischen Auslegungen. Das Ganze verdient unsre aufrichtige Anerkennung als einer sehr umfassenden und reichhaltigen Arbeit. E.

Weingarten, Herm., Dr. u. Prof. d. Theol. zu Marburg. **Zeittafeln zur Kirchengeschichte.** Zweite, vermehrte und verbesserte Aufl. gr. 8. 171 S. Leipzig, H. Hartung u. Sohn. $1\frac{1}{2}$ thlr.

Ueber den Lehr- und Lernwerth gedruckter kirchenhistorischer Tabellen läßt sich sehr verschieden urtheilen. Es verhält sich damit genau so, wie mit gedruckten Zeittafeln zur Profangeschichte, classischen oder neueren Literaturgeschichte, biblischen Einleitungswissenschaft, Dogmengeschichte, Symbolik ꝛc. Richtig benutzt können derartige Hilfsmittel das Studium der betr. Disciplin ebenso sehr fördern, wie sie bei verkehrter Benutzung schädlich wirken, d. h. oberflächlichem Halbwissen oder fauler Bequemlichkeit Vorschub leisten können. Als wahrhaft fördernd vermag Ref. im Grunde nur solche synchronistische Tabellen zu betrachten, die der Studierende (auf Grund eines guten Collegienhefts oder eines nicht zu knapp gefaßten Compendiums) sich selbst entwirft und dann öfters durchnimmt, hie und da verbessert, ergänzt ꝛc. Gedruckte Zeittafeln mögen

dabei als ideales Schema sowie als Fundgrube für mancherlei Nachträge, Berichtigungen und dgl. benutzt werden: erste Grundlage des Studiums dürfen sie in keinem Falle werden, und auch als Leitfaden bei Repetitionen behufs der Examen-Vorbereitung will uns ihr Werth zum mindesten als ein zweifelhafter bedünken.

Zu dem hier angedeuteten beschränkten Gebrauche können die vorliegenden Zeittafeln, welchen jetzt, 4 Jahre nach ihrem ersten Erscheinen, eine 2. Aufl. zu Theil geworden ist, empfohlen werden. Die vom Verf. getroffene Auswahl und Anordnung des Stoffs zeugt im Allgemeinen von gesundem pädagogischem Takt und sorgfältiger Ueberlegung. Daß er öfters statt bloßer Andeutungen eingehendere Mittheilungen aus den betr. Urkunden, behufs schärferer und farbvollere Charakteristik der behandelten Erscheinungen, bietet, hie und da auch ipsissima verba, charakterische Memorialverse, auch anekdotenhaftes Material mittheilt &c., kann nur gut geheißen werden, da durch derartige würzende Zuthaten der sonst unvermeidlichen Trockenheit des Inhalts der einzelnen Rubriken auf wirksame Weise begegnet wird. Daß die Darstellung nicht mehr, wie in Aufl. 1, mit Schleiermachers Tode beschlossen, sondern bis zu den neuesten kirchlichen Ereignissen (Vatik. Concil, Altkatholische Kirchenbildung, Falks Kultusministerium) fortgeführt wird, ist eine sehr wesentliche Verbesserung. Ebenso hat das beigefügte, mit löblicher Genauigkeit angefertigte Personen- und Sachregister nicht wenig zur Erhöhung der Brauchbarkeit des Werkchens beigetragen.

Der theils auf die Notirung von Versehen, theils auf Bemängelung der getroffenen Anordnung und Auswahl, Nachweisung von Lücken u. dgl. ausgehenden literarischen Kritik bietet ein Tabellenwerk natürlich jederzeit mehr Angriffspunkte dar, als etwa ein Compendium, oder als eine gründlich gehaltene monographische Arbeit. Besonders hinsichtlich dessen, was nicht hätte übergangen werden dürfen, und wiederum hinsichtlich des in zu reichlichem Maaße Gebotenen gehen die Ansichten der einzelnen Vertreter einer wissenschaftlichen Disciplin regelmäßig viel zu weit auseinander, als daß ein dieselbe in Tabellenform behandelnder Autor auf allseitige Zustimmung der Fachgenossen rechnen könnte. Wir beschränken uns im vorl. Falle auf die Namhaftmachung einiger der hauptsächlichsten Versäumnisse und sonstigen Unzuträglichkeiten oder Versehen, die uns bei wiederholter Prüfung der Tabellen entgegengetreten sind. — S. 15 fehlen in der Rubrik: „Alexandrinische Schule" einige der jüngeren Schüler des Origenes, wie Pierius, Theognost, Hierakas. Ebendas., letzte Rubr., hätte bei dem hl. Antonius auch dessen Todesjahr (356) notirt werden sollen. S. 31 konnte bei Avitus von Vienne auch dessen Sterbejahr (523) angegeben werden. S. 44 in der Nachtragstabelle 1: „Zur Geschichte des christlichen und kirchlichen Lebens" hätten die frühesten Begründer und Förderer des Mönchthums im Abendlande vor Cassian, namentlich Martin v. Tours, nicht unerwähnt bleiben dürfen. S. 47 durfte eine so wichtige Thatsache, wie Benedicts von Aniane clerikaler und monastischer Reformversuch nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden. S. 106 u. 107 fehlen einige der wichtigeren Theologen des byzantinischen Mittelalters, namentlich Mich. Psellus, Johannes Italus, Nikolaus Cabasilas und Symeon von Thessalonich, während einige weit weniger bedeutende, z. B. Theodorus Balsamon, Erwähnung gefunden haben. S. 123 durften bei Behandlung des Osiandrischen Streits weder Osianders Anhänger u. Nachfolger Funk, noch das Corp. doctrinae Pruthenicum (1567) unerwähnt bleiben. S. 125 hätte ebensogut, wie das doch nur weniger wichtige, letzte Stadium des antinomischen Streits (über den tertius usus legis, seit 1556), auch der Karg'sche Streit über die obedientia activa Christi, sowie schon vorher der Aepinsche über den descensus ad inferos angeführt werden können. S. 129 würde in der vorletzten Columne noch gerade hinreichender Raum für eine Notiz über die Carmeliterreform und mystische Schriftstellerei der Teresa de Jesus sowie des Johannes de Cruce gewesen sein — Erscheinungen, die, ebenso wie der gleichzeitige Luis de Leon, uns fast noch erwähnungswerther, als der ebendaselbst hervorgehobene Pseudomalachias, bedünken wollen. S. 153 waren in der Rubr.: „Zur Geschichte der Philosohhie und allgemeinen Literatur" Henriette Herz und Eleonore von Grunow (!) doch wohl überflüssig, während Fouqué, Uhland, Rückert, Justinus Kerner, G. Schwab u. a. hervorragend wichtige Repräsentanten der Romantischen Schule hier um so weniger fehlen durften. — Einige Male sind die dargebotenen Notizen entweder chronologisch oder sachlich (was die Columne betrifft, in welcher sie figuriren) nicht richtig gestellt. So scheinen uns auf S. 6 Minucius Felix und Celsus, die Beide noch als Zeitgenossen Antonin's d. Frommen genannt sind, zu früh, und dagegen auf S. 9 Papias zu spät angesetzt. S. 23 wird die Synode zu Sardika nach veralteter und (durch die syrischen Festbriefe des Athanasius, herausgeg. von Larsow) als irrig erwiesener Chronologie in d. J. 343, statt erst 345 gesetzt. S. 39 wird, als wäre diese so späte Entstehung etwas Ausgemachtes oder

doch überwiegend Wahrscheinliches, das Symbolum Athanasium erst ins Zeitalter Pipins und Karls d. Gr. verlegt. S. 72 ff. (vgl. S. 61 u. 69) stehen die Notizen über die bedeutendsten Kirchenbauten gothischen Styls schwerlich an passender Stelle, sofern sie der Rubrik: „Das kirchliche Leben und Mönchthum“ einverleibt sind. Eine durch sämmtliche Tabellen durchgehende besondere Columne für kirchl. Kunst- und Cultusgeschichte würde überhaupt von Nutzen gewesen sein; das cultus- und kunstarchäologische Moment, das wenigstens auf einigen Punkten, besonders was die älteste und wiederum was die neuere und neueste Zeit betrifft, einigermaaßen zu kurz gekommen erscheint, würde so besser zu seinem Rechte gelangt sein. — Auch gegen die Periodisirung des Verfassers, namentlich gegen seine Erstreckung der 2. Hälfte der altkirchlichen Zeit bis auf Karl d. Großen sowie der 1. des Mittelalters von da bis z. J. 1250 ließe sich manches einwenden. Doch leiden tabellarische Darstellungen durch Unzweckmäßigkeiten der Periodenbildung im Allgemeinen weniger, als pragmatisch zusammenhängende. — Von kleineren Ungenauigkeiten, denen bei wiederholter Auflage irgendwelche Remedur widerfahren müßte, heben wir noch hervor: S. 9: „† ca. 230“ als Todeszeit Tertullian's (ca. 240 scheint uns richtiger); S. 30: Jordanis soll in der Umgebung des Papsts Vigilius“ seine Gothische Geschichte geschrieben haben (s. dagegen u. a. Ad. Ebert, Geschichte der christl.-lat. Literatur 2c. I, S. 535, Not. 1); S. 87: Wiclifs „symbolische Abendmahlslehre“ (s. wegen dieses wenigstens mißverständlichen, d. h. den Verdacht des Zwinglianismus auf Wiclif lenkenden Ausdrucks, Lechler in s. Joh. v. Wiclif, I, S. 613 ff.).

Für die Stellung des Verfassers zu gewissen die Urkirchengeschichte betreffenden kritischen Fragen ist bezeichnend, daß er laut S. 7 nur pseudo-ignatianische Briefe kennt, ja S. 4 das Martyrium das Ignaz selbst in seiner Geschichtlichkeit anzweifelt, während er doch nicht so weit geht, z. B. den ephesinischen Aufenthalt des Apostels Johannes geradezu als mythisch zu bezeichnen (s. ebendas.). — Für seinen Standpunkt in confessioneller Hinsicht ist charakteristisch, daß er in der Concordienformel „starres Lutherthum, heuchlerisch gegen Melanchthon“ findet (S. 127); daß er S. 138 mehrere Aussprüche Häusser's über die eminente welt- und culturgeschichtliche Bedeutung der reformirten Kirche Genfs im 16. u. 17. Jahrhdt. (u. a. das Wort: „Von Genf ist ein Stück Weltgeschichte ausgegangen, dem der stolzeste Theil des 16. u. 17. Jhdts. angehört“) anführt, während er doch sonst solche längere Citate aus neueren Autoren nirgends mittheilt; endlich daß er S. 152—154 zwar die liberalen und vermittelnden Richtungen der neuesten deutschen evang. Theologie seit Schleiermacher durch Mittheilung von Personalnotizen und literarischen Bemerkungen über ihre Hauptrepräsentanten kurz charakterisirt, über die lutherisch-confessionelle Theologie der jüngsten Zeit aber, den einzigen Hengstenberg, sowie Stahl (S. 154) ausgenommen, ein unverbrüchliches Schweigen beobachtet. — Ob ein solches Verfahren vom Vorwurfe parteilicher Einseitigkeit ganz freigesprochen werden darf, mögen unbefangene Leser des Büchleins dessen sonstige Vorzüge wir hiemit nicht in Frage ziehen wollen, selbst entscheiden.

Z.

Vilmar, Dr. A. F. C., weiland ordentl. Professor der Theologie zu Marburg: **Dogmatik.** Akademische Vorlesungen. Nach dessen Tode herausgegeben von Dr. K. W. Piderit, Direktor des Gymnasiums zu Hanau. Erster Theil. Gütersloh 1874. Bertelsmann. 2 thlr.

Wie den wunden Leib ein Bad in balsamischen Kräutern: so muthet die wunde wahrheitsdürstende Seele das Studium dieses Buches an. Warum? Weil es eine Dogmatik für das Leben der Kirche und ihrer Glieder ist. „Amant saepe Doctores, stultas et ineruditas quaestiones“; ac proinde addicti sunt iis, quae quaestiones magis pariunt, quam aedificationem Dei — meint schon der Baseler Theologe Samuel Werenfeld und schließt daher: Minime mirum est, Theologiam ita in artem adeo difficilem conversam esse, ut plebi facta sit inaccessa. Ipsi apostoli, si ad vivos redirent, eam non intelligerent.“ Solche Theologie findet sich in der vorliegenden Dogmatik nicht; hier kehrt vielmehr der Herr mit Seinen Aposteln in die Kirche ein. „In ecclesia non valet Hoc ego dico, hoc tu dicis, hoc ille dicit, sed Haec dicit Dominus“; — dieses Wort des hl. Augustin kann mit vollem Recht als Motto für alle theologischen Arbeiten Vilmars, insbesondere für seine Dogmatik gelten: überall war da, wo es sich um die Dinge des Reiches Gottes handelte, seine erste und vornehmste Frage: wie steht geschrieben? der Offenbarung, dem Wort Gottes, ordnete er sich und seine Gedanken willig unter.“ Er machte vollen Ernst mit dem, was so oft gesagt und so selten gethan wird: unsere eigenen Gedanken gänzlich aufzugeben und einmal, ohne Rückhalt und ohne Vorbehalt mit der hl. Offen-

barung, mit der hl. Schrift zu denken. (S. 260). Dadurch wird seine Dogmatik aber keineswegs bibl. Theologie. Die Dogmatik — so erklärt er sich vielmehr selbst — ist derjenige Theil der Theologie, welcher die göttlichen Thatsachen der Erlösung des Menschengeschlechts darstellt, so wie dieselben von der christlichen Kirche erfahren und aufgefaßt worden sind. Eben durch den letzteren Satz schließt Vilmar jede abstracte Anwendung der hl. Schrift aus. Wohl geht nach ihm die Dogmatik aus einem schon vorhandenen Organismus hervor, wie die Naturwissenschaft aus dem Natursystem: aber der vorhandene Organismus ist nicht etwa die Schrift in abstracto d. h. abgesehen von dem Gesammtleben der Kirche, sondern der vorhandene Organismus ist, was die christl. Kirche von der Offenbarung Gottes in der Schrift erfahren und fixirt hat. Allein wird die Dogmatik hierdurch nicht einen scholastischen Charakter gewinnen? Im Gegentheil: die philosophisch-wissenschaftliche Behandlung der Dogmatik schließt Vilmar mit solcher Schärfe aus, daß er sogar mit aller Entschiedenheit ausspricht: das Wort „wissenschaftlich" (wissenschaftliche Darstellung) bleibt besser vermieden, weil dasselbe auch eine fremdartige Bedeutung hat und hier insbesondere die Bedeutung haben könnte, als entlehne die Dogmatik ihre Darstellung von einem fremden Gebiete*) und schöpfe dieselbe nicht aus sich selbst, nicht aus dem Gemeinglauben der christl. Kirche. Die Dogmatik ist nicht um ihrer selbst willen da, und unterscheidet sich deßhalb in Princip und Wesen von dem, was man in unsern Tagen „Wissenschaft" nennt: die Wissenschaft will, abgesehen von jedem Erfolge um ihrer selbst willen da sein; die Dogmatik ist um der Seligkeit der Menschen willen da. Die Wissenschaft ist voraussetzungslos; die Dogmatik geht von der Voraussetzung der erlösenden Thaten des lebendigen Gottes aus; die Wissenschaft geht von dem Besondern nach dem Allgemeinen hin: die Dogmatik geht den umgekehrten Weg." (S. 4). Schon durch dieses Abweisen aller philosophischen Entwickelung, aller Darstellung der Dogmatik als eines Denkprocesses, fällt jeder Vorwurf scholastischen Wesens dahin. Sodann stellt Vilmar aber keineswegs blos die Tradition der Kirche dar — wie dieß die Scholastik sich zur Aufgabe stellte; sondern die Erfahrungen der Kirche, welche dieselbe an den in der Schrift niedergelegten Thaten Gottes gemacht hat. Darum bleibt die Schrift immer Norm des christl. Lehrens und Lebens. (S. 114). Auch stellt sich das Lehrsystem nicht etwa unvermittelt dem Subjekte gegenüber; als eine dialektische Arbeit bloß dialektisches Verständniß fordernd! Es wird vielmehr eine persönliche Betheiligung an den göttlichen Thatsachen, an dem erlösenden, lebendigen Christus verlangt. „Einsicht in die christl. Wahrheit ohne christlichen Glauben ist unmöglich." „Eine im Princip untadelhafte Dogmatik kann nur von der Bekehrung und Wiedergeburt des Dogmatikers ausgehen." (S. 7). Mit schneidender Schärfe schneidet Vilmar von diesem Boden aus alle Philosophastereien gründlich aus — eine Operation, die bei der uns eingeimpften Art zwar schmerzlich; aber auch nicht minder heilsam ist. Alle diese philosophischen Deductionen zerstören das Mark der christl. Dogmatik. Sie beruhen durchgängig auf der Autonomie des Menschengeistes; wollen mittelst eines dialektischen Processes aus dem eigenen Geiste hervorspinnen. Das ist absoluter Hochmuth. (Die Κυβεία Eph. 4, 14: das Würfelspiel mit Gott, das Spielen mit Gottesbegriffen, das waghalsige Speculiren, durch welches wir Gott nahe zu kommen, in sein Wesen einzudringen, oder was ganz dasselbe ist, Ihn zu uns herabzuziehen unternehmen.) Die Dogmatik aber soll, wie sich ihr Stoff, die Erfahrungen der christl. Kirche im Kampfe mit den gottfeindlichen Mächten (in erster Linie mit dem Fürsten dieser Welt, der sich als H o c h m u t h darstellt) entwickelt hat, so auch wiederum die Lehrerin sein, welche Gottes Waffen zum Kampfe darbietet. Wie vermag sie dies, wenn noch eine Spur des hochmüthigen Wesens in ihr ist? — Was die Dogmatik von rein menschlichen Erkenntnißmitteln beibehalten darf, das sind solche Begriffe, welche geeignet sind falsche Vorstellungen von der Offenbarung und ihren Thatsachen fern zu halten; also keineswegs etwas Positives aus dem Menschengeist hervorspinnen. So z. B. wird in neuerer Zeit mit dem Begriff der Person und Persönlichkeit zur Feststellung des Wesens Gottes so vielfach operirt — auch ein Thomasius hat denselben seiner Bestimmung des Wesens Gottes zu Grunde gelegt und daraus dann des weiteren geschlossen. Statt aller hohen Worte von dem Begriffe der Persönlichkeit: geht Vilmar der Sache grammatisch-historisch auf den Grund und weist nach, daß wir mit dem Worte „Persönlichkeit" durchaus nichts Positives von Gott aussagen, sondern nur das Negative, daß Gott nicht mit der Welt oder irgend etwas Anderem zusammengedacht werden darf. Als Abwehr des Pantheismus darf die Dogmatik denn auch den Ausdruck gebrauchen. Will ich

*) Wie dieß z. Beck ganz unverblümt ausspricht, wenn er die christl. Lehrwissenschaft an die Principien und die Methode der Wissenschaft gebunden haben will. (Einl. in das Syst. der christl. Lehre S. 13.)

positive Gotteserkenntniß gewinnen: so bleibt nur der Weg, den uns Gott Selbst in Seinen Gnadenerweisungen erschlossen hat. „Weil wir von Gott erkannt sind, darum erkennen wir Ihn." Niemals kann die Dialektik des Menschengeistes der Dogmatik eine positive Erkenntniß bieten. —

Lebhaft erinnert hat uns die Behandlungsweise, welche Vilmar der Dogmatik angedeihen läßt, an die Methode, welche Oetinger als der heilgen Schrift eigenthümlich und darum der Theologie gebührend, bezeichnet, von der er selbst bekennt sie „nur unter unvollkommenen Bildern nachahmen zu können." Was wir wissenschaftlich-philosophische Darstellung nennen, bezeichnet Oetinger, entsprechend der seiner Zeit eigenthümlichen Methode (Wolf) als die geometrische Ordnung. „Diese geometrische Ordnung — sagt er — läßt gar vieles fallen, was zum Begriff des Lebens dienlich ist. Die hl. Schrift bedient sich einer Methode, welche mehr mit der Entstehung der Dinge übereinkommt. Die geometrische Ordnung nimmt ihren Ausgangspunkt von irgend einem abstrakten Gedanken; die generative Ordnung aber geht, wie es beim Samenkorn der Fall ist, vom Ganzen aus und entfaltet dieses gleichmäßig bis zum kleinsten." (Theol. aus der Idee des Lebens, v. Hamberger S. 35.). In der Entwickelung der Dogmatik nach diese Methode geht Vilmar auch den Weg, den der Magus von Süden als ihm vorschwebend bezeichnet. „Derselbe besteht darin, daß jeder Artikel 1) von der inneren Erfahrung (Sensus communis) ausgeht, und hiebei von sich selbst zum andern voranschreitet, wie ja doch Niemand eine bessere Anleitung zu Prüfung der Orthodoxie an die Hand geben wird, als gerade der Heiland, wenn er bei Joh. Cap. 7, 17 sagt: „Wenn Jemand dessen Willen thun will, der wird in Betreff der Lehre erkennen, ob sie aus Gott sei oder ob ich von mir selber rede." 2) Darin, daß man aus den hl. Büchern alles zusammen sammle, was sich auf jeden Artikel bezieht; „3) endlich darin, daß man sich in dogmatischen Formeln gegen die Heterodoxie sicher stelle und der öffentlich geltenden Lehre mit Salz und in Frieden, Marc. 9, 50 beitrete. Bei dieser Methode habe ich mit Staunen erkannt, daß ich in voller Ueberzeugung mit der Augsb. Confession in Einklang stehe." (26.) Diese Methode — fügt Oetinger hinzu — ist **sehr einfach, sehr nützlich und für das Gewissen heilsam** und alle diejenigen, welche die Theologie in gründlicher Art studiren oder lehren, können nur auf diesem Wege hinzu gelangen." Wir können diese Aussage geradezu auf Vilmars Dogmatik anwenden. Dieselbe ist allerdings einfach; sie theilt darum auch jene Eigenschaft aller einfachen Dinge, daß schwache Ingenien sich daran stärken, tiefe Geister darin ringen und arbeiten können. Wie einfach ist die Behandlung der Wunder, Weissagung und Gebetserhörung in dieser Dogmatik. Die vielen Einwürfe, welche sich sonst gerade in diesen locis so gerne breit machen, zerfließen hier geradezu in nichts, sobald einem z. B. bei der Lehre von den Wundern klar gemacht ist, wie die Schöpfung zwei Seiten hat, eine nach uns, eine nach Gott hin gekehrt. Läßt Gott die letztere uns ihre Zeichen geben, so haben wir das Wunder. So hat Gott z. B. damals, als Er Sonne und Mond für Josua still stehen 2c. ließ, nichts anderes gethan, als was Er im Anfange gesprochen: es sollen Sonne und Mond-Zeichen, Zeiten u. Jahre angeben. Er ließ in jenem Falle die Sonne nur nicht Zeichen geben nach der Natur hin, sondern nach Sich hin." (S. 262). Es läßt sich das einem Kinde klar machen, z. B. an der doppelten Bedeutung des Glockenläutens, welches uns zur Arbeit, wie zum Gebet, zur Schöpfung, wie zu Gott ruft. Aber auch in welche Tiefe der Weisheit und Erkenntniß vermag an der Hand jener Sätze ein erfahrner, reifer Geist zu dringen, wenn er sich z. B. in der Weise eines G. H. Schubert angelegen sein läßt, die Schöpfung zu untersuchen auf jenes durchbrechen der oberen Ordnung nach der untern hin. (Bekanntlich ruht hierauf die theol. naturalis, deren Bedeutung für die kirchliche Erfahrung sicherlich in nicht zu ferner Zeit erkannt werden dürfte). — Wie einfach sind die Sätze Vilmars über die Gebetserhörung; wie fallen alle die Einwürfe des Un- und Halbglaubens dahin, wenn hier zuerst das Lippen- und Willkührsgebet, welches bloße Gottesversuchung ist, abgetrennt wird von dem Gebet der Zucht und sich über alle diesem nun darstellt das Gebet als Heiligungsäußerung, welches aus der Wiedergeburt hervorgeht, folglich uns auf jenem Standpunkt der Gottebenbildlichkeit zurückführt, da dieser Willen mit Gottes Willen eins ist. Wie könnte da mit unserm Gebete etwas Fremdes in Gott hineindringen! Gott nimmt da vielmehr Sein eigenstes Ich aus unserm Ich in Sich zurück. Gott thut, indem Er unser Gebet erhört, Seinen Willen. Alles dieß wie einfach: und doch, welch eine Fülle von Erleuchtung darbietend. —

Es mag trivial klingen, wenn wir für Vilmars Dogmatik auch jenes andre Epitheton Oetingers „nützlich" herbeiziehen. Und doch halten wir es für einen großen Vorzug gegenüber jener abstrakten Wissenschaft, der aller und jeder Erfolg gleichgültig ist — deren Art

an jenen Arzt erinnert, dem der Tod des Patienten ganz gleichgültig, nachdem er bewiesen, daß seine Behauptung, die Krankheit stamme von dem Genuße eines Linsengerichtes, richtig sei. — Die Schrift selbst weiß sich keine bessere Signatur zu geben, als „alle Schrift von Gott eingegeben, ist nütze“ (1 Tim. 3, 16). Diese Eigenschaft der Vilmarschen Dogmatik tritt uns negativ entgegen, indem sie nach dem Rathe des Apostels „der thörichten und unnützen Fragen sich entschlägt.“ (2 Tim. 2, 23); und sie, wo sie bis in unsre Zeit herein von Seiten des Unglaubens und Neophytismus zum Schaden einfältiger Gemüther aufgeworfen werden, niederschlägt. (Wir denken an Fragen, wie die, ob 2 Tim. 4, 13 oder 1 Tim. 5, 23 inspirirt seien. (s. S. 201); oder: wie Gott etwas reuen könne (s. S. 198). oder: die Fragen der curiosi nach der Allgegenwart Gottes: „Ist Gott auch in der Hölle? rc.) Solche Fragen, einfältigen Gemüthern zur Vexation vorgelegt, verwirren dieselbe oft in unglaublichem Maße und treten durch diese alsdann wohl auch an den Pastor heran; und muß derselbe im Stande sein, dieselben zu lösen. (Als Frage der Spötter verdienen sie selbstverständlich die derbste, rücksichtsloseste Abfertigung). Führen uns diese scheinbaren Kleinigkeiten — wir sagen scheinbar, denn in Wirklichkeit ist nichts klein, was einer Seele auf ihrem Wege zur Seligkeit helfen kann — aus allen Abstraktionen und erkältenden Deductionen in das wirkliche Leben: so tritt uns dieser Nutzen positiv entgegen, wenn wir uns fragen: wie bereitet Vilmars Dogmatik den Pastoren den Boden, auf dem er zu stehen hat, wenn er in das hl. Amt eingetreten ist. „Die Dogmatik soll wissen, daß sie als ein Gegenstand der Vorbereitung für das geistliche Amt in dem Verhältniß der Schule zum wirklichen Leben stehe, und daß auch ihr gesagt sei „non scholae, sed vitae discimus.“ Ebendeßwegen muß sie aber auch den von ihr zu verarbeitenden Erfahrungsstoff bis ins kleinste ausarbeiten, und so dem Pastorate den Ueberblick über alle Erfahrungen der Kirche, welche auf dem Lehrgebiete derselben jemals gemacht worden sind, gewähren; nicht um der Wissenseitelkeit des Individuums willen, sondern einmal und zunächst, um an diesen Erfahrungen die Erfahrungsfähigkeit der Hirten zu üben, so daß die Dogmatik eigentliche *γυμνάσματα* für das Kirchenamt und dessen Träger enthält. Sodann aber soll sie allerdings auch die Erfahrungen der Kirche darum in aller Vollständigkeit und Genauigkeit mittheilen, weil dieselben Erfahrungen, wenn auch nicht überall und zu jeder Zeit, doch einzeln allezeit sich wiederholen und direct von den Hirten zur Anwendung zu bringen sind. Endlich muß die Dogmatik auch den Gang, welchen die Lehrerfahrung in der Kirche genommen, genau kennen lehren, damit der Hirte seine Heerde und sich selbst vor falschem und Unglauben bewahre: Wie schlimm ist es in dieser Hinsicht mit unsre heutige Kirchenregiment, Pastorate und Professorate bestellt. Leute, welche ein schönes Wissen in dogmaticis u. historicis besitzen, ja wohl alle terminos technicos der Schuldogmatik am Schnürchen aufzusagen wissen: haben dennoch keine Ahnung davon, daß z. B. die Lehre von der Trinität Offenbarung auf der einen und Erfahrung auf der anderen Seite ist, und zwar Erfahrung, die sich entwickelt hat an der derselben gegenüberstehenden Feindschaft gegen den lebendigen Gott nnd gegen die Offenbarung Seines Wesens (Sabellianismus — Arianismus). In jenen altkirchlichen Streitigkeiten handelt es sich darum nicht um Logomachien, oder auch nur um Lehrstreitigkeiten, sondern um das Leben der Kirche. Wäre es dem Sabellianismus oder Arianismus gelungen, sich in das Herz der Kirche einzuschieben: so wäre damit eine unheilbare Lebensstörung für die Kirche eingetreten. Denn was wäre die Kirche ohne die im menschgewordenen Sohne offenbare Liebe, Gnade Gottes? Für uns ist ja nicht die höchste Herrlichkeit Gottes, daß Gott Gott ist, sondern daß Gott Mensch geworden ist. Wer all dieses nicht einmal als Erfahrung der Kirche begriffen hat: wer als Grund jener Kämpfe etwa nur menschliche Meinungsverschiedenheiten, die sich nach und nach ausgleichen, das Intresse verlieren rc., ansieht: wie wird er sich stellen, wenn nun der alt bös Feind es wieder mit Ernst meint? wenn Arianismus rc. in neuer Gestalt den Versuch machen, sich im Schooße der Kirche einzubürgern. Nur ein Kirchenregiment, welches klar und erfahrungsmäßig erkennt, daß es sich damit aufs Neue um das Leben der Kirche handelt, wird alsdann auch mit seiner ganzen Existenz eintreten, damit nicht solche Wölfe in das Herz der Kirche einschleichen. (Wie es in Wirklichkeit steht, mag uns die Affaire Sydow bezeugen). Nur ein Pastor, der jene Erfahrung von der lebenzerstörenden Kraft des Arianismus rc. richtig beurtheilt, wird, selbst wenn das Kirchenregiment den Feind nicht erkennen oder abwehren will mit seiner ganzen Existenz für seine Gemeinde wider den nahenden Wolf eintreten. Und es wird ihm dieß Opfer um so leichter fallen, je mehr er die Erfahrungen der Kirche nicht allein vor Augen, sondern auch im Herzen hat; je mehr, was die Kirche in jenen gewaltigen Kämpfen erfuhr, auch der Grund seiner Seligkeit ge-

worden; je gewisser es ihm ist, nur weil ich getauft bin auf den Namen des dreieinigen Gottes und weil ich dadurch unter den persönlichen Gnadenwirkungen der Trinität stehe — nur darum habe ich mit der allerfestesten Gewißheit Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit. — Doch wir treten damit schon herüber zu jenem köstlichen Epitheton „für das Gewissen heilsam," welches Oetinger einer Behandlung der Dogmatik, wie sie Vilmar hat, vindicirt. Man hat ja und sicher nicht mit Unrecht viel geklagt über todte Orthodoxie, und zwar nicht allein über jene des 16 u. 17 saec: Nun, wer sich in den Fußtapfen Vilmars in den Dienst der Kirche einführen lassen will für den wird todte Orthodxie jedenfalls zur absoluten Unmöglichkeit: weil Vilmar überall Zeugniß fordert, und man nur zeugen kann, wovon man etwas erfahren hat. Soviel der Pastor erfahren hat: so viel wird er Zeugniß ablegen: im übrigen kann er lehren, wohl präparirten Lernstoff bieten; — das ist Miethlingsarbeit. Wer z. B. in der Lehre von der Sünde nicht selbst den Zorn Gottes bis ins innere Mark, bis zum verzweiflungsvollen Nothschrei „Mitten in der Höllen Gluth meine Sünd mich treiben" — erfahren hat, der mag de statu corruptionis noch so correct lehren: er wird niemals mit dem Ernste, der inneres Leben verursacht, Zeugniß ablegen können von dem, was die Sünde, m e i n e Sünde, der ewige Tod ist. Solche Erfahrung soll die Dogmatik aus der Erfahrung der Kirche (welche dieselbe durch Augustin und Luther gemacht) den Pastoren mittheilen. Dieses zeugenhafte, viel erfahrene Lehramt, das als wahrhaft bekehrt, sich dem Wirken des hl. Geistes mit Resignation unterordnet: möchte Vilmars Dogmatik vorbereiten. „Eine neue Offenbarung bedürfen wir nicht; neue Apostel müssen wir verwerfen, aber eine völlige Regeneration des Lehr- und Hirtenamtes thut uns Not, und die Zeichen der Zeit sind da, daß dieselbe sich vorbereitet, oder richtiger, daß sie von dem hl. Geist vorbereitet wird. „Aber es gehört dazu vor allem: Buße des Lehramtes als solchem!" — (S. 108). Möge das Hirten- und Lehramt darum auch fleisig und gründlich aus dieser Dogmatik schöpfen; nicht um das Wissen seiner Glieder mit etlichen Novitäten zu ergänzen, sondern um das Wissen, das zum geistlichen Amt gehört, das e n e r g i s c h e Wissen, das aus sich herausgeht und die Gemeinde regiert und ihrem Ziele entgegenführt," (z. B. S. 60) — um dieses dem *χάρισμα κυβερνήσεως* dienende Wissen wieder in sich zu erwecken. D i e s e m Hirten- und Lehramte wird in den kommenden schweren Zeiten die Zukunft der Kirche in den Händen ruhen; mag die Zahl seiner Glieder eine noch so kleine sein.*)

B. F.

Holtzmann, Dr. H., Professor in Heidelberg (jetzt in Straßburg): **Die Ansiedelung des Christenthums in Rom.** 40 S. Berlin, Lüderitz. (Der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftl. Vorträge H. 198). 7½ sgr.

Nach einem kürzeren Hinblick auf die Wirksamkeit und das Ende des Apostels Paulus in Rom macht der Verf. insbesondere die Kirche der Katakomben (od. wie dieselben historisch richtiger genannt werden, der „Cömeterien") zum Gegenstande seiner Schilderung. Diese bietet manches Anregende und Interessante, geschöpft aus autoptischen Beobachtungen des zu mehreren Malen in Rom Gewesenen, ermangelt aber derjenigen Wärme und Innigkeit der Theilnahme am Leben und Leiden der römischen Ecclesia pressa des 2. u. 3. Jahrhdts. in ziemlich hohem Grade, welche so manche andre Werke über das altchristl. Rom zeigen. Natürlich spukt in den Angaben des Büchleins ziemlich stark der pseudoclementinische Petrus- und Simon-Roman, dem zu Liebe der Verf. von einer historischen Wirksamkeit und einem Martyrium des Petrus in Rom nichts wissen will. Vielmehr stellt er die angeblich ganz dunklen Uranfänge des Christenthums daselbst als einseitig judenchristliche dar, läßt dann eine längere Zeit hindurch „das Gemeindeleben in Rom z w e i Pole seiner Thätigkeit (einen paulinisch-simonianischen, einen judenchristlich-petrinischen) aufweisen," und endlich aus der Reibung dieser inneren Gegensätze das katholisch-christliche Rom mit seiner gleichmäßigen Verehrung des Paulus und des Petrus als seiner Stifter hervorgehen. Wie er hinsichtlich dieser ultraprotestantisch-gnostisirenden Theorie hauptsächlich an L i p s i u s sich anschließt, so folgt er auf kunstgeschichtlichem Gebiete besonders den S p r i n g e r schen Annahmen, z. B. darin, daß er die altchristlichen Kirchen nicht sowohl nach den Vorbildern der Basiliken, d. h. der römischen Gerichtshallen, construirt werden, sondern sie „aus dem römischen Privathause" hervorgehen läßt. — Bezüglich der Katakomben ist de Rossi sein Hauptgewährsmann. Einige neueste Beiträge zur Katakombenforschung scheinen uns nicht, oder doch nicht mit der Sorgfalt, wie sie es verdienen, von ihm mit berücksichtigt worden zu sein, z. B. das Werk des Franzosen D. G u é r a n g e r: Ste. Cécile et la Société Romaiue aux deux premiers siècles. 2. edit. (Par. Didot 1874).

X.

---

*) Wir notiren noch 2 Druckfehler: S. 276: Z. 6 ff. von unten l.: daß bei den spätern Juden der מַלְאַךְ יְהוָה ꝛc. — und S. 305 Z. 9 v. o: Zach. 14, 5 (statt 15).

Davies, Rev. G. Palmer, Director der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft, **Die gegenwärtige religiöse Bewegung in Schottland.** Vortrag im Saale des Ev. Vereinshauses. 16 S. Berlin, E. Beck. 1 ½ sgr.

Die durch das ergreifende Glaubenszeugniß der Amerikaner Mr. Moody aus Boston und Mr. Sankey aus Chicago seit Nov. 1873 in zahlreichen Städten Schottlands — Edinburgh und Glasgow voran — angefachte religiöse Bewegung wird in diesem Vortrage auf sehr anschauliche und lebensvolle Weise geschildert. Der Verfasser stützt sich auf directe Mittheilungen über den Ursprung, Charakter und bisherigen Verlauf der Bewegung, die er sich von christlichen Freunden in Edinburgh erbeten hatte. Von besonderem Interesse ist natürlich, was er über den religiösen Gesang des Einen jener beiden Evangelisten, Mr. Sankey, und über die fast wunderbaren, an die Macht des religiösen Gesanges im urchristlichen Cultus (Eph. 5, 19; Col. 3, 15; vgl. Tertullian Apol. c. 39; Augustin Confess. IX, 6) erinnernden Wirkungen desselben, sowie des nach seinem Vorbilde gehaltenen Gesanges anderer Förderer und Theilnehmer an der Bewegung mittheilt. „Das Evangelium wird in Kirchen und in Sälen durch Predigten und Ansprachen verkündigt; in den Hospitälern sogar wird bei den Kranken das Evangelium gesungen. Erst vorgestern erhielt ich einen Brief aus Edinburgh, dessen Absenderin mir mittheilte, daß sie selber in dieser Weise den Kranken das Evangelium im Gesang zubringen durfte. Ich fragte einen schottischen Geistlichen der presbyterianischen Staats-Kirche, der mich kürzlich besuchte, wie so etwas möglich wäre, und fügte hinzu, daß es in Berlin undenkbar wäre, z. B. in einigen Sälen der Charité, wo der Zustand der Kranken es nicht verböte, Eingang zu erhalten, um in der Form des gesungenen Liedes den Patienten mit den Heilswahrheiten nahe zu kommen. Er antwortete mir: „Vor einem Jahre wäre es ebenso undenkbar in Edinburgh gewesen; und daraus, daß jetzt so etwas möglich ist und daß die Aerzte und Behörden nichts mehr dagegen haben, können Sie sich eine Vorstellung von der Intensität der Bewegung machen!" (S. 14 f.).

An der wesentlichen Reinheit und Schriftgemäßheit des Christenthums, wie es durch die von Moody und Sankey geleiteten Gebetsgottesdienste gepflanzt wird, kann nach den hier gebotenen Aufschlüssen, die offenbar aus zuverlässigen Quellen schöpfen, schwerlich gezweifelt werden. Wir stimmen in den dem Verf. gegenüber seitens Eines seiner schottischen Correspondenten geäußerten Wunsch von Herzen ein: „Möchten wir in der Hauptstadt Deutschlands — und, setzen wir hinzu: in Deutschland überhaupt — auch etwas von dem spüren, was der Herr jetzt in Schottland thut!" (S. 7).

Neueste Literatur.

Ranke, E., Fragmenta antiquissimae evangelii Lucani versionis latinae. E membranis Curiensibus ed. atque adnotationibus criticis instruxit. Vindob., Braumüller. 1 thlr.

† **Wirthmüller,** J. B., Encyklopädie der kathol. Theologie. Landshut, Thomann. 4 thlr.

† **Gloßner,** M., Lehrbuch der kathol. Dogmatik nach den Grundsätzen des hl. Thomas. Zum Gebrauche bei Vorlesungen und zum Selbststudium. 2 Bde. Regensb., Manz. 3 thlr. 18 sgr.

Beck, J. T., Die christliche Liebeslehre. 2. Abth.: Die Lehre von den Sacramenten. Stuttgart, Steinkopf. 1 thlr. 8 sgr.

Köstlin, Jul., Luthers Rede in Worms am 18. April 1521. Halle, Waisenh. 6 sgr.

Wasserschleben, H., Die irische Kanonensammlung. Gießen, Ricker. 2 thlr.

Vering, F. H., Lehrbuch des kathol. und protest. Kirchenrechts mit bes. Beziehung auf das vatikan. Concil, sowie auf Deutschland, Oesterreich und die Schweiz. Freiburg u. B. Herder. 1 thlr. 6 sgr.
[a. u. d. Tit. Theologische Bibliothek, Bd. II.]

Verhandlungen der **kirchlichen Conferenz zu Greifswald** und des Vereins für innere Mission in Neu-Vorpommern und Rügen am 30. Juni und 1. Juli 1874, nebst den dazu gehaltenen Vorträgen von Pastor Haack in Tribsees und Prof. Dr. Cremer in Greifswald. Stralsund. C. Hingst Nachfolger. 10 sgr.

Erbauungsschriften. Predigten.

Baxter, Richard, Die ewige Ruhe der Heiligen. A. d. Engl. von Otto v. Gerlach, weil. Dr. und Prof. d. Theol., Cons. = u. Hofprediger in Berlin. Sechste, wohlfeile Ausgabe. XVI. 432 S. (Schillerform.) Leipzig, J. C. Heinrichs. 10 sgr.

„The Saints' Everlasting Rest," — neben Bunyan's Pilgerreise das edelste und einflußreichste Erzeugniß der ascetischen Literatur Englands im 17. Jahrhundert (in erster Aufl. erschienen 1649, und bis zu Baxters Tode im Jahre 1691 noch mehr als 20 Male neu aufgelegt, seitdem in zahlreiche Sprachen übersetzt 2c.) — verdient es, immer wieder und wieder der christlichen Lesewelt dargeboten zu werden. Zumal in der vorliegenden abgekürzten und von mancherlei, beim heutigen Standpunkte dieser christlichen Bildung und Denkweise werthlos gewordenen Auswüchsen und Weit-

schweifigkeiten befreiten Gestalt*) gehört das Buch zu denjenigen Erbauungsschriften, aus welchen gleicherweise die lieblichste wie die kräftigste geistliche Speise entnommen werden kann. Denn in dreifach verstärktem Maaße gilt für die Christen der Gegenwart, was der sel. Uebersetzer vor nun 40 Jahren zur Rechtfertigung seiner Publikation als einer zeitgemäßen schrieb: „Nicht nur Solche, welche dem Wort Gottes nicht gehorsam sind, auch viele ernste gläubige Christen beschäftigten sich in unsren Tagen vorzugsweise wenig mit dem Hinblick auf das zukünftige Leben, mit dem Gedanken an das Gericht und die große Scheidung der Spreu von dem Waizen in demselben, an das Elend der Verdammten und die Wonne der Seligen, an die Nothwendigkeit, mit bestimmter Beziehung darauf schon hier seinen Beruf und seine Erwählung fest zu machen. Ein das göttliche Wort wanken machender Unglaube, ein das Gesetz und seinen strafenden Ernst entnervendes Gefühlswesen, und eine immer höher getriebene sinnliche und geistliche Genußsucht hat auch über viele gläubige Christen eine gewisse Herrschaft sich angemaaßt, hat ihnen die Schrecken des Todes und des Gerichts, und damit auch die volle Süßigkeit und Seligkeit des evangelischen Trostes, der diese Schrecken überwindet, genommen. Der Zeitgeist hat die große Wahrheit, daß Christus schon hier in der Zeit das ewige Leben offenbart hat und denen gibt, die an Ihn glauben, furchtbar gemißbraucht, um diese Welt mit der darauf herrschenden Sünde als den wahren Himmel anzupreisen; und das wohlgefällige Behagen auf der armen Erde, zu welchem auch die höchsten Kräfte und Thätigkeiten der Seele zusammenwirken sollen, ist die größte Seligkeit, welche die gefeiertste Dichtkunst unter uns zu besingen weiß. . . . Die allgemein verbreitete sorglose Zuversicht des Zeitgeistes, daß droben über dem Sternenzelte ein guter Vater wohnen müsse, ergreift auch sie (die Lauen unter den gläubigen Christen) und läßt das jenseitige Leben ihnen dunkel und die Betrachtung desselben unfruchtbar erscheinen, weil ihr Herz dem dieses Dunkel aufhellenden Lichte des göttlichen Wortes nicht genug geöffnet ist. Der Uebersetzer glaubte daher grade deshalb einer großen Zahl seiner Brüder einen Dienst zu leisten, wenn er die Ströme lebendigen Wassers, welche nach des Herrn Verheißung von diesem seinem Dienste ausgeflossen sind, auch bis zu ihnen leitete und sie einlüde, zu schöpfen und zu trinken." Je deutlicher diesen Worten eine prophetische Beziehung innewohnt, welche die traurigen kirchlichen Zustände der Gegenwart als eine Erfüllung und zugleich Verstärkung des in ihnen Geweissagten erscheinen läßt, um so willkommner, ja unentbehrlicher muß der in dem vorl. Büchlein dargebotene Trost den unter den Kümmernissen und Anfechtungen unsrer Zeit Leidenden erscheinen. Möchten ihrer Viele zum Segen für ihre Herzen und zu bleibender Erquickung und Kräftigung ihres inwendigen Lebens hineinschauen in diesen herrlichen Freudenspiegel des ewigen Lebens, wohl das trefflichste Buch dieser Art, das je aus außerdeutschen evangelischen Kreisen hervorgegangen!

*) Dieselbe ist eine freie Uebersetzung der vom Prediger Benj. Fawkett zu Kidderminster (einem Amtsnachfolger Baxter's) veranstalteten abgekürzten Ausgabe vom J. 1758. Die ältere deutsche Uebersetzung (Leipz. 1733 in 4°, mit Vorwort von J. J. Rambach) war auf Grund des Baxterschen Originals gefertigt und deßhalb fast um die Hälfte stärker, als das vorl. Buch.

Hand-Agende zu einer geregelten und der kirchlichen Ordnung entsprechenden Wahrnehmung der liturgischen Obliegenheiten des geistlichen Amts. Zunächst für den Privatgebrauch zusammengestellt, jetzt aber, bei der in Aussicht gestellten Revision der Preußischen Landes-Agende, zur beliebigen Verwerthung herausgegeben von einem evangelischen Geistlichen in Schlesien. Strehlen 1874. Gemeinhardt.

Es ist ein Zeichen der Atomisirung der ev. Kirche, daß fortwährend Hand-Agenden zum Privat-Gebrauch erscheinen nnd vielfach in Gebrauch genommen werden. Die altluth. Kirche, wie die altchristl. Kirche ließ zwar der Verschiedenheit der liturgischen Ceremonien ihr Recht angedeihen, aber doch nur auf dem Wege der kirchl. Ordnung durchs Kirchenregiment. Ein solches Sichbinden an die altherkömmlichen und zu Recht bestehenden Agenden erscheint leider heut zu Tage vielen, selbst gläubigen Geistlichen als eine Beschränkung der evangelischen Freiheit. Wir können dagegen nicht ernstlich genug erinnern, daß das Preisgeben der Agenden und Kirchenordnungen nichts anders heißt, als ein Abgraben des Bodens worauf die eignen Füße stehen. Es liegt uns dagegen fern den Pastoren in allen amtlichen Handlungen allein und absolut an die gültige Kirchen-Agende weisen zu wollen. Das hieße wiederum über das Ziel schießen; ja geradezu etwas Unmögliches verlangen. „Es darf nicht übersehen werden, daß manche Acte des kirchlichen Lebens in vielen unserer alten Agenden eine nur geringe und dürftige liturgische Ausbildung erfahren haben; so insbesondere die

Krankencommunion, die Christenlehre, der Kirchgang der Sechswöchnerinnen, die Confirmation, das Verlöbniß, das Begräbniß, während z. B. die Ordnung der allgemeinen Beichte erst ein Bedürfniß geworden ist, seitdem uns die Privatbeichte mehr oder weniger abhanden gekommen ist. Viele unserer rechtsgültigen Agenden lassen in einem oder dem andern dieser Stücke den Pfarrer ganz rathlos oder enthalten doch nur so dürftige Andeutungen, daß man zu einer anderwärts gültigen Kirchenagende oder zu irgend einer Privatagende seine Zuflucht nehmen muß;" — sagt mit Recht das Vorwort zu der vortrefflichen Ev. Handagende von Dieffenbach — Müller. Als eine solche Hülfe zumal für preußische Pastoren empfehlen wir die vorliegende wegen ihrer Kürze, guten Auswahl und Vollständigkeit. Angenehm wird sie wohl auch schon deßwegen manchem Geistlichen sein, weil sie in dem Copulationsformular bereits auf die Civilehe Rücksicht nimmt und statt der Eheschließung nur deren kirchliche Bestätigung eintreten läßt. Ebenso bietet sie Formulare für manche erst in neuer oder neuester Zeit aufgekommene Gottesdienste z. B. Königsgeburtstag, Sedansfeier, Missions- und Gustav-Adolfs-Feste 2c. Die ganze Agende ist im luth. Sinne zusammengestellt. Nebenbei gesagt: Warum in der luth. Spendeformel es irgendwie anstößig sein soll, daß gesagt wird, Christi Leib und Blut stärke und bewahre zum ewigen Leben — man könne das nur von Christo selbst sagen —, ist uns um so unklarer geblieben, als der Herr Christus doch Selbst spricht: „Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben." Den einzelnen Formularen sind Vorbereitungsgebete für den Pastoren vorangestellt. Wir wünschen der Agende eine recht weite Verbreitung. —

B. F.

Luthardt, Dr. Ernst Chr., Domherr des Hochstifts Meißen, Prof. der Theol. und Consistorialrath: **Gnade und Wahrheit.** Predigten zumeist in der Universitätskirche zu Leipzig gehalten. Leipzig, 1874. Dörffling und Franke.

„Seitdem es eine christliche Kirche auf Erden gibt, erschallt das Wort der Predigt. Durch alle Jahrhunderte geht es herab — in allen Sprachen und Zungen der Völker: in der geschmückten Beredsamkeit der Griechen, in der ernsthaften Würde der Römer, in der volksmäßigen Kraft eines Berthold von Regensburg und der tiefen Einfalt eines Tauler, bis dann Luther kam und seine gewaltige Rede wie ein Strom sich ergoß, und nach ihm das evangelische Zeugniß sich wandelte je nach der Art der folgenden Zeiten. — Wer kann sie alle nennen und zeichnen die Namen derer, deren Wort zu ihrer Zeit die Gemüther mächtig bewegte und zum Theil jetzt noch über ihr Grab hinaus zu den späteren Geschlechtern wie ein gegenwärtiges und lebendiges redet! Und wenn wir alle diese Zeiten und diese Namen an uns vorübergehen lassen und sie fragen wovon sie reden, so reden sie alle, so viel ihrer ist und so verschieden sie sind, von Einem: Jesus Christus und sein Heil." Zum Preise dieses Herrn und Seines Heils wollen auch diese vorliegenden Predigten des hochbegabten Predigers und Theologen dienen, dessen besondere Gabe es ist in den einfachsten Sätzen die tiefsten Gedanken und den Ertrag eines umfassenden Wissens zu bergen. Jesus Christus und Sein Heil möchte er gern unserm heutigen deutschen Volke als helfenden Arzt anpreisen; denn sie allein bringt die Errettung der Zukunft. Das ist der Rückgang und Verfall unseres heutigen Volkes, daß das Christenthum und die Kirche immer mehr und mehr verdrängt werden; nicht bloß aus dem Zusammenhang des öffentlichen Lebens, wie man täuschend spricht: sondern auch aus dem Herzen, dem Gemüthe, der Denkweise unseres Volkes. Wäre es aus letzterem nicht verloren gegangen: würde es aus ersterem nicht schwinden. So bemühen sich denn diese vorliegenden (15) Predigten Luthardts (die V. Sammlung) immer und immer wieder den Nachweis zu liefern wie ohne den christl. Glauben und die christl. Kirche alle die hochgepriesenen Güter unserer Zeit, Bildung, Kunst, Wissenschaft 2c. eben nur Götzen sind von denen Ps. 115, 3 ff. gielt. Der reichbegabte Geist und das edle Herz des Predigers bietet alles auf, um unserm Volke die eckle Speise des Lebensbrodes wieder lieblich zu machen — ja man möchte weinen, wenn man dieß Bemühen sieht, und sich sagen muß: so satt ist unser Volk des ewigen Heilgutes geworden, daß es sich abwendet, selbst da, wo es ihm so gepriesen wird Und warum ist man so gleichgültig gegenüber der Gnade Gottes in Christo Jesu? Weil es fehlt an Erkenntniß, an Erfahrung der Sünde.

B. F.

Hoffmann, H. C., Pastor: **Sünde und Erlösung.** 12 Predigten in der Fasten- u. Osterzeit. 98 S. Halle, 1873. Mühlmann. 16 sgr.

Der Verf. dieser 12 Predigten behandelt das große Thema: Sünde und Erlösung nicht nach allen seinen wesentlichen Seiten, sondern

er greift nur einzelne Kernpunkte heraus, um sie im Lichte des göttlichen Wortes der Gemeinde zum Verständniß zu bringen. Zuerst beleuchtet er nach 1 Mose 3, 4—6 das Wesen der Sünde und bezeichnet sie als Selbstsucht und als Weltlust, was wir völlig billigen; nur hätte er das andere Moment mehr hervorheben sollen, daß sie Widerspruch gegen den Willen Gottes, offner Ungehorsam ist. Trefflich ist der Blick, den er von da aus auf Christum und sein Werk wirft. Nach Röm. 5, 12 beleuchtet er in biblischer Treue die Erbsünde nach ihrem factischen Bestand, nach ihrem Wesen als forterbenden mächtigen Zwangs zur Eigenliebe, womit wir nicht ganz einverstanden sind, obgleich sich diese Definition aus des Vf's. Auffassung der Sünde ergibt; wenigstens ist seine Begriffsbestimmung nicht umfassend und tief genug. Aber außerdem verdient diese Predigt trotz ihrer dogmatischen und zu wenig practischen Haltung alle Anerkennung, zumal der Verf. sich in sinniger Weise hier auch auf dem Gebiete der Erfahrung bewegt. Von der Mitschuld an fremder Sünde redet die dritte nach Matth. 23, 34. 35; sie begründet die Anrechnung fremder Schuld aus der Gerechtigkeit und aus der freiwilligen Liebe. Hier schlägt der Verf. einen nicht Allen verständlichen Ton an, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß der 1. Theil durchaus sach- und wahrheitsgemäß die Thatsache nachweist und in die Tiefe geht, ebendamit aber freilich ein dem Meisten unbekanntes Gebiet betritt. Wir hätten gewünscht, daß er an der wichtigen Stelle Hesek. 18 v. 19. 20 nicht schweigsam vorüber gegangen wäre. Ganz befriedigend ist übrigens der zweite Theil. — Ein schwieriges Thema behandelt die Predigt über Eph. 2, 3—5, in der er vom Zorne Gottes redet; aber die Art, wie er dieß thut, berechtigt uns zu dem Zeugniß, daß der Verf. die Schriftgedanken richtig erfaßt und verstanden und alle wesentlichen Momente lichtvoll dargestellt hat. — Meisterhaft und reich an Gedanken, ganz und gar auf dem Boden der Schrift sich bewegend ist die Predigt über 1 Joh. 2, 2, deren Thema: das Blut Jesu Christi — das einzige Lösegeld für unsre Schuld der Verf. nach allen Seiten hin klar und entschieden erweist, so daß diese Predigt zu den besten der Sammlung zählt. Ebenso befriedigend, wenn gleich viel zu dogmatisch und zu wenig practisch ist die Predigt über 2 Cor. 5, 14. 15, in welcher der Verf. den Gedanken: „der Tod des Herrn ertödtet die Kraft der Sünde;" (denn er heilt die Blindheit, bricht die Lust, hebt die Verzagtheit) in gewandter Zeichnung und lebhafter Schilderung gelungen durchführt. — Die Charfreitagspredigt über Jes. 53, 5 hat uns trotz ihres Gedankenreichthums weniger angesprochen und möchten wir hier den Ausdruck: „Verstattet dem Heiland, sich euch wie euer Schatten an eure Fersen zu heften" (p. 56) als einen unpassenden rügen. — Vorzüglich sind die beiden Osterpredigten, deren erste auf Joh. 14, 19 und deren zweite auf 1 Cor, 15, 15—20 basirt und das ansprechende Thema hat: So wichtig ist die Ostergeschichte: 1. wäre sie nicht wahr: was verlören wir? 2. da sie wahr ist: was besitzen wir? Auf die Wirkungen der Auferstehung Christi, mit der ein Werk des Herrn anhebt, das auf Vernichtung des Todes hinausläuft, weist die Predigt über 1 Cor. 15, 21—28 hin; sie gibt in großartigen Umrissen ein Bild von dem dauernden Segen, den Christi Auferstehung schafft bis hinein in die Zeit ohne Zeit. Ganz logisch schließt sich daran eine Predigt über die Auferstehung des Fleisches, in welcher übrigens der Vf. den Ausdruck „Fleisch" mehr hätte berücksichtigen und dem Zug seiner eignen Gedanken, seiner individuellen Anschauung weniger hätte folgen sollen. — Die letzte Predigt führt uns ins weite Feld der Ewigkeit und stammelt — denn auch das beredteste Reden ist nur ein Stammeln — vom ewigen Leben, indem sie zeigt: die Ueberwinder des Todes werden in einen neuen Lebensboden eingepflanzt, auf dem sich eine neue Lebensgemeinschaft entfaltet und eine neue Lebensbestimmung anhebt.

Wir können von diesen Predigten nicht scheiden, ohne dem Verf. für seine tiefe und reiche Entwicklung der Heilsgedanken unsre Anerkennung zu zollen. Er redet aus der Schrift heraus und führt in die Schrift und in das eigne Herz und Leben hinein. Namentlich sind diese Predigten für jüngere Geistliche ein kundiger und anregender Führer durch das Gebiet der Sünde mit seinen dunkeln, trüben Schatten und durch das der Erlösung mit seinen lichten, freundlichen, herzerquickenden Bildern.

W. W. E.

Theurer, C., Diakonus: Predigtbuch auf alle Sonn-, Fest- und Feiertage. 1. Lieferung. 64 S. Stuttgart. 1874. Moser. 18 kr. pro Lieferung.

Je größer und tiefempfundner der Mangel an guten Predigten über die apostolischen Pericopen ist, je fühlbarer dieser Mangel dadurch wird, daß gerade das Predigen über dieselben besonders angestrengte Arbeit und Vorbereitung erfordert, desto willkommner ist uns eine Predigt-

sammlung, die in so schöner, tiefgehender, den Text sinnig verwerthender, in edler Diction sich bewegender Weise das apostolische Werk auslegt und verwendet, wie diese in der ersten Lieferung uns vorliegende. Es tönt uns hier die Sprache eines an Gottes Wort gebundnen, aus diesem lautern Born betend schöpfenden Herzens entgegen; es athmet uns christliches Glaubensleben hier wohlthuend an und der Verf. versteht es, das Wort Gottes recht zu theilen. Wir sagen nicht zuviel, wenn wir diesen Predigten das Prädicat der Salbung im Sinne der Schrift vindiciren: sie sind gedankenreich, erbaulich, wechseln mit Trost und Lehre, mit Strafe und Warnung, mit Bitte und Mahnung und sind darum so recht auf das Menschenherz mit seinen verschiedenen Stimmungen berechnet.

Theilen wir in Kürze die Dispositionen mit, welche errathen lassen, wie der Prediger seine Aufgabe erfaßt. I. Advent: Röm. 13, 11—14. Vier Weckstimmen vor Anfang des Kirchenjahres: ein Wächterruf der Boten Gottes, ein Stundenschlag von den Bergen der Ewigkeit, ein Morgenlied erweckten Seelen, eine Tageslosung der Streiter Christi. II. Advent: Luc. 12, 35—48 die herrliche, selige Zukunft und die ernste, arbeitsvolle Gegenwart. III. Advent: Act. 3, 19—26 Thut Buße und bekehret euch! Ein Ruf 1. alt und immer neu auf allen Stufen des Reiches Gottes, 2. scharf und eindringend auf alle Kräfte des Menschen, 3. herzlich und lockend mit allen Liebesthaten Gottes aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. — Thomastag: Joh. 20, 24—34: Thomas, ein wohlerfahrener Führer auf dem Glaubensweg zu den Gütern des Heils; er zeigt uns des Weges 1. einfachen Anfang, 2. erschreckende Tiefen, 3. überraschende Höhen, 4. erquickende Brunnen, 5. seligen Ruheort. — 10. Advent: 1 Joh. 1, 1—3: Christus das Leben; 1. das Leben, das von Anfang ist 2. das Leben, das erschienen, 3. das Leben das zur Gemeinschaft ruft, und 4. das Leben das unsre Freude völlig macht.

Wir freuen uns auf die folgenden Lieferungen und sind gewiß, daß diese trefflichen Predigten viele Freunde finden werden.

W. E.

Ahlfeld Dr. **Friedrich**, Pastor zu St. Nikolai in Leipzig. 1. **Selig ist der Mann, der recht beten kann.** Predigt am Sonntag Rogate 1873. — 2. **Der lieben Jugend zur Erinnerung an die Confirmation.** Drei Confirmationsreden aus den Jahren 1872 u. 1873. 15 u. 51 S. Leipzig, J. C. Hinrichs. 2 u. 7½ sgr.

Predigten von Ahlfeld sind schon lange der Recensentenfeder entwachsen. Vor Tadel sind sie sicher; sie bedürfen aber auch nicht der Belobung. Denn facta loquuntur; die Predigten von Ahlfeld sind kräftige Thatbeweise des Glaubens an Jesum Christum.

Die erste der anzuzeigenden Predigten behandelt nach dem Evang. des Sonntags Rogate den Satz: „Selig ist der Mann, der recht beten kann" und zeigt 1. „den Grund, auf welchem er stehen muß", welches ist der unerschütterliche Glaube an Christum, den wahrhaftigen Sohn des lebendigen Gottes; 2. „die Art des rechten Gebets", die sich erweist in dem demüthigen Vertrauen, daß der Vater im Himmelreich seinen Kindern auf Erden geben werde, was zu ihrem Heile dienlich ist; 3. „den Segen, den man von solchem Gebete hat", welcher darin besteht, daß man aus der Noth errettet und mit dem dreieinigen Gott immer inniger vereinigt wird.

Das zweite der vorliegenden Heftchen bietet uns 3 Confirmationsreden und 1 Beichtrede als Anhang. Die 1. Confirmationsrede beantwortet nach Hebr. 13, 14 in dem Thema „Wir sind Pilger nach dem Jerusalem, das droben ist" folgende Fragen: 1. Wo wollt ihr hin? 2. Welche Gefahren gibt es auf dem Wege? 3. Wie überwinden wir sie?

In der 2. Confirmationsrede ist nach Matth. 21, 42 von „Jesus Christus, dem Eckstein unseres Heils" in der Weise die Rede, daß betrachtet wird: 1) Unser Eckstein; 2. Wie wir auf denselben erbauet werden.

Durch die 3. Rede über das Evangelium am 1. S. p. Epiph. Luc. 2, 41—52 wird nachgewiesen, daß 1) ein Kind Gottes „sein muß in dem, das seines Vaters ist" und zwar 1) schon in frühester Kindheit; 2) am Tage seines Bekenntnisses und Gelübdes; 3) in dem weiteren Leben.

Die Beichtrede über Luc. 10, 20 weist nach, wie unsere Namen, die in der Taufe im Himmel angeschrieben, aber durch die Sünde wieder beschmutzt worden sind, allein durch Christi Blut rein gemacht werden können.

Es könnte dem ehrwürdigen Verfasser nicht genug gedankt werden, wenn er uns mit einer größeren Sammlung nicht allein von Confirmations- und Beicht-, sondern auch von anderen Casualreden erfreuen wollte.

L. H. D.

Luthardt Dr. **C. E.**, Domherr des Hochstifts Meißen, Consistorialrath u. o. Prof. d. Theol. zu Leipzig, **Armuth und Reichthum der evangelischen Kirche.** Predigt bei der Jahresversammlung des Leipziger Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung, gehalten am 6. Aug. 1873 zu Penig über Luc. 6, 20. 16 S. Leipzig, J. C. Hinrichs. 3 sgr.

Diese Predigt ist selbstverständlich himmelweit verschieden von den Gustav=Adolf=Predigten, wie man sie seit Langem in gewissen Gegenden zu hören gewöhnt ist, und wie sie gar manchen bekenntnißtreuen Pastor aus dem Verbande des G.=A. Vereins hinausgetrieben haben. Von Luthardt erwartet man ja auch eine nicht allein der Form, sondern auch dem Inhalte nach vortreffliche Predigt. Er redet hier mit Zugrundelegung von Luc. 6, 20 „von der Armuth und dem Reichthum der evangelischen Kirche", und zwar in ihrem Vorbild, ihrer Geschichte und ihrem Glauben und Bekenntniß. — Das Vorbild der Kirche ist Jesus Christus selbst. Wie er, der reich war, arm wurde um unsertwillen, so ist auch die evang. Kirche, die freigeborne Tochter des Vaters, hienieden keine herrschende Königin, sondern eine dienende Magd.

Auch in ihrer Geschichte ist unsre Kirche arm; schon „nach den Jahren", wie unsre Gegner sagen. Aber sie sagen es mit Unrecht. Denn „nicht erst mit Luther hat unsre Kirche begonnen, sondern von Anfang an ist sie da und durch alle Zeiten geht sie hindurch. Wo nur Evangelium ist in der Kirche des Alterthums und der mittleren Zeit, wo nur Evangelium ist im Glauben und Leben aus Bekenntniß — das Alles ist unser".

Und die Armuth ihres Glaubens und Bekenntnisses! „Wir haben nicht die Menge der Nothhelfer und Fürbitter und stellvertretenden Heiligen. Wozu auch: Wir haben Christus allein!" . . „Wir haben nicht die Fülle der Legenden und Aufsätze, mit denen Andere sich schmücken und beladen, wir haben die Schrift allein!" — „Christus allein und die Schrift allein. Das ist die Armuth, das ist auch der Reichthum unsrer Kirche und unsres Volkes. Nicht die sind reich, die vielerlei haben, sondern die etwas Großes und Hohes ganz und voll haben".

L. H. D.

Calinich, Dr. ph. Hauptpastor, Unsere Siegesfeier im Hause des Herrn. Predigt am 2. September 1873 in der St. Jakobi=Kirche zu Hamburg gehalten. Zum Besten der Invaliden gedruckt. 14 S. Hamburg, L. Gräfe, 3 sgr.

Diese „Siegesfeier im Hause des Herrn" ist eine gewandte Darstellung unserer neusten Zeitgeschichte in Predigtform. Mit Anlehnung an Psalm 126 will der Verfasser „in den Herzen der Anwesenden" erwecken die Gefühle: 1) dankbarer Freude, 2) heiliger Wehmuth, 3) aufrichtiger Buße. Wir vermissen aber im 1. Theile das entschiedene Bekenntniß zu Jesu Christo, dessen Kreuz das Zeichen des Sieges ist. Im 2. Theile wäre ein Anklang an das Wort: „Und der Herr wird abwischen alle Thränen von ihren Augen" auch am rechten Platze gewesen. Im 3. Theile hätte auf keinen Fall fehlen dürfen das Kyrie eleison, Gott sei uns armen Sündern gnädig um Jesu Christi willen.

L. H. D.

Ziese, J. H., Pastor zu Friedrichsberg in Schleswig, Der Neujahrstag des Jahres 1874 stellt uns vor einen Wendepunkt im Reiche Gottes. Neujahrspredigt. Motto: 1 Joh. 4, 18. Die völlige Liebe treibet die Furcht aus. Schleswig, 1874. Jul. Bergas, Buch=, Kunst= und Musikalienhandlung. 4 sgr.

Herr Ziese, welcher uns bereits rühmlich bekannt ist als Verfasser einer in demselben Verlag erschienenen Predigtsammlung „Ich glaube, darum rede ich", ist wohl nichts weniger als erfreut durch die neuesten Errungenschaften des Liberalismus auf dem Gebiete der Kirche. Doch aber weiß er dem mit dem Jahre 1874 eingetretenen Wendepunkt im Reiche Gottes sowohl im Rückblick auf „eine alte langgewohnte Vergangenheit", die wir „hinter uns ins Grab sinken" sehen, als im Vorblick auf „eine neue ungewohnte Zukunft", die vor uns emporsteigt, im Lichte des Gotteswortes Gal. 3, 23—29 („Ehe denn aber der Glaube kam, wurden wir unter dem Gesetz verwahret und verschlossen auf den Glauben" 2c.) die beruhigendste und trostreichste Seite abzugewinnen. „Ihr wißt es Alle, lesen wir S. 12 f., ein knechtisches Wesen hat auch während der staatskirchlichen Zeit bis hieher weit und breit in unserer Kirche geherrscht. Wie Knechte, wo sie nur können, sich dem Frohndienst entziehen, so ist's ja weltbekannt, wie unzählige evangelische Christen sich dem Gottesdienste gänzlich entzogen haben, und wie unsre Kirche übervoll ist von feigen, elenden Knechten der Sünde, des Lasters und der Furcht. Darin wird nun wieder ein Wandel geschehen. Wenn in der nächsten Zukunft, nachdem durch das „Gesetz" Allen das Heil nahe gebracht worden, Jedermann frei zu wählen haben wird, ob er Christ oder Nichtchrist sein, ob er zur Kirche gehören will oder nicht, dann wird man mit der freien Wahl für Christum auch die heilige Verpflichtung, ganzen Ernst mit dem Christenthum zu machen, übernehmen müssen. Es wird dann wieder in anderm Vollklange des Wortes, als jetzt, heißen können: „Ihr seid Alle Kinder Gottes durch den Glauben an Jesum Christum", und ich wenigstens will dann lieber eine solche Gemeinde haben, die nach hunderten, als eine andere, die nach tausenden zählt; lieber eine kleine Gemeinde solcher, die als Kinder des Allmächtigen welterobernden Sinnes sind, als eine große Gemeinde solcher, die als Knechte vor jedem Kampf im Namen Gottes sich zurückziehen". — Ebenso treffend wendet der Redner die dritte Antwort des Apostels: „Hier ist kein Jude noch Grieche" 2c. auf die Verhältnisse und Parteiungen der Gegenwart an, und gibt schließlich Antwort auf die bedenkliche Frage: „Aber wird da nicht zu allem

Andern was die Zukunft bringen wird, noch als Schwerstes der große und immer wachsende Gegensatz zwischen entschiedenen Christen und entschiedenen Nichtchristen kommen, ein Gegensatz, dessen Kämpfe nicht abzusehen sind?" Die Antwort auf diese Frage möge man in der, gleich ihren Vorgängerinnen, durch Geistessalbung und prägnante Kürze ausgezeichneten, zeitgemäßen Predigt nachlesen. M.

Langbein, Dr. **Bernh. Ad.**, erster Hofprediger und Geh. Kirchenrath, **Predigt zur Eröffnung der ersten Landessynode für die ev.-luth. Kirche im Königreich Sachsen am 9. Mai 1871 gehalten.** gr. 8. 15 S. Dresden, Naumann.

Kurz vor Beginn der sächsischen Synode verfaßt, mit der augenscheinlichen Absicht, das Interesse für die bevorstehende Synode zu beleben, erschien die Schrift von Dr. Tube: Die erste Synode der sächsischen ev.-luth. Landeskirche und das Kirchenregiment. Dresden 1871, über welche in dieser Zeitschrift Bd. VIII, Heft 4, S. 276 f. von einem andern Recensenten berichtet worden ist. Die hier vorliegende vortreffliche Casualpredigt, ist — wie der Titel besagt — zur Eröffnung jener Landessynode gehalten und hat gewiß nicht wenig dazu beigetragen, daß die „von Vielen längst ersehnte und erstrebte, von Anderen nur mit Bangen und Zagen erwartete" Synode einen verhältnißmäßig so günstigen Verlauf genommen. Der würdige Verfasser, schon durch anderweitige im Druck erschienene Predigten als ein Meister in seinem Fache bekannt und anerkannt, leitet aus dem Text Eph. 2, 19—22. „So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen" 2c. das Thema ab: Von welchem Bewußtsein alle Glieder einer Landessynode durchdrungen sein müssen, wenn ihre Arbeit gesegnet sein soll. Er hebt als einzelne Momente dieses Bewußtseins folgende drei Punkte hervor, daß 1. die Kirche Christi hienieden ihre wahre Heimat ist; 2. daß der Grund, auf dem sie ruht, unantastbar feststeht, und 3. daß das Ziel ihrer Arbeit die Selbsterbauung der ganzen Gemeinde zu einem heiligen Gottestempel sein muß.

Im Hinblick darauf, daß auch in andern Landeskirchen der Zusammentritt einer derartigen Synode in mehr oder weniger naher Aussicht steht, wollen wir diese ihrer schwierigen Aufgabe vollkommen gewachsene Synodalpredigt der öffentlichen Aufmerksamkeit bestens empfohlen haben.

M.

Neueste Literatur.

Schmidt, Dettm., Dr. u. Diac., Taschenpostille; kurze Betrachtungen über die Sonntagsevangelien mit passenden Liederversen. Kiel, v. Wechmar. 18 sgr.

Petri, Dr. Ludw. Ad., Die Herrlichkeit der Kinder Gottes. 2. Aufl., nebst einem Anhang von 10 zumeist früher gedruckten Predigten des Vffrs. — Hannover, Hahn. 1 thlr. 5 sgr.

Martin, H., Ein Buch der Weisheit und Wahrheit. 18. Aufl. Dresden, Jänicke. 1 thlr. 5 sgr.

Des hl. Augustinus Nachtgedanken. Deutsch von Arnoldi und Heuser. 6. Aufl. Regensb., Manz. 21 sgr.

† **Frincken,** F. A, Trost- und Andachtsbuch für Leidende und Kranke. 2. Aufl. Köln, Bachem. 18 sgr.

† **Lambruschini,** Der geistliche Führer. A. d. Ital. von F. Rothenflüe. Einsiedeln, Benziger. 8 sgr.

† **Nacatenus,** W., Blüthen aus dem himml. Palmgarten. Neue Bearbtg. von Th. Wollersheim. 23. Aufl. Köln, Bachem. 15 sgr.

† **Neuer Pilgerstab** auf der Reise in die Ewigkeit. Gedrängter Inhalt der vorzüglichsten Missionspredigten 2c. Hauptsächl. bearb. nach „des Christen Pilgerstab" von P. A. Merk Einsiedeln, Benziger.

Philosophie.

Hartsen, F. A., Grundzüge der Psychologie. Berlin, Duncker 1874. 209 S. $1^1/_2$ thlr.

Der Verfasser dieser Arbeit nimmt eine völlig unabhängige Stellung ein; er geht seine eigenen Wege und zwar den Weg der voraussetzungslosen, wahrheitsliebenden Erforschung des Thatsächlichen, wozu wir nur bemerken, daß sich sein System doch auch auf vielen Hypothesen und Combinationen auferbaut. Nichts desto weniger nimmt sein System wegen seiner Eigenart unsere vollste Aufmerksamkeit in Anspruch und wenn es auch nicht möglich ist, den kühnen Ideen des Verfassers zuzustimmen, so liegt doch in denselben Geist.

Nach einer ziemlich umfangreichen Einleitung, in der sich der Verfasser darüber ausspricht, was er unter Psychologie verstehe, (die er dahin definirt, daß sie sei die Wißenschaft, d. h. die vollkommene Vorstellung oder eine Summe vollkommener Vorstellungen von der geistigen Welt und daß sie Vorstellungen aller Phasen der Eigenschaften der geistigen Welt, aller Phasen sämmtlicher Beziehungen zwischen diesen Eigenschaften und aller Phasen aller Beziehungen, in welchen die geistige Welt zur stofflichen steht, enthalte), in welcher er ferner den Weg, auf dem er die Aufgabe der Psychologie löst, bezeichnet und eine directe und indirecte Wahrnehmung unterscheidet, in Bezug auf welch' erstere er die kühne Behauptung aufstellt, daß in ihr das Subject der Wahrnehmung mit ihrem Object eins sei, in welcher er endlich das Bewußtsein als die Wißenschaft von der Thatsache seiner Existenz definirt, be-

spricht er in drei Abschnitten 1. die geistigen Eigenschaften und ihre Beziehungen im Allgemeinen; 2. die geistigen Eigenschaften und ihre Beziehungen im Besonderen; 3. die Verhältnisse zwischen der geistigen und der stofflichen Welt.

Jede geistige Eigenschaft ist nach dem Verfasser eine Kraft und hat einen gewißen Grad der Intensität und der Dauer; er unterscheidet ein Gebiet der klaren oder bewußten und ein Gebiet der dunkeln oder unbewußten geistigen Eigenschaften und nennt als Grenze zwischen beiden die Schwelle des Bewußtseins. In gedrängter Ausführung entwickelt er seine eigenthümliche Anschauung über den Begriff der geistigen Eigenschaften. Er sagt: „Es gibt Gedanken von Gedanken, Gedanken von Gedanken von Gedanken" (horribile dictu!); er stellt die Behauptung auf, daß es keine absolute Vergeßenheit gibt, versteht unter Inspiration die Gedanken, die aus dem Dunkel in den Zustand der Klarheit gelangen und dadurch für den Menschen neu werden, nimmt eine Localisation gewißer geistiger Eigenschaften an und eine Projection derselben im Raum und in der Zeit. Was das Verhältniß derselben zu einander anlangt, so stellt er ein dreifaches auf: a. der klaren geistigen Eigenschaften zu einander; b. zwischen den klaren geistigen und den dunkeln Spuren der geistigen Eigenschaften; c. der dunkeln geistigen Eigenschaften unter einander, faßt aber diese Verhältnisse dann wieder als äußerliche mechanische und als innerliche active. Diese seine Anschauung begründet der Verf. eingehend. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, ihm auf dieses weite Gebiet, auf dem er viele philosophische Irrgänge macht, in der Weise zu folgen, daß wir jeden einzelnen Satz prüften und widerlegten. Denn der Verfasser fordert mit seinen oft wunderlichen Ideen, die allerdings geistreich sind und von Combinationsgabe zeugen, zu einer ihm Schritt für Schritt folgenden Polemik auf, die anerkennend die Keime der Wahrheit, welche in seinen Deductionen liegen, seine Verirrungen nachzuweisen und dem Hochflug seiner Phantasie die Flügel zu beschneiden hätte. So freudig wir alle dem zustimmen, was wir als wahr und psychologisch begründet annehmen können, so scheint uns doch der Verfasser mit seiner bis ins Kleinste hineingehenden Unterscheidung von „Gedanken erster, zweiter und dritter Reihe", mit seiner Annahme, daß die geistigen Eigenschaften in ihren Verhältnissen unter einander eine große Analogie mit den Thieren zeigen, und anderen dergleichen unerwiesenen und unerweisbaren Ideen weit über das Ziel hinauszuschießen.

Wenden wir uns indeßen zu dem zweiten Abschnitt, der uns mit den Beziehungen dieser Eigenschaften im Besondern bekannt macht. Der Verfasser macht hier folgende Eintheilung, über die wir nicht mit ihm rechten wollen: 1) Empfindungen und zwar Gesichtsempfindungen, Tastempfindungen, Gehör-, Geschmacks-, Geruchs-, Muskel- und unbestimmte Empfindungen; 2) Gefühle a. geistigen, b. stofflichen Ursprungs, c. krankhafte oder unmoralische Gefühle, d. subjective, e. objective, f. primäre, g. secundäre Gefühle. 3) Begierden und Triebe: a. anziehende und abstoßende, b. schöpfende und vernichtende, c. primäre und secundäre. 4) Gedanken über Spuren von Empfindungen, Gefühlen und Begierden. Wir haben also in diesem Abschnitt recht minutiöse Distinctionen, bei denen es unerfindlich ist, wie der Verfasser zwischen Empfindungen und Gefühlen so streng zu scheiden vermag; denn das ist doch zu weit gegangen und entspricht nicht im Mindesten den thatsächlichen Verhältnißen, wenn er den Empfindungen das Prädicat des Gleichgültigen, den Gefühlen das des Angenehmen oder Unangenehmen vindicirt. Wir müßen es dem Verfaßer überlaßen, seine in der That gesuchten und künstlich herbeigezogenen Ansichten, denen sich anzuschließen unmöglich ist, gegenüber dem dawider sich geltend machenden Widerspruch zu vertreten, wenn wir auch nicht abgeneigt sind, der Feinheit seiner philosophischen Argumente, die oft sehr bestechend sind, die verdiente Anerkennung auszusprechen. Aber qui nimium probat, nihil probat.

Im dritten Abschnitt hat es der Verfaßer mit der stofflichen Welt in ihrem Verhältniß zur geistigen Welt zu thun und hier tritt er mit einer ziemlich selbstbewußten Kritik der verschiedenen philosophischen Systeme hervor. In wieweit er mit seiner Kritik im Rechte ist, das zu untersuchen und zu entscheiden maßen wir uns nicht an. Der Verfasser begibt sich hier auf das medicinische Gebiet, auf welches wir ihm nicht zu folgen vermögen; er behandelt Fragen, deren Entscheid von einer genauen Kenntniß des menschlichen Organismus abhängig ist. Aber gerade deßhalb hat uns dieser Abschnitt, der des Interessanten sehr viel bietet, am meisten angesprochen, zumal da er auf Dinge, die noch dunkle Geheimnisse für den Menschen sind, z. B. die Somnambülen, eingeht und das Verhältniß zwischen Körper und Seele allseitig zur Darstellung bringt. Wir stehen darum nicht an, auf diesen Abschnitt, deßen Andeutungen und Ausführungen sehr instructiv sind, besonders das Augenmerk zu lenken, weil in demselben mehrfach richtige und gesunde Grundsätze verfochten werden.

Ueberhaupt wird, wer das Werk mit Nachdenken liest, aus demselben einen reichen Gewinn ziehen und für seine philosophischen An-

schauungen manche werthvolle Belehrung empfangen. W. E.

Hartmann Eduard von, Erläuterungen zur Metaphysik des Unbewußten mit besonderer Rücksicht auf den Panlogismus. Berlin, Duncker 1874. 82 Seiten. 15 sgr.

Der Verfaßer sieht sich bemüßigt, gegen Dr. Volkelt in die Schranken zu treten, weil derselbe seinem philosophischen Systeme eine Zersetzung durch innere Widersprüche zum Vorwurf gemacht hat. Er sucht den Nachweis zu führen, daß der Hegelianismus nicht der allein richtige Standpunkt, nicht als absolute Wahrheit zu betrachten sei, so daß demnach der Philosophie Schopenhauers jede principielle Wahrheit abgesprochen werden müßte. Behufs der Klarstellung seiner philosophischen Anschauungen erörtert er die metaphysischen Grundprincipien, indem er zunächst die Dialektik und den Panlogismus bespricht, die Unhaltbarkeit des panlogistischen Princips in seiner Isolirung nachweist, die Stellung des Unlogischen zum Logischen erörtert und den Unterschied zwischen Idealprincip und Realprincip klar und bestimmt aufzeigt, wobei er ganz richtig die Selbständigkeit beider vorführt. Mit scharfer Polemik vertheidigt er seine Ansicht über das Idealprincip, welches nach seiner Meinung ein an und für sich inhaltsloses Formalprincip ist. Er verbreitet sich namentlich über den Willen, den er als Realprincip bezeichnet und dahin definirt: „Das Wesen des Willens ist das Wollenkönnen; er kann nicht zum erfüllten Dasein, zum wirklichen Actus kommen, ohne die Idee als den seine Leere erfüllenden Inhalt zu ergreifen.“

Nach dieser haarspaltenden Diatribe, der eine gewiße Unklarheit und Verworrenheit nicht abzusprechen ist, geht der Verfaßer zu den secundären Problemen über, als welche er das Bewußtsein und die Individuation bezeichnet. Er bemüht sich, das Bewußtsein teleologisch zu begründen und die Entstehung desselben zu erklären, die Bedingungen der Bewußtseinseinheit darzulegen und mit verschwenderischer Redseligkeit das Unmögliche nachzuweisen, daß der Panlogismus das Bewußtsein richtig erfaße und die Individuation ganz begreife. Gewiß hat der Verfaßer das Zeug dazu, seine Lieblingsidee, die Idee des Unbewußten, nach allen Seiten hin zu vertreten, und wir glauben es ihm gerne, daß es ihm schwer wird, diese lieb gewordene Idee aufzugeben. Allein sein ganzer philosophischer Standpunkt leidet an ungeheuerlichen innern Widersprüchen, in denen er wahrhaft groß ist. Es imponiren zwar die kühnen philosophischen Gedankenblitze mittelst deren er aller Logik zu spotten versteht, aber überzeugend wirken sie nicht. Wir halten es für überflüssig, auf seine ungesunden Anschauungen in speciellerer Widerlegung einzugehen, und bemerken daher nur in Kürze, daß die vorliegende Apologie des Hartmannschen Systems uns ihres Zweckes in allem Wesentlichen verfehlt zu haben scheint. W. E.

Eberty, Felix, Dr. Professor in Breslau. Die Gestirne und die Weltgeschichte. Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit. Dritte Auflage. Breslau, J. U. Kern. 48 Seiten. 12 sgr.

Ueber die Geschichte dieses im Jahre 1846 in 1. Auflage erschienenen Büchleins bemerkt der Verfaßer im Vorwort:

„Die kleine Schrift, welche hier nach achtundzwanzig Jahren in veränderter Gestalt zum zweiten Male dem Publikum dargeboten wird, hat höchst seltsame Schicksale erlebt. — Das erste Heft derselben ließ der Buchhändler Bailliere in London ohne des Verfassers Wissen, das zweite Heft gegen dessen ausgesprochenen Willen in's Englische übersetzen; und bereits 1854 war das elfte Tausend der sechsten Auflage dort vergriffen.

Da der genannte Buchhändler weder den Namen des Autors, noch den Umstand, daß das Heft aus dem Deutschen übersetzt worden, auf dem Titelblatt erwähnt hatte, so glaubte Herr von Voigts-Rhetz in Paris der deutschen Lesewelt eine Neuigkeit darzubieten, indem er die Schrift aus dem Englischen in's Deutsche zurückübersetzte, und 1860 bei Costenoble in Leipzig herausgab. — Auch diese Rückübersetzung ist jetzt vergriffen, und erscheint das Büchlein nunmehr in neuer Gestalt.“

Der außerordentliche Erfolg, den die Ausführungen des Büchleins gerade in England gehabt, beruht ohne Zweifel auf der nüchternen Klarheit und zwingenden Evidenz, womit der Verfaßer aus einer Reihe wohlbekannter astronomischer Thatsachen bedeutsame Folgerungen zu Gunsten der Existenz Gottes und der Veranschaulichung einiger göttlicher Grundeigenschaften, insbesondere der Allwissenheit, Allgegenwart und Ewigkeit, abzuleiten verstanden hat. Er sucht es nemlich als objectiv möglich, d. h. als den Gesetzen des Denkens nicht widersprechend zu erweisen, daß man in beliebig kurzer Zeit sich auf andere Sterne versetze und von da aus mittelst unendlich vervollkommneter Fernröhre unsren Planeten ins Auge fasse, um jedes unter freiem Himmel geschehende Ereigniß der menschlichen Geschichte zu beobachten. Je nach der Nähe oder Entfernung der auf diese Weise eingenommenen Standpunkte würden

es entlegnere oder der näheren Vergangenheit angehörige Ereignisse sein, die man beobachten könne. Wolle man z. B. nochmals als gegenwärtig schauen, was sich vor 12 Jahren bei uns zutrug, so habe man sich nur auf die Wega in der Leyer zu versetzen und von da aus jenes Teleskop von unbeschränkter Sehkraft auf die Erde zu richten; wolle man die Zustände der Erde vor 4000 Jahren zur Zeit Abrahams erblicken, so gelte es, sich auf einen Fixstern zwölfter Größe zu verfügen, u. s. f. Bei der ungeheuren räumlichen Ausdehnung des Fixsternhimmels werde sich also unzweifelhaft für jede beliebige Zahl von Jahren, rückwärts gerechnet, ein Stern finden lassen, von wo man diese vergangene Epoche der Erdgeschichte gerade als gegenwärtig erblicken könne. Der mit absoluter Sehkraft und unbeschränkter Locomotionskraft ausgestattete Gott vermöge, wie hieraus ersichtlich, den ganzen Verlauf der Weltgeschichte als unmittelbar gegenwärtig zu erblicken; für Ihn sei die Allwissenheit in Bezug auf Vergangenes mit seiner räumlichen sinnlichen Allgegenwart ganz und gar Eins und dasselbe. „Wie ein ewig unzerstörbares und unbestechliches Archiv, dessen Inhalt lauterste unmittelbarste Wahrheit ist, umschließt auf diese Weise der Weltenraum die Bilder des Vergangenen .... Vorhanden ist dieses in den Welträumen weiter und weiter auf den Schwingen des Lichts sich ausbreitende Archiv alles Geschehenen wirklich und wahrhaftig, und mit Augen, wenn auch mit schärferen als menschlichen, zu schauen. Die Bilder aller geheimen Thaten, die geschehen, leben unauslöschlich und unvertilgbar von Ewigkeit zu Ewigkeit, von Sonnenferne zu Sonnenferne. Nicht nur hienieden auf der Erde läßt die Mordthat ihre unauslöschlichen Blutspuren zurück, auch in den Räumen des Weltalls spiegelt das Verbrechen sich weiter und weiter" u. s. f. (S. 16 f.) — Mittelst einer ähnlichen analogischen Betrachtungsweise, wie dieser der Versinnbildlichung der Allwissenheit und Allgegenwart gewidmeten, sucht der Verfaßer weiterhin auch die Ewigkeit Gottes (als seine absolute Erhabenheit über alle Zeit, kraft deren Ihm alles immer unmittelbar gegenwärtig und die Zeit für Ihn „nur der Rhythmus der Weltgeschichte" ist) zu veranschaulichen. Kurz, er sucht den Standpunkt als denkbar begreifen zu lehren, „von dem aus die Welt nicht mehr der zeitlichen und räumlichen Ausdehnung bedarf, um zu existiren und begriffen zu werden;" er sucht anschaulich zu machen, wie auf einem solchen Standpunkte, der allerdings nur derjenige Gottes sein könne, diese unsere Welt aus Einem einzigen großen schöpferischen Gedanken einerseits ideal, andrerseits real zu entspringen vermochte (S. 48).

Die logische Schärfe, Anschaulichkeit und Klarheit, womit diese Ideen entwickelt werden, verleihen dem Schriftchen hauptsächlich seinen Werth. Absolute Neuheit kommt seinem Inhalte allerdings nicht zu; denn früher schon entwickelten besonders einige englische Schriftsteller, z. B. Chalmers in seinen Reden über die Beziehungen zwischen Astronomie und Offenbarung und David Brewster in seinem geistreichen Werke über die „Mehrheit der Welten" theilweise ähnliche Gedanken; neuerdings aber haben die berühmten Astronomen Richard Proctor und Camille Flammarion den gleichen Ideengang in verschiedenen ihrer Schriften mit besonderer Vorliebe und (besonders der Letztere in seinen „Récits de l'Infini — vgl. Allgemeiner literarischer Anzeiger 1873, Nr. 57, S. 449) zum Theil noch eingehender als unser Verfasser verfolgt. Interessant würde es freilich sein, wenn sich eine etwaige Abhängigkeit dieser letzteren Autoren von den bereits seit Ende der 40er Jahre im Ausland bekannt gewordenen Darlegungen Eberty's nachweisen ließe.

X.

Mariani, L., Ideen zur Philosophie der Geschichte. Wien, Geitler 1873. 15 S.

Eine in der That treffliche und empfehlenswerthe Auffaßung der Geschichte bietet sich uns hier auf wenigen Seiten. Ganz aus der Seele gesprochen ist es uns, wenn der Verfaßer den Zufall in der Geschichte perhorrescirt und eine Philosophie derselben als nothwendig postulirt. Die Weltgeschichte ist der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit und die Freiheit ist das Wesen des Geistes im Fortschritt. Freilich irrt der Verfaßer, wenn er Seite 5 sagt: Für die Christen ist Gott nicht die ewige, sondern eine unvollkommene Vernunft. Aber darin hat er Recht, wenn er die ewigen Gesetze als den unveränderlichen Willen des absoluten Gottes bezeichnet, wenn er von einm Nationalgeist redet und den Staat zum Repräsentanten desselben macht, wenn er die welthistorischen Individuen als Ausleger des Weltgeistes darstellt, als Führer der Menschheit und die Verfaßung als das Product der Entwicklung eines Volkes. Dagegen müßen wir seiner Auffassung der Religion, die er als den Standpunkt definirt, von welchem sich ein Volk die Erklärung dessen giebt, was es für wahr hält, (weßhalb er die Religion mit dem allgemeinen Geiste des Volkes wechseln läßt,) entschieden widersprechen.

Zur Characteristik seiner Ideen, denen wir im Ganzen unsre Billigung nicht versagen, diene dieß, daß der Verfaßer sich eng an die philosophischen Anschauungen Hegels anschließt.

W. E.

Topf, Guido, Die dreifache Quelle der Moralität. Ein Vortrag. Langensalza, Klinghammer 1874. 26 Seiten. 4 sgr.

Worin ist der Ursprung und die Quelle der Moralität zu suchen? Auf diese Frage antwortete Schopenhauer: es sei das Mitleid deren Quelle; Andere nennen das Gewißen oder den kategorischen Imperativ als solche Quelle. Aber, wie der Verfaßer schlagend nachweist, mit Unrecht. Er selber bezeichnet ein dreifaches als Quelle der Moralität: das Bewußtsein, das Gefühl und die Vernunft. Wir können dem Verfaßer in seiner interessanten und geistreichen Beweisführung nicht in die Details folgen, geben aber gerne zu, daß er die subjective Quelle der Moralität richtig entdeckt hat, daß es ihm gelungen ist, den Nachweis zu erbringen, wie aus diesen drei von Gott geschenkten Anlagen des Menschen sein sittliches Handeln hervorgeht. Nur möchten wir nicht mit ihm das Selbstbewußtsein als „Stolz" characterisiren, da diesem Worte stets eine schlimme Nebenbedeutung inhärirt. Ferner möchten wir mehr betont wißen, daß das Selbstbewußtsein nur als Gottesbewußtsein der Moral Stütze und Kraft verleiht, daß das Gefühl nur als geläutertes im Stande ist, zur Sittlichkeit zu erheben und keineswegs mit der Liebe identificirt werden darf, daß endlich die Vernunft nur dann das ganze Gebiet der Moral zu erfaßen vermag, wenn sie über sich selbst hinaus in das göttliche Denken und Wollen sinnend eingeht. Im Uebrigen enthalten die Deductionen des Verfaßers recht viel des Wahren und Beherzigenswerthen. W. E.

Hartsen, Dr., F. A. von, Die Moral des Pessimismus. Nordhausen, Förstemann 1874. 50 Seiten. 10 sgr.

Wir ließen es uns angelegen sein, aus der weitschweifigen, unklaren Schrift des Verfaßers die Grundgedanken herauszufinden, welche er als Antithesen gegenüber den verworrenen Thesen des Dr. Taubert zu Tage fördert, aber offen gestanden, nachdem wir das Schriftchen durchgearbeitet — und dieß war keine geringe Aufgabe, — waren wir so klug, wie vorher. Der Verfaßer weiß selbst nicht recht, was er will. Darin ist er entschieden im Rechte, wenn er den Pessimismus geradezu als eine Unwahrheit kennzeichnet und wenn er denselben dahin definirt, daß in der Welt die Summe des Unglücks größer ist als die Summe der Lust und daß es mit dem Fortschritt in dieser Beziehung immer schlimmer wird. Aber wenn er zur Entscheidung der Frage, ob dem also sei, die Gleichgültigkeit als Grundlinie annimmt, so können wir ihm unmöglich beipflichten, so wenig wir die von ihm gegen den Pessimismus in's Feld geführten Gründe als so durchschlagend und schwerwiegend anerkennen können, daß derselbe dadurch gründlich widerlegt und in seiner Hohlheit und Leerheit bloß gestellt würde. Wer auf christlichem Standpunkt steht, für den hat der Pessimismus ohnedem keine Bedeutung, der vermag nun einmal nichts Anderes in ihm zu erblicken als einen kräftigen Irrthum des mit Gott und mit sich selber zerfallenen Menschen. Diesen Irrthum weist aber der Verfaßer keineswegs auf überzeugungskräftige Weise als solchen nach. W. E.

Neueste Literatur.

Drbal, M. A., Propädeutische Logik. 3. verbesserte Auflage. Wien, Braumüller. 26 Sgr.

Brentano, F., Ueber die Gründe der Entmuthigung auf philosophischem Gebiete. Vortrag. Wien, Braumüller. 10 sgr.

Lotze, Hermann, System der Philosophie. 1. Theil Logik. Drei Bücher vom Denken, vom Untersuchen und vom Erkennen. Leipzig, Hirzel. 3 thlr.

Seydel, R., Ethik oder Wissenschaft vom Seinsollenden. Neu begründet und im Umrisse ausgeführt. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 3 thlr.

Stöckl, A., Grundriß der Aesthetik und Rhetorik, 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Mainz. Kirchheim. 24 sgr.

Mayer, H. G., Leibniz und Baumgarten als Begründer der deutschen Aesthetik. Halle, Reichardt. 6 sgr.

Schlottmann, K., Das Vergängliche und Unvergängliche in der menschlichen Seele nach Aristoteles. Halle, Waisenhaus. 10 sgr.

Düboc, Julius, Die Psychologie der Liebe. Hannover, Rumpler, 1 thlr. 10 sgr.

Landau, T. R., Das Dasein Gottes und der Materialismus. In 2 Gesprächen und 8 Erläuterungen. Wien, A. Hölder. 20 sgr.

Hartmann, v. Ed., Die Selbstzersetzung des Christenthums und die Religion der Zukunft. Berlin, E. Duncker. 1 thlr.

Leonhardi, H. v., Die hohe Bedeutung der Rechtsphilosophie im Allgemeinen, und insbesondere für den deutschen Rechtsstaat. Prag, Tempsky. 6 sgr.

Rougemont, F. de, Les deux cités. La philosophie de l'Histoire aux différents âges de l'humanité. 2 vols. Paris, Sandoz. 5 thlr.

Geschichte.

von Bezold, Friedrich, Dr. 1) König Sigmund und die Reichskriege gegen die Husiten und 2) Zur Geschichte des Husitenthums, kulturhistorische Studien. München bei Th. Ackermann 1872, 155 Seiten und 1874, 114 Seiten 12 sgr.

Ein gründlicher Kenner der Geschichte des Husitenthums bietet hier zwei lehrreiche und schätzbare Beiträge zur Erforschung und Beurtheilung einer Geschichtsperiode, über welche wegen ihrer theilweisen Dunkelheit die verschiedensten Urtheile verbreitet sind. So genau

wir über das Leben Husens und die Anfänge der böhmischen Reformation unterrichtet sind, so spärlich, unzusammenhängend und oft widersprechend sind die Nachrichten, die wir über den Fortgang dieser Bewegung, über die Zeit vom Jahr 1415 ab besitzen. In Deutschland ist damals wenig darüber geschrieben worden und mit den böhmischen Geschichtsquellen hat die sogenannte Gegenreformation vom Jahr 1621 an furchtbar aufgeräumt. Was man über die Husitenkriege, das Basler Concil, die Gründung der utraquistischen Nationalkirche und die Entstehung der Brüderunität im Allgemeinen weiß, ist von Palacky, Höfler, Berger, Czerwenka u. A. zusammengestellt; die religiöse Seite des Husitenthums ist von Krummel in einer besonderen Monographie (Utraquisten und Taboriten, Gotha bei F. A. Perthes 1871) behandelt worden. Dabei ist aber gleichwohl im Einzelnen vieles unaufgehellt geblieben und die Beurtheilung des Husitismus im Allgemeinen ist noch zu keinem definitiven Abschluß gekommen; Lob und Tadel, Liebe und Haß gehen immer noch neben einander her.

Der Verfasser hat sich in seiner ersten Abhandlung die Aufgabe gestellt, die Ereignisse der Jahre 1419—1422, die großen Heldenthaten der Husiten bei der Zurückschlagung der drei ersten gegen sie ins Feld geführten Kreuzzüge der Christenheit, und vor Allem das Verhalten Sigismund's während derselben in das Licht zu stellen. Er kritisirt die darüber vorhandenen Geschichtsquellen (Seite 1—28), er erzählt und erklärt in Kürze den für Sigismund und ganz Deutschland so unglücklichen Ausgang der zwei ersten Kreuzzüge von 1419 und 1421 (Seite 29—72), er verweilt mit besonderer Ausführlichkeit (Seite 73—135) bei dem thaten- und ruhmlosen dritten Kreuzzuge von 1422 und zeigt mit Recht, daß derselbe hauptsächlich durch die große Uneinigkeit der deutschen Fürsten, weniger durch die Tapferkeit der Böhmen, verloren gegangen ist. Im Anhange (Seite 136—155) sind noch einige bisher unbeachtete Aktenstücke aus den Archiven von Eger, Nördlingen und Nürnberg abgedruckt.

In der zweiten, ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmenden Abhandlung wird eine Charakteristik der gesammten husitischen Bewegung versucht. Der Verfasser zeigt hier, den verschiedenen einseitigen Beurtheilungen derselben gegenüber, eine höchst lobenswerthe Unpartheilichkeit. Der Hauptvorwurf, welcher gegen Hus und seine Reformation erhoben wird, ist der, daß darin nur der längst zuvor in Böhmen gährende national-cechische Gegensatz gegen das Deutschthum und die römisch-katholische Kirche zur Erscheinung gekommen und daß die religiöse Bewegung nur ein Deckmantel rein nationaler Pläne, nur ein Mittel zum Zweck gewesen sei (so besonders Berger und Höfler in ihren Schriften). Bezold zeigt, daß eine solche Auffaßung von großer Einseitigkeit zeugt. „In der Auflehnung gegen die mittelalterliche Hierarchie folgte das Husitenthum nicht einem cechischen Absonderungstrieb, sondern einer großen Zeitströmung, welche in ihm am Gewaltigsten zum Durchbruch kam. Die kirchliche Gährung hätte sich wohl jedenfalls, wenn nicht in Böhmen, so auf andrem Boden gewaltsam Luft gemacht; dagegen wäre eine so energische Erhebung der cechischen gegen die deutsche Nationalität ohne die Gluth religiöser Begeisterung niemals möglich gewesen. Zum „Gotteskrieger“ mußte der Böhme werden, zum „Feind des göttlichen Gesetzes“ der Deutsche, damit ihr Kampf zu einem Ringen auf Leben und Tod werden konnte (Seite 3). Freilich was wir als Husitenthum unter Einen Namen bringen, ist eine Mischung und Verbindung von religiösen, nationalen und social-politischen Ideen und Bestrebungen. Nur die nähere Anschauung der einzelnen Bestandtheile, soweit deren Ausscheidung möglich ist, kann uns fähig machen, über das Ganze, welches sich aus ihnen zusammengesetzt, zu urtheilen (S. 2).“

Das zunächst und zumeist in Betracht kommende Element ist das religiöse (Seite 3—34). Wir haben das husitische Bekenntniß in den berühmten vier Prager Artikeln, von der freien Predigt des göttlichen Wortes, von der Communion unter beiderlei Gestalt für alle Gläubigen, vom Verbote weltlichen Besitzes für die Geistlichen, und von der rechtmäßigen Verhinderung und Ausrottung aller Todsünden und sonstigen Uebertretungen des göttlichen Gesetzes. In diesen Sätzen sind keimartig die sämmtlichen Forderungen des Protestantismus enthalten. Hätte man unerschütterlich daran festgehalten, wären die darin ausgesprochenen Ideen weiter entwickelt und für das praktische Leben fruchtbar gemacht worden, so hätte der Husitismus die Rolle der sächsischen oder schweizerischen Reformation einnehmen können. Die Prager aber oder die kalixtinische Partei hat die darin niedergelegten Grundsätze praktisch kaum halbwegs durchgeführt und ist mit der Zeit immer mehr in das römische Wesen wieder zurückgefallen. Man kann diese Parthei in mehr als einer Hinsicht mit der englischen Hochkirche vergleichen. Die Taboriten dagegen, die sich streng darnach zu richten bestrebten, haben sich niemals zu einer religiösen Einheit, zu einer festgeschlossenen Kirchengemeinschaft zu erheben vermocht. Auch gab es nicht Wenige unter ihnen, welche die Freiheit im Gehorsam der göttlichen Schriftwahrheit zu

einer ungebührlichen Freiheit des Fleisches mißbrauchten. Erst bei Peter Chelcicky und der von ihm ausgehenden Brüderunität sind die taboritischen Grundsätze zu einer wahren und gedeihlichen Entfaltung gekommen. Doch haben sich die Taboriten, um nur Eins zu ihrem Lobe anzuführen, stets viel toleranter und humaner gezeigt, als die Utraquisten, und noch ungleich mehr als ihre beiderseitigen Feinde, die Katholiken, deren sogenannte Kreuzheere überall und jederzeit die unmenschlichsten Grausamkeiten verübt haben. — Daß die ganze Bewegung schließlich keine Resultate von größerer und dauernder Wichtigkeit gehabt hat, darin ist der Hauptgrund natürlich in jener Zwiespaltigkeit der Utraquisten und Taboriten zu suchen, in der sie sich schließlich mit der Schärfe des Schwertes bekämpft und wobei die Taboriten in der Schlacht von Lipan (1434) Alles verloren haben. Doch ist auch schon die Gründung der utraquistisch-böhmischen Nationalkirche unter Georg von Podiebrad, die Entstehung der Brüderunität auf diesem Boden und die manchfaltige Anregung, welche der Husitismus auf dem Constanzer und Basler Concil sowie durch seine weithin über alle Länder der Christenheit verbreiteten Schriften gegeben hat, als ein Resultat von keinem ganz geringen Werthe anzusehen.

„Die religiösen Ideen und Grundsätze des Husitenthums sind auf ihrem eigentlichen Gebiete, dem des kirchlichen Denkens und Lebens, nicht unfruchtbar gewesen. Viel bedeutender muß aber ihre Wirkung nach der socialen Seite hin erscheinen (dies wird Seite 34—55 nachgewiesen); die Waffen des Glaubensstreites entfalteten ihre größte und nachhaltigste Thätigkeit im gesellschaftlichen Kampf, obwohl allerdings gerade hier die unmittelbaren Resultate für Böhmen selbst gering und unvortheilhaft waren (Seite 34)."

In dieser Hinsicht ist dem Husitismus schon vieles aufgebürdet worden, was in keiner Weise auf seine Rechnung zu schreiben ist. Hat doch Louis Blanc den Constanzer Märtyrer „le naissant génie des révolutions modernes" genannt (hist. de la révol. Fr. I, 1). Eine Behauptung, welche so unbegründet als möglich ist, obgleich sie nach dem Vorgange des Kanzler Gerson in unserer Zeit von Helfert, Höfler, Friedrich, Berger u. A. stets wiederholt wird (vergleiche Darmstadt Allgemeine Kirchenzeitung 1863, Nr. 15 ff). Bezold hält sich von solchen, meist in gehäßigem Tone vorgebrachten Behauptungen fern. Mit allem Rechte zeigte er dagegen, einerseits daß schon die vier Prager Artikel im Allgemeinen gewisse Keime social-kommunistischer Ideen enthalten, deren konsequente Durchführung zu einer großen socialen Umwälzung hätte führen müssen, und anderseits daß sich bei den Taboriten in diesem Betreff Excentricitäten finden, welche zu dem Stärksten gehören, was die Weltgeschichte davon darbietet. Um hier nicht ungerecht zu werden und um einiger Extravaganzen willen eine an und für sich keineswegs tadelnswerthe Reformationsbewegung zu verurtheilen, wird man doch stets bedenken müssen, erstens daß die socialen Zustände des Mittelalters, besonders was die weltliche Herrschaft des Klerus betrifft, einer Reformation, ja einer Revolution dringend bedürftig waren, zweitens daß die anfänglich und nur für ganz kurze Zeit durchgeführte Gütergemeinschaft der Taboriten nicht mehr und nicht weniger als eine solche war, wie sie nach der Apostelgeschichte in gewiß nicht tadelnswerther Weise bei den ersten Christen stattgehabt hatte, und drittens daß Zizka, Pilgram, Procop für die Ausschweifungen der Adamiten und anderer Schwärmer ebenso wenig verantwortlich gemacht werden können, als Luther und Melanchthon für die Bauernkriege und die Münster'schen Unruhen; Zizka hat die Adamiten aufs Strengste verfolgt und bestraft. Wenn (Seite 52 f.) ein Abgesandter des Kardinallegaten Branda dem König von Polen im Jahre 1424 vorstellte, daß es nicht nur die Ehre Gottes und das Wohl der Kirche, sondern auch „die Rettung der menschlichen Gesellschaft" erfordere, diese fluchwürdigen Husitenketzer mit Feuer und Schwert zu bekämpfen, so sollte man darin doch nicht mehr sehen wollen, als es ist, nämlich eine — Phrase. Desgleichen erscheint es etwas lächerlich, bei den Husiten (Seite 39 ff.) von Frauenemanzipation reden zu wollen, weil die Prager Frauen einmal eine Sturmpetition vor den Rath gebracht, weil Andere in den Kirchen tumultuirt oder auch gepredigt haben; was geschieht nicht alles in aufgeregten Zeiten!

Sehr interessant ist, was der Verfasser in den 4 letzten Abschnitten seiner Abhandlung (Seite 56—114) über die Politik des Husitismus ausführt, von den Bauern, von den Städtern, von den Baronen, von der cechischen Nationalität redend.

Bekanntlich ist die ganze Welt im 15. Jahrhundert über nichts mehr erstaunt gewesen, als daß die großen Heere geharnischter Ritter, die in fünfmal wiederholtem Anlaufe in die Gränzen Böhmens eindrangen, trotz aller Zurüstungen, die sie gemacht, trotz tüchtiger Heerführer, die sie gehabt, trotz all ihres Ketzervertilgungseifers und trotz des Segens des Papstes und der Jungfrau von Orleans gleichwohl immer und immer wieder durch die Dreschflegel der taboritischen Bauern und ihre Wagenburgen besiegt worden sind. Der Verfasser gibt hier die

Ursachen davon an: der Bauer und Bürger hatte sich durch die große Katastrophe des Jahres 1419 von dem Joche des hohen Adels und der Geistlichkeit frei gemacht, er wollte und mußte diese Freiheit auch vertheidigen; ähnliche Interessen führten ihnen den niederen Adel zu und sie fanden unter demselben verschiedene tüchtige Heerführer, unter denen Zizka als der tüchtigste hervorragte; ganz Böhmen endlich war zu jener Zeit wegen der Constanzer Blutthaten, der Treulosigkeit Sigismunds, der Grausamkeit der Kuttenberger und vieler anderer Ursachen von einem allgemeinen und glühenden Haße gegen alle Deutschen erfüllt; — Slaven und Germanen waren seit Jahrhunderten schon auf böhmischem Gebiete, wie noch heutzutage, gegen einander feindselig gewesen. Die Hauptursache aber hat der Verfasser, wenn auch nicht ganz übersehen, doch nur nebensächlich berührt, das war die große religiöse Begeisterung, welche damals alle Schichten der Bevölkerung durchdrungen und für „die Freiheit des Evangeliums" zu kämpfen tüchtig gemacht hatte.

Letzteres darf man bei der Beurtheilung der hussitischen Bewegung in keinem Punkte übersehen. Zizka steht, nächst Huß selbst, als ein Hauptrepräsentant derselben da. Hätten diese beiden Männer länger wirken können, als ihnen vergönnt worden ist, hätten sie den großartigen religiösen Aufschwung der cechischen Nationen in die rechten Bahnen einzulenken und darin zu erhalten vermocht, so wären sicherlich ganz andere und viel ruhmwürdigere Resultate daraus hervorgegangen, als in Wirklichkeit der Fall gewesen ist. Unter diesen und anderen in jener Zeit begründeten Verhältnissen hat die husitische Reformation der sächsischen und schweizerischen den Vorrang abtreten müßen; sie selbst aber steht dennoch als ein bewunderungswürdiges Werk in der Geschichte da.

K.

Eckertz, Gottfried, Dr., Oberlehrer am K. Friedrichs-Wilhelms-Gymnasium zu Köln. **Hülfsbuch für die brandenburgisch-preußische Geschichte.** Mit einer Karte. Mainz, C. G. Kunze's Nachfolger 1874. 12 sgr.

Im Anschluß an das Hülfsbuch für die deutsche Geschichte von demselben Verfasser ist hiermit der Cyclus der historischen Hülfsbücher von Herbst, Jäger und Eckertz geschlossen. — Die Geschichte geht ihren Gang vorwärts und die bisherigen Schulbücher reichen nicht mehr aus. Das geschichtliche Urtheil ändert sich durch die neu errungenen Resultate, und es genügt keineswegs, die neuen Ereignisse anhangsweise den älteren Darstellungen beizufügen. Das gilt vornehmlich von der Behandlung der preußischen und deutschen Geschichte auf unsern Schulen. „Die preußische Geschichte verdient gegenwärtig mehr als je eine eingehende, lebhafte Behandlung, nachdem ihr die Ereignisse von 1866 und 1870 eine erhöhte Bedeutung, eine neue Beleuchtung gegeben haben" ꝛc. (Vorwort). Diese ganz neue Behandlungsweise zeigt sich schon in der äußern Anordnung des Buches, von dem die Jahre seit 1848 fast ein Drittel einnehmen. Der Verfasser sagt in dem Vorwort, daß sein Bestreben auf einfache, schlichte Darstellung ging; er vermeidet mit Recht die Bezeichnung objectiv, da es ja auf dem Gebiet der Geschichte, welches in die Gegenwart hineinragt, auf dem wir noch mitzuhandeln berufen sind, am allerwenigsten möglich ist, ohne alle subjective Färbung die reinen Thatsachen darzustellen. Wie der Unterricht vor Kurzem noch darauf hinwirkte, durch die Erzählung der Geschichte unseres Staates den specifisch preußischen Patriotismus zu fördern, so muß jetzt das deutsche Interesse vielfach in den Vordergrund treten, und die veränderte Staatsverfassung nothwendig auch auf die Darstellung der Ereignisse, die solches bewirkten, ein neues Licht werfen. Denn „der Schüler soll ja nicht bloß todtes Material anhäufen, sondern soll zu rechtem, verständnißvollem Mitwirken in seinem künftigen Beruf gebildet werden; er muß die Zeit, in der er lebt, mit ihren Aufgaben, die sie ihm bietet, begreifen lernen; er muß heute auch eine politische Bildung erhalten, seitdem das Volk zum thätigen Mitarbeiter im Staatsleben berufen ist. Die Geschichte ist jetzt wieder, was sie immer hätte sein sollen, ein Erziehungsmittel hervorragender Art. Es ist natürlich für ein Lehrbuch durchaus erforderlich, daß es nicht die Farbe einer besonderen Partei trage, wenn es auch unvermeidlich ist, daß ein Liberaler anders schreiben wird, als ein Conservativer. Daß unser vorliegendes Buch von einem Verfasser herrührt, der nicht bloß mit Begeisterung die endlich erreichte Einigung unsers deutschen Vaterlandes begrüßt und daher das heranwachsende Geschlecht seiner großen Aufgabe würdig und gewachsen erziehen will, sondern der auch den freisinnigen Ideen, deren Sieg seit 1848 die Umgestaltung unserer ganzen Verhältnisse bewirkte, zugeneigt seine Zöglinge in gleiche Bahnen führen möchte, kann man schon daraus erkennen, daß er der liberalen Entwicklung unseres Staatswesens sein lebendiges Interesse zuwendet; und man darf ihm die Berechtigung seines Standpunktes nicht bestreiten. Doch sind Andeutungen vorhanden, die befürchten lassen, daß leicht bei mündlicher Ausführung des gegebenen Stoffes eine einseitig

Darstellung sich einschleichen kann; ich meine besonders den Satz, welchen ich aus einem Lehrbuch für die Schule entfernt sehen möchte Seite 88: „Die Schule wurde durch die engherzigen Regulative Raumers in ihrer Entwicklung gehemmt; man wollte sich durch die Bearbeitung der Jugend der nächsten Zukunft sichern.“ Das ist nicht mehr die rechte Weise, Geschichte in der Schule zu treiben; das heißt doch wohl durch Bearbeitung der Jugend Parteiinteresse fördern wollen, wenn diese abgedroschene Phrase selbst in ein Lehrbuch aufgenommen wird — und zwar, was unser Urtheil nur noch wesentlich modificiren muß, in ein Lehrbuch für Tertia, wo das Urtheil der Kinder doch wahrlich noch nicht genug gereift ist, um sie zu befähigen, auch kritisch dem Vortrage folgen zu können, wo er die Kritik herausfordert. Somit kann ich meine großen Bedenken nicht zurückhalten, die ich der Einführung dieses Lehrbuchs entgegenstellen muß. Allenfalls für die oberen Klassen des Gymnasiums mag man sich eine Einführung in die politischen Verhältnisse der Gegenwart gefallen lassen, obwohl auch da möglichst objectiv zu verfahren ist. Auf den Vorstufen aber in dieser Weise die Anschauung bestimmen zu wollen, scheint mir geradezu ein Unrecht gegen das kindliche Gemüth zu sein, welches zunächst zur Vaterlandsliebe und in gutpreußischer Weise zur Königstreue zu begeistern ist. Zunächst ist das politische Verständniß an der alten Geschichte zu bilden, jedenfalls aber an geschichtlichen Thatsachen, deren Beurtheilung durch ihre Entfernung von der nächsten Gegenwart schon objectiver, somit richtiger sein kann.

Löwe.

Stacke, Ludwig, Dr., Oberlehrer am Königlichen Gymnasium zu Rinteln, **Erzählungen aus der neuesten Geschichte.** Zweite vermehrte Auflage. Oldenburg, Stalling 1874, kl. 8⁰, Preis 1 thlr. 5 sgr.

In drei Zeiträume abgetheilt, bespricht das vorliegende, in angenehm lesbarem Style geschriebene Buch I) Die Ereignisse vom Wiener Congreß bis zur Juli-Revolution, 1815—1830, II. Von der Juli-Revolution bis zur Februar-Revolution, 1830—1848, III) Von der Februar-Revolution bis zur Gründung des Norddeutschen Bundes, 1848—1866. Eine Darstellung des jüngsten deutsch-französischen Krieges ist dieser zweiten Auflage beigefügt, wofür der „Preußische Staatsanzeiger“ als authentische Quelle benutzt ist. Berichtigung früherer Angaben und sonst noch neu hinzugekommenes Material ist in Anmerkungen unter dem Text angebracht worden.

Mit der Ausführung des Verfaßers kann man sich im Allgemeinen einverstanden erklären. Je nachdem das Interesse für eine Person oder eine Begebenheit es erfordert, verweilt er länger oder kürzer bei denselben, und stellt gerade dadurch die Hauptsachen in das gebührende Licht. Munter und rasch weiß er zu erzählen und also dem Stoffe eine recht anziehende, oft durch weniger bekannte Details gewürzte Anschaulichkeit und Frische zu geben. Der reiferen Jugend, die oft die alte griechische und römische Geschichte weitaus besser kennt, als die näherliegende unserer Zeit, ist das Buch darum sehr zu empfehlen. Sie findet darin nicht blos ein dürres historisches Gerippe unserer so mannigfach beurtheilten Gegenwart, sondern nahegerückte Gestalten, die Fleisch und Blut haben und lebendig zu uns reden.

Eine erschöpfende Kritik im Einzelnen zu geben, liegt hier außer unserer Absicht. Doch dürfen wir nicht unterlassen zu sagen, daß hie und da auffallende Irrthümer und sinnentstellende Druckfehler von uns vorgefunden worden sind, die gerügt werden müssen. So z. B. wird auf S. 161 der Erzbischof von Köln Graf Spiegel zum Desenstein genannt, während Spiegel zum Desen b e r g stehen müßte. Der auf S. 227 angeführte Freischaaren-Oberst der Pfälzer hieß nicht Blemker, sondern Blenker. S. 450 ist angegeben, daß 500,000 französisch-Redende durch den Frankfurter Frieden zu Deutschland gekommen seien. Ein weiterer schändlicher Druckfehler ist auf S. 454 zu lesen, wo statt „geeinigte Kraft des Volkes“ — „geeignete Kraft“ wahrhaft komisch wirkt. Und so noch mehrfach. Möge bei weiteren, wohl zu erwartenden Auflagen des Buches diesen Mängeln sorgfältiger Abhilfe geschafft werden!

Schließlich will Referent für seine Person hinter die auf S. 354 vertretene Anschauung, als ob in den von Preußen 1866 annectierten Ländern die vielhundertjährige Particular-Geschichte und Volks-Erinnerung damit im Handumdrehen gänzlich verwischt worden sei — doch ein bescheidenes Fragezeichen setzen. Selbst eine bei dem Liberalismus unserer Tage so unbestritten maßgebende Autorität, wie Bismarck, ist bekanntlich der Meinung, daß diese verächtlichen kleinstaatlichen Traditionen erst mit dem gegenwärtigen Geschlecht untergehen würden, und die kirchlichen Wirren und politischen Verbitterungen in den „neu erworbenen Provinzen“, die seitdem aufgetaucht sind, dürften deshalb schon nicht geradezu ignoriert werden.

Bd.

Neueste Literatur.

Philippi, A., Der Areopag und die Epheten. Eine Untersuchung zur athenischen Verfassungsgeschichte. Berlin, Weidmann. 2 thlr. 20 sgr.
Beulé, M., Die römischen Kaiser aus dem Haus des Augustus und dem Flavischen Geschlechte. Deutsch von **E. Doehler.** 3. Bdchn. Das Blut des Germanicus. Halle, Waisenhaus. 15 sgr.
Schum, W., Vorstudien zur Diplomatik Kaiser Lothars III. Ebendaselbst. 15 sgr.
Scriptores rerum Prussicarum. vol. V. (nebst Reg. zu vol. III—V). Leipzig, Hirzel. 8 thlr.
Böhricht, R., Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge. 1. Bd. Berlin. 2 thlr. 20 sgr.
Scheffer-Boichorst, P., Florentiner Studien. Leipzig, Hirzel. 2 thlr. 7½ sgr.
Schmidt-Phiseldeck, C. v., Die Urkunden des Klosters Stötterlingenburg (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und angrenzenden Gebiete. 4. Band. Mit 9 Siegeltafeln. Halle, Waisenhaus. 2 thlr.
Richter, Die Verdienste des sächsischen Fürstenhauses und die Aufhebung des Bisthums Meißen in dem Zeitraum von 1539—1555. Döbeln Schmidt. 10 sgr.
Bandhauer, Z., Die Katastrophe von Magdeburg 1631. Auszug aus des Verfassers Tagebuche, mit einer historisch-kritischen Uebersicht von **O. Klopp.** Freiburg, Herder. 6 sgr.
Schillmann, R., Geschichte der Stadt Brandenburg a./H. und der Umgegend. Brandenburg, Koch. In Heften à 10 sgr.
Fischer, D., Geschichte der Stadt Zabern im Elsaß. Nach Quellen bearbeitet. Zabern, Fuchs. 1 thlr. 10 sgr.
Morris, W. O. C., The French Revolution and first Empire. London. 7½ sh.
Brackenbury, H., The Ashanti War; a Narrative, prepared from the official Documents. 2 vols. 25 sh.

Biographie.

Corrodi, August. Rob. Burns und Pet. Hebel. 43 Seiten in 8. Berlin, 1873. 7½ sgr.

Vergleichende Lebensbeschreibungen nach Plutarchischem Muster können eine ebenso anziehende und unterhaltende, als belehrende und bildende Lektüre gewähren, wenn sie in das Leben und den Charakter der merkwürdigen Personen, welche sie darstellen, tiefer eingehen und ein treues, anschauliches Bild von ihnen den Lesern vorführen. Wie die Biographie im Allgemeinen die Aufgabe hat, sich nicht auf die einfache Erzählung der Lebensschicksale und die bloße Schilderung des Charakters ihres Helden zu beschränken, sondern auch nachzuweisen, unter welchen Umständen er das, was er war, geworden ist, und wie er in den verschiedenen Lagen seines wechselvollen Lebens dachte und wirkte, so soll auch die Parallelbiographie die bedeutenden und besonders hervortretenden Züge aus dem Leben und dem Charakter der zu vergleichenden Personen mit psychologischer Umsicht herausheben und so zusammenstellen, daß ihre Aehnlichkeit und ihre Verschiedenheit klar hervortritt und so ein anschauliches Bild gewonnen wird, in welchem Licht und Schatten richtig vertheilt erscheinen.

Der Verfasser der vorliegenden kleinen Schrift, die beiläufig bemerkt, das 182. Heft der von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff herausgegebenen Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge bildet, hat es versucht, in derselben das Leben zweier ausgezeichneter Naturdichter neuerer Zeit, des Schotten **Robert Burns** und des Deutschen **Peter Hebel**, vergleichend darzustellen. Der Vortrag ist mit Sachkenntniß und mit vieler Wärme geschrieben und wird nicht ohne Theilnahme gelesen werden. Zwar hat der Verfasser vorzugsweise und überwiegend die literarische Seite der beiden merkwürdigen Männer ins Auge gefaßt, jedoch sind daneben die übrigen Anforderungen einer Parallelbiographie keineswegs von ihm unberücksichtigt gelassen worden.

Robert Burns war der Sohn eines armen schottischen Bauern und den 25. Januar 1759 in der Grafschaft Ayr geboren. Sein Vater, der sich im Schweiße seines Angesichts von der ländlichen Arbeit kümmerlich mit den Seinigen ernährte, war ein streng rechtlicher Mann von fester, starrer Hartnäckigkeit und großer Reizbarkeit, Eigenschaften, welche, wie sein Sohn ein mal sagt, nicht geeignet sind, in der Welt fortzuhelfen. Seine Mutter Agnes, eine Schottländerin, war eine einfache und fromme, aber zugleich kluge und umsichtige Frau, die einen unerschöpflichen Schatz von Balladen, Sagen und Liedern in ihrem Gedächtniß besaß, durch welche sie, ohne daß sie es ahnte, einen großen und unauslöschlichen Eindruck auf die Phantasie des Knaben machte. Der Unterricht, den er in der Dorfschule erhielt, war äußerst dürftig und mangelhaft. Aber was die Schule ihm nicht zu geben vermochte, das suchte und fand sein lebhafter und empfänglicher Geist später bei schwerer ländlicher Arbeit in der aufmerksamen Betrachtung der Natur und im täglichen Verkehr mit den Menschen. Auch benutzte er, von Wißbegierde getrieben, alle arbeitsfreien Stunden eifrig zum Lesen vieler Bücher, deren Bekanntschaft er dem Zufall verdankte. Vorzüglich waren es die Lebensbeschreibungen der Helden des Alterthums und die Ritterromane, welche ihn am

meisten fesselten und an denen sich seine Einbildungskraft entzündete. Kaum fünfzehn Jahre alt, begann er zu reimen und Verse zu machen, wozu ihm die Liebe zu einem Landmädchen die erste Veranlassung gab. Nun studirte er, während er unter Mangel und dem Drucke harter körperlicher Arbeit die Nahrungssorgen seines Vaters theilte, in den freien Augenblicken und auf allen Wegen mit großer Aufmerksamkeit die älteren englischen Dichterwerke und Liedersammlungen, welche endlich seine natürlichen Dichtergaben vollkommener ausbildeten. Schon erregten seine Gedichte in seiner nächsten Umgebung einiges Aufsehen, und unablässig drang sein Geist unter der Last seiner äußeren Verhältnisse vorwärts. Durch Nebel und Finsterniß einer so drückenden Gegenwart entdeckte sein Adlerauge die richtigen Verhältnisse der Welt und des Menschenlebens; er wuchs an geistiger Kraft und drängte sich mit Gewalt zu verständiger Erfahrung. Da starb unerwartet im Jahre 1782 sein schwer geprüfter Vater und hinterließ ihm neben einem zerrütteten Haushalte die Sorge für die Mutter und sechs Geschwister.

In dieser peinlichen Lage pachtete er mit seinem praktischen und verständigen Bruder Gilbert eine neue Farm in Moßgiel und nahm sich allen Ernstes vor, von nun an vernünftig zu sein und nur der Landwirthschaft zu leben. Als ihm aber gleich im ersten Jahre die Ernte mißrieth und es ihm fast unmöglich wurde, das hohe Pachtgeld aufzubringen, gerieth sein löblicher Vorsatz in ein bedenkliches Schwanken. Wild, rasch und leidenschaftlich, wie er war, folgte er mehr als ihm heilsam war, seinem Hange zu den geselligen Vergnügungen, nahm an den theologischen Händeln seiner Gegend lebhaften Antheil, die ihn in innere und äußere Kämpfe verwickelten und seine Lage durch das Verhältniß zu seiner geliebten Johanne Arnwur, mit der er sich wider den Willen ihres Vaters schriftlich verlobte, bis zur Unerträglichkeit verschlimmerte. Denn der streng orthodoxe Vater dieses Mädchens wollte den Umgang mit einem unheiligen Versemacher und Religionsspötter durchaus nicht dulden und verfolgte den unglücklichen Dichter auf alle erdenkliche Weise, so daß dieser endlich den verzweifelten Entschluß faßte, Schottland zu verlassen und als Sklavenaufseher nach Jamaica auszuwandern. Um das Geld zur Ueberfahrt zu erlangen, gab er auf den Rath einiger Freunde eine ausgewählte Sammlung seiner Gedichte heraus, die mit so allgemeinem Beifall und solchem Enthusiasmus aufgenommen wurde, daß er die Reise nach Westindien aufgab und nach Edinburgh ging. Von nun an war der verstoßene Bauer Robert Burns der hochgefeierte Dichter, und die gelehrtesten und vornehmsten Männer beeiferten sich, ihm ihre Achtung und Bewunderung zu bezeigen. „Und wie seine Dichtungen, sagt unser Verfasser, so wirkte auch seine Persönlichkeit. Mit vollkommener Sicherheit schritt dieser Mann vom Pflug hinweg in die glänzenden Hallen der Vornehmen und verrieth in seiner ganzen Haltung und Conversation die feste Ueberzeugung, daß er in der Gesellschaft der ausgezeichnetsten Männer seiner Nation gerade da sei, wo er ein Recht hatte zu sein. Nur selten ließ er sich herab, ihnen dadurch zu schmeicheln, daß er sich durch ihre Aufmerksamkeit sichtbar geschmeichelt fühlte. In allen seinen Zügen, sagt sein Landsmann Walter Scott, drückte sich vorherrschend Verstand und Schlauheit aus, und nur das Auge verrieth, glaube ich, den poetischen Charakter. Es war groß und dunkel und glühte (ich sage buchstäblich g l ü h t e), wenn er mit Gefühl und Interesse sprach. Niemals sah ich wieder ein solches Auge in einem menschlichen Kopfe, obschon ich die ausgezeichnetsten Männer meiner Zeit gesehen habe."

Auch währte es nicht lange, so wurde eine neue Auflage seiner Gedichte nothwendig, und als ihm der Verleger für dieselbe bereitwillig 500 Pfd. St. einhändigte, verheirathete er sich, pachtete die Farm Ellisland und wurde außerdem auf die Empfehlung eines vornehmen Gönners im Steuerfache als Aichmeister und Zollaufseher an der schottischen Schmuggelküste angestellt. Aber weder die Pachtung noch das Amt sollte ihm Segen bringen. Da ihn seine Dienstgeschäfte häufig von seiner Farm abriefen, so blieb dieselbe während seiner Abwesenheit dem Gesinde und Tagelöhnern überlassen und der Ertrag, den er erwartete, entsprach nicht der hohen Pachtsumme, die er bezahlen mußte. Er sah sich endlich genöthigt, die Farm Ellisland aufzugeben und nach der Stadt Dumfries zu ziehen, um ausschließlich seinen Amtspflichten zu leben. So gewissenhaft er indessen diese auch verrichtete, erregte er doch durch seine freisinnigen Aeußerungen und durch die unverholene Billigung der ersten Ereignisse der französischen Revolution das Mißfallen seiner vorgesetzten Behörde, wurde bei einen dargebotenen Vorwande seines Amtes entlassen und erhielt auf seine nachdrückliche und gründliche Rechtfertigungsschrift den Bescheid: „er habe seines Amtes zu warten, und nicht zu denken und zu raisonniren."

Schon längst hatte er seine Gesundheit durch Vergnügungssucht, unregelmäßige Lebensweise und Unmäßigkeit in Essen und Trinken

untergraben. Vergebens suchte er Heilung in den Seebädern Schottlands. Niedergedrückt durch die Sorge für sich und die Seinigen, entblößt von allem Gelde und selbst an dem Nothwendigsten Mangel leidend kehrte der einst so gefeierte Dichter hoffnungslos nach Dumfries zurück und starb daselbst, kaum 37 Jahr alt, am 21. Juli 1796.*)

Wie ganz anders war dagegen der Lebenslauf unsers deutschen Dichters Hebel, obgleich auch dieser, aus niedrigen und dürftigen Verhältnissen sich emporarbeitend, in seinen jüngern Jahren mit großen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen hatte!

Johann Peter Hebel wurde den 11. Mai 1760 zu Basel geboren. Seine Eltern waren arm, aber rechtliche Leute, die sich bei unverdrossenem Fleiße ihren täglichen Lebensunterhalt durch ihrer Hände Arbeit verdienten. Um wohlfeiler leben zu können, siedelten sie sich in Hausen nahe bei Schopfheim im Badischen an, und während die Mutter mit dem Kinde den Haushalt besorgte, arbeitete der Vater im Sommer in dem Iselin'schen Hause zu Basel und den Winter über daheim am Webestuhl. So verlebte Hebel seine Knabenjahre meistens sich selbst überlassen und mit ländlichen Arbeiten beschäftigt in dem, einem Dichtertalente äußerst günstigen Landwinkel, den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht, wo sich ihm, wie Goethe sagt, Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannigfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwätzigkeit, Darstellungsgabe und näckische Sprachweise darboten. Indessen verlor er noch vor seinem vierzehnten Jahre zuerst den Vater, dann die Mutter, und fand, von mildthätigen Menschen unterstützt, Aufnahme im Pädagogium zu Lörrach, wo er neben dem Deutschen zugleich die Anfangsgründe der lateinischen Sprache erlernte. Hierauf besuchte er von 1775—1778 das Gymnasium zu Karlsruhe und ging, mit gründlichen Kenntnissen ausgestattet, von da nach Erlangen, wo er Theologie studirte und nebenbei, wie früher in Karlsruhe, den größten Theil seines Unterhaltes durch Unterricht verdiente. Nachdem er die theologische Prüfung im Badischen vorschriftsmäßig bestanden hatte, wurde er 1780 Predigtamtscandidat und Hauslehrer, erhielt aber schon 1783 eine Lehrerstelle am Pädagogium zu Lörrach. Dort lebte er mehrere Jahre hindurch in sehr beschränkten Verhältnissen still und zurückgezogen seinem mühsamen Amte, und nur der Genuß der Natur, der heitere Umgang mit den ihm von Jugend auf vertrauten Menschen und die Versuche, die er in der Dichtkunst machte, gewährten ihm die nöthige Erholung. Da wurde er 1791 als Professor mit dem Prädikate eines Subdiakonus an das Gymnasium zu Karlsruhe berufen, und nun eröffnete sich für ihn eine sorgenfreiere und ehrenvollere Laufbahn. Jetzt begann er auch seine Gedichte zu sammeln und drucken zu lassen. Sie erschienen zu Karlsruhe 1803 in zweiter Auflage unter dem Titel: „Allemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitte," wurden von Goethe einer vorzüglichen Beachtung gewürdigt und haben in, 12 auf einander folgenden Auflagen und mehreren Uebersetzungen in die hochdeutsche Schriftsprache verbreitet, seinen Dichterruhm für alle Zeiten begründet und gesichert. Auch seine Volksschriften besonders der „Rheinische Hausfreund" das Schatzkästlein" und die „Biblischen Erzählungen" sind durch ihre naive und volksthümliche Darstellung ein Muster ihrer Gattung.*)

Seine Verdienste sah er von der Regierung dadurch öffentlich anerkannt, daß er 1805 zum Kirchenrathe ernannt und 1808 zum Direktor des in ein Lyceum verwandelten Gymnasiums befördert wurde. Im Jahre 1809 trat er als Mitglied in die evangelische Kirchencommission, wurde 1814 Consistorialrath und 1819 als Prälat erster Geistlicher des Landes. Sein Landesherr verlieh ihm den Zähringer Löwenorden, und die Universität zu Heidelberg 1821 die Würde eines Doctors der Theologie. Er erreichte ein Alter von 66 Jahren und starb, hochgeachtet und allgemein verehrt, auf einer Geschäftsreise zu Schwetzingen am 22. September 1826. Sein Leben wurde ausführlich beschrieben von J. G. Schultheiß (Heidelberg, 1831 und sein hundertster Geburtstag im Jahre 1860 zu Basel mit großer Theilnahme gefeiert.

Wie im Leben der beiden geschilderten Dichter, so zeigt sich auch in ihrem Charakter neben mancher Aehnlichkeit eine große Verschiedenheit. Beide Männer sind im Grunde ihrer Seele edeldenkend, gutmüthig und innig theilnehmend an dem Wohl und Wehe ihrer Mitmenschen. Aber während sich der feurige, heftige, stürmische und zur Schwermuth geneigte Burns von ungezähmter Leidenschaft beherrschen läßt und dadurch schon früh unrettbar ins Verderben stürzt, hält der gemüthlich hei-

*) Eine ausführliche Lebensbeschreibung desselben erschien 1828 zu Edinburgh unter dem Titel: The Life of Robert Burns. By J. G. Lockhart.

*) Seine sämmtlichen Werke sind in neuer Auflage zu Karlsruhe 1838 in 8 Bänden erschienen.

tere, ruhige und besonnene Hebel in allen Dingen das rechte Maß und sichert sich dadurch ein sorgenfreies und ehrenvolles Alter.

Beide Dichter waren nicht über die Grenzen ihres Vaterlandes hinausgekommen, aber was manche Andere in der Welt in weiter Ferne suchen, das fanden sie von selbst in ihrer engen Heimath: eine ländliche, schöne Natur und eigenthümliche Volkssitten, aus denen sie, wie aus einer frischen, lebendigen Quelle den Stoff ihrer Poesie schöpften. Beide sind rechte Volksdichter, und doch ist Ton und Ausdruck beider verschieden. „In diesem Sinne," sagt der Verf. S. 35, „dünkt mir Hebel auch als Mann bewundernswerth. Burns schleudert seine Gedanken genial blitzartig hin, er singt sich so schnell als möglich von Drückendem oder Erfreuendem frei. — Hebel hat den Muth, der Sache ruhig und auch oft mit der Thräne im Auge, sie künstlerisch zum Bildchen auszuformen. Beide Dichter befreien sich darin, der eine aber stürmisch phantasirend, der andere ruhig componirend. Dabei ist freilich nicht zu vergessen, daß Hebel's Schöpfungen erst in gereiften Mannesjahren, und schon in dem Gefühle herannahenden Lebensherbstes entstanden. — Burns erreichte das vierzigste Jahr nicht; sein Leben, sein Denken, sein Dichten, ist stürmische Jugend. Ruhig und behaglich träumt Hebel in der Studierstube seine Bilder hin; Burns' ergreifendstes, gewaltigstes Lied, der schottische Kampfhymnus, wurde zu Pferde gedichtet, in rasendem Sturmwetter, und in kurzen Minuten mit harter Hand schrieb er seine jauchzenden Lieder der Liebe, seine Klagen, seinen Zorn, seine schneidenden Epigramme. Aber all das springt wie Pallas Athene geharnischt, vollendet aus seinem Haupte, und das rauhe Idiom wird auf seinen Lippen schmeichelnde Musik. Wie seine Stimme, stark, tönend, voll ungezähmter Kraft schwächere Geister oft erschreckte, so sind auch die allermeisten seiner Lieder nicht im mindesten für „Mägdleins Dichterwald," für Albums oder höhere Töchterschulen. Velin und Goldschnitt kleiden sie lächerlich, unbestimmt verschwommene Notturnengefühle sind da nicht zu finden; da ist Alles starker, heller, kraftvoller Tag und, wenn's so kommt, ein herzhafter Donnerkrach, daß die Erde zittert."

Der Raum gestattet uns nicht, dem Verfasser in der Vergleichung beider Dichter weiter zu folgen; doch mag es erlaubt sein, am Schlusse dieser Anzeige noch nachträglich auf dasjenige aufmerksam zu machen, was Goethe in der Ausgabe sämmtlicher Werke vom Jahre 1830 ff. über Hebel Bd. 33. S. 166 ff. und über Burns Bd. 46. S. 250 ff. so treffend als geistreich geschrieben hat.

B. Kl.

Ziethe, W. Prediger an der Parochialkirche zu Berlin. **Frauenspiegel.** Lebensbilder christlicher Frauen und Jungfrauen. Im Verein mit gleichgestimmten Freunden. XI. Ludämilia von Schwarzburg-Rudolstadt. Maria von Lippe-Schaumburg. Zwei Stillleben aus dem 17. und 18. Jahrhundert dargestellt von Emil Frommel. Berlin, 1874. Verlag von Wiegandt und Grieben.

Wir freuen uns, daß nach einiger Unterbrechung wiederum ein Bändchen vom Frauenspiegel erschienen ist, und benutzen diese Gelegenheit, diese Sammlung wirklicher Biographien, welche bis jetzt noch nicht die Theilnahme, welche sie verdient, gefunden zu haben scheint, den Lesern angelegentlichst zu empfehlen. Die beiden Frauen, welche in dem vorliegenden Bändchen geschildert werden, verdienen ohne Zweifel, daß man ihnen seine Aufmerksamkeit schenke. Beide sind Muster wahrer christlicher Frömmigkeit. Die Erstere interessirt uns noch besonders als die Verfasserin einer Reihe vortrefflicher geistlicher Lieder; die Letztere wegen ihrer näheren Berührung mit Herder. Und daß der Verf. gut zu erzählen versteht, ist allgemein bekannt, und bedarf kaum noch weiterer Anerkennung. Ludämiliens Lebensbild hat Frommel hauptsächlich nach den Arbeiten Thilo's und Saringhausen's entworfen; für das von Maria von Lippe-Schaumburg konnte er die Briefe benutzen, die sich noch im Besitze verwandter Freunde befinden und die er der Gräfin Schlieffen verdankt. Die Briefe an Herder sind aus dem Lebensbilde Herders von seiner Frau und aus den Werken desselben entnommen.

K. St.

Ohly, Emil. Das Büchlein vom großen deutschen Kanzler Bismark. Mit einem Titelkupfer. Stuttgart. Rische. 7½ sgr.

Ein kleines Schriftchen über einen großen Mann, aber doch von so reichhaltigem Inhalt, daß man daraus den Mann kennen lernt wie er war, und wie er wurde, was er ist. Man sieht den wilden Studenten, der kein Colleg besuchte und der den Schläger wacker zu führen verstand, den Referendar der eine tüchtige Arbeitskraft verrieth, aber sich die Hörner noch nicht abgelaufen hatte, den lustigen Landjunker, der fröhliche Gesellschaften liebte, aber auch den gereifteren Mann in seiner politischen, parlamentarischen und administrativen Thätigkeit und endlich den Staatsmann, so klug und einsichtsvoll, wie kaum ein anderer vor ihm gewesen. Die Fehler und Verirrungen des Mannes in früheren Zeiten sind ebenso wenig verschwiegen, wie seine Verdienste um Deutschland die gebührende Würdigung erfahren haben, — natürlich das Alles in kurzen, markigen Zügen wie es für

das größere Publikum geeignet ist. Das Büchlein liest sich leicht und gut; der Verf. versteht es für das Volk zu schreiben. Wir empfehlen das Schriftchen besonders für Volksbibliotheken und Volkslesevereine.
K. Str.

Neueste Literatur.

Strack, K., Aus dem deutschen Frauenleben. 2. Thl. Von der Reform. bis z. Zeit Friedrichs d. Gr. Leipz., Schlicke. 1 thlr. 15 sgr.
Waschow, Jul., Herzog Otto v. Braunschweig, Fürst von Tarent. Beitr. z. Gesch. des 14. Jahrhdts. Bresl., Aderholz. 10 sgr.
Hans Sachs, Ein Lebensbild aus der Reformationszeit. Festgabe, zur Enthüllung des Denkmals in Nürnberg. Nürnberg, Löhe. 2½ sgr.
Düntzer, H., Charlotte von Stein, Göthe's Freundin. Ein Lebensbild, mit Benutzung der Familienpapiere entworfen. Bd. I: 1742—1793. Stuttg., Cotta. 2 thlr. 10 sgr.
Speil, P. F., Leonor Franz v. Tournely und die Gesellschaft des hl. Herzens Jesu. Bresl., Aderholz. 1 thlr. 10 sgr.
Leben der Mutter Margaretha Hallaham, Gründerin der Engl. Congregation vom 3. Orden des hl. Dominikus, † 11. Mai 1868. M. Vorwort von Ullathorne. Nach den beiden engl. Ausgaben bearbeitet. — Mainz, Kirchheim. 1 thlr.
Cooper, Eliz., The Life of Thomas Wentworth, Carl of Strafford & Lord-Lieutenant of Ireland. 2 vols. London. 30 sh.

Culturgeschichte.

Hellwald, Fried. v., Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. Erste bis fünfte Lieferung. Augsburg, Lampart u. Comp. In Lieferungen von je 5 Bogen Oct., à 12 sgr.

„Anti-Kolb," so könnte man diese Culturgeschichte ihrer Tendenz und Methode nach aufs Kürzeste benennen. Der Verfasser bekämpft auf Schritt und Tritt die Anschauungen und Urtheile des bekannten Münchener Culturhistorikers Kolb, dessen doctrinärem Idealismus und liberalistischen Nationalismus er seinerseits einen derben deterministischen Materialismus entgegensetzt. In der Richtung dieser wider Kolb gerichteten Polemik liegt hauptsächlich, was Verdienstliches und Lobenswerthes an dem Buche ist. Denn abgesehen von verschiednen inneren Irrthümern und schiefen Darlegungen, die der Verfasser ihm erfolgreich nachweist, ist es die aus einem falschen Freiheitsbegriffe entsprungene politische und sociale Grundanschauung dieses Schriftstellers, sein einseitiger theoretischer Liberalismus und Demokratismus, der mit vielem Geschick in seinen richtigen Consequenzen aufgedeckt und der Absurdität geziehen wird. Am eklatantesten tritt diese Ueberlegenheit des Vf's. über die Auffassung und Methode des Gegners bei Behandlung der hellenischen Geschichte hervor, die überhaupt, vermöge der fast ausnahmslos guten Hilfsmittel und Vorbilder, die ihr zu Grunde liegen, die wahre Glanzpartie der bisjetzt erschienenen Lieferungen des Werks zu heißen verdient. Nichts von jener idealistischen Schönfärberei, oder humanistisch sentimentalen Unklarheit, worunter früher besonders die von einseitigen Vertretern des modernen Aufklärungsstandpunktes ausgegangenen Darstellungen dieses Gebiets der alten Geschichte zu leiden pflegten und worunter auch die Kolbsche Beurtheilung desselben in hohem Grade leidet, ist hier wahrzunehmen. Und doch wird der hohe Geistesadel des Hellenenthums und das für alle Zeiten Mustergültige der griechischen Bildung und Kunst nach Gebühr gewürdigt und das Glanzvolle, aber nothwendig rasch Dahinwelkende und in jähem Verfall Zusammenbrechende des Blüthenalters der griechischen Republiken von den Perserkriegen bis auf Alexander recht treffend charakterisirt (S. 247 ff.). Von den „Culturleistungen der Demokratie zu Athen" im perikleischen Zeitalter reißt der Verfasser mit schonungsloser Hand den oft genug seitens unklarer Freiheitsschwärmer (und so auch durch Kolb) darüber gebreiteten idealisirenden Schleier herunter. Er zeigt treffend, wie die Demagogen jener Zeit so gut wie die modernen das Geschäft verstanden, die öffentliche Meinung zu „machen," wie diese „Metze, die sich Jedem Preis gibt, der sie genügend bezahlt" (S. 260) auch im alten Athen ihre verderblichen Orgien feierte und wie die nur allzubald mit Nothwendigkeit zur Ochlokratie gewordene Demokratie das dortige Staatswesen „zwar zu einer außerordentlichen Kraftentwicklung befähigte, zugleich aber eben wegen der Schrankenlosigkeit der vom ganzen souveränen Volke ausgeübten souveränen Staatsgewalt einem raschen und unaufhaltsamen Verderben entgegenführte" (ebendas.). Man darf in das auf S. 282 formulirte Schlußurtheil des Verfassers über die griechische Entwicklungsstufe der alten Cultur fast ohne Vorbehalt einstimmen: „Wir begrüßen in den Griechen die höchste Vollendung bisher erreichten menschlichen Kunstsinnes; sie haben dauernd auf die nachkommenden Geschlechter die Idee des Schönen vererbt. Dank sei hiefür der ästhetischen Anlage ihres glücklich begabten Naturells. Ihnen war es gegeben, zum ersten Male freiheitliche Ideen in staatliche Formen zu gießen; Dank sei hiefür

der Plastik ihres zauberischen Ländchens, wie nicht minder ihren vielfachen ethnischen Spaltungen. Auf dem Gebiete des Geistes haben sie viele Theorien und wenig Praktisches, Gedanken und nur sehr wenig Wahrheiten, in materieller Hinsicht auch nicht Eine nennenswerthe Erfindung hinterlassen."

Diese im Ganzen recht befriedigende Würdigung des älteren Griechenthums, der eine entsprechend richtige Charakteristik des Alexandrinismus (als des die hellenische Geistesbildung zuerst auch zur Stufe wahrer Wissenschaftlichkeit und großer technisch-praktischer Culturleistungen emporhebenden letzten Entwicklungsstadiums des altgriechischen Culturlebens) und eine gleichfalls im Ganzen treffende, aber doch auch mehrfach einseitige Schilderung des Römerthums sich anschließt, erscheint einstweilen als das Gelungenste, ja als das einzige wahrhaft Gelungene in der Darstellung des Verfassers. Nimmt man noch seine aus früheren Schriften sowie aus seinen zahlreichen Aufsätzen im „Ausland" bekannte stilistische Gewandtheit und elegante (öfters etwas feuilletonistisch geartete) Federführung hinzu, und läßt man außerdem seiner vielseitigen, immerhin aber doch nicht lückenlosen und gar vielfach nur sekundäre Quellencitate oder bloße Zeitungslesefrüchte unter den Text streuenden Literaturkenntniß gebührende Gerechtigkeit widerfahren, so ist so ziemlich alles, was sich zum Lobe des Werkes sagen läßt, hervorgehoben. Ueber die Grundlagen und Ausgangspunkte der menschlichen Culturentwicklung im Ganzen, ebenso wie über ihre letzten und höchsten Ziele und über die wahre Bedeutung ihrer einzelnen Abschnitte und Epochen, weiß der Verf. kein andres Licht zu verbreiten, als das düster flackernde und qualmende eines trostlosen Materialismus, der weder den persönlichen Gott noch die sittliche Freiheit und Verantwortlichkeit des Menschen anerkennt. Als fanatischer Bekenner des Descendenzdogmas in der jüngst von Darwin und Häckel festgestellten Ausprägung, mithin als eifriger „Philopitheke" oder Anhänger der Affenverwandtschaftslehre als des beglückenden Evangeliums der Zukunft,*) leugnet er kurzweg alle und jede sittliche Weltordnung und beseitigt die zwecksetzende, zum Ziele beseligender Gemeinschaft mit ihr hinleitende persönliche Intelligenz des Schöpfers gleicherweise wie des Weltregierers, den Urheber der Natur ebensowohl, wie den Lenker der menschlichen Geschicke. Sein Standpunkt ist der Straußische; der Cultus des „Universums" tritt ihm an die Stelle der Religion. Nicht einmal den Schein einer pantheistischen Religiosität sucht er zu wahren; nennte man ihn Atheisten, er würde nur ein Lob in solcher Bezeichnung zu finden vermögen. Ihm ist Religion nur als irgendwelche Form menschlicher Geistesverirrung denkbar; Religionsgeschichte ist ihm „die Geschichte des menschlichen I r r t h u m s überhaupt," freilich des Irrthums als einer durchaus nothwendigen, unauflöslich mit dem menschlichen Geiste verknüpfte Seite unsrer Culturentwicklung, für deren „proteusartig" wechselnde Gestaltungen es ebensowenig ein absolutes Wahrheitsziel, wie ein wirkliches Vor- oder Rückschreiten ihres Lebens und Strebens gibt (S. 20 ff. S. 30 ff.). Ganz so urtheilt er über die Sittlichkeitsidee. Für eine sittliche Weltordnung kann nach ihm „nicht die leiseste Spur eines Beweises, sehr viele aber des Gegentheils aufgebracht werden" (S. 23). „Die Idee der Vervollkommnung, des Besserwerdens kann eine unbefangne Geschichtsauffassung nimmer gelten lassen; gleich der beliebten Redensart von der „sittlichen Weltordnung" wird sie durch die ganze Völkergeschichte nur in ironischer Weise illustrirt!" (S. 22). „Eine Sittlichkeit im abstrakten Sinne des Worts gibt es überhaupt nicht," „der Einfluß des Princips der Sittlichkeit auf die Civilisation ist mit Recht zu bestreiten, weil das Sittliche nach den Lehren der Geschichte kein Princip genannt werden kann" (S. 151). Die sogenannte „Sittenverderbniß" steht keineswegs etwa in umgekehrtem, sondern in directem Verhältnisse zum Wachsthum der Civilisation; „obwohl sie oft genug den Untergang von Völkern beschleunigt hat, ist sie doch durchaus kein Rückschritt, sondern eine ganz natürliche Entwicklungsphase" (S. 84). Wie demzufolge der Verf. über solche Erscheinungen, wie z. B. die Prostitution bei den Babyloniern und anderen Völkern Asiens (S. 84 ff.) „über den

*) „Philopitheken" nennt der italienische Philosoph V e r a zu Neapel in seinem 1873 erschienenen Werke über Strauß' „Alten und Neuen Glauben" die Anhänger des Darwinismus, offenbar gar nicht so unpassend und jedenfalls witzig. Für die wahrhaft leidenschaftliche Zuneigung des Verfassers zu unsrer affenschaftlichen Urverwandtschaft vgl. u. a. S. 9: „Mag immerhin der Befangene sein Haupt verhüllen, wenn er vernimmt, daß nach der epochemachenden, bisher unwiderlegten Descendenztheorie Mensch und Affe gemeinschaftliche Stammeltern besitzen: d i e Z e i t i s t n i c h t m e h r a l l z u f e r n e, w o k e i n G e b i l d e t e r e i n a n d e r e s G l a u b e n s b e k e n n t n i ß h a b e n w i r d. Gerade so wie der geocentrische Standpunkt, welcher Sonne und Gestirne um die Erde kreisen ließ, als unsinniger Irrthum heute mitleidig belächelt wird, ebenso wird auch die anthropocentrische Chimäre (!) allgemein als solche entlarvt werden" ꝛc. —

Hetärismus bei den Athenern und anderen Nationen (S. 34 ff. 275 ff.), über das Kinderaussetzen und die schonungslose Behandlung der Krüppel und Kranken bei Spartanern ꝛc. (276) sowie über noch manches andre Derartige urtheilt, läßt sich erwarten. „Die That der Prostitution ist ebenso alt wie die Wollust, wie die Liebe;“ sie „beginnt strenggenommen dort, wo zum ersten Male das Weib aus nicht geschlechtlicher Begierde sich preisgab“ (S. 142). In jenen grausamen Züchtungsmaßregeln der Spartaner „sehen wir ein ausgezeichnetes Beispiel von künstlerischer Veredlung des Menschengeschlechts“ (S. 276). Anders kann man allerdings auf dem Standpunkte eines so rohen Naturalismus, wie der des Verfassers, nicht urtheilen; wer nicht nur die göttliche Erschaffung des Menschen, sondern einen ersten Menschen überhaupt leugnet (S. 10: „Einen ersten Menschen hat es niemals gegeben,“ vgl. S. 59, Anm. 1) und wer dabei gegen jedwede teleologische Betrachtungsweise, betreffe sie nun die Natur oder die Menschheitsgeschichte, mit wahrhaft fanatischer Zerstörungswuth vom Standpunkte des absoluten „Monismus“ und eines in mechanisch-äußerlichster Weise durchgeführten Causalitätsprincips aus zu Felde zieht (S. 56: „Die Anerkennung der Nothwendigkeit in der Geschichte schließt jeden Gedanken an irgendeine Zweckmäßigkeit völlig aus, vernichtet somit jede Vorstellung der Teleologie“ ꝛc.): der muß freilich in cynischer Verachtung alles dessen, was an sittlichen Begriffen und Grundsätzen in der gebildeten christlichen Menschheit bisher traditionell gewesen, mit einem Vogt und Büchner um die Palme ringen!

Wir gehören nicht zu den Lobrednern der Kolbschen Culturgeschichte, halten vielmehr das Prädikat: „Eine Culturgeschichte, wie sie nicht sein soll,“ das unser Autor schon früher in einer ausführlichen Kritik (im „Ausland,“ J. 1872, Nr. 50—53) ihr angedeihen ließ, für keineswegs ganz unzutreffend, da sie nicht nur viele Irrthümer und verkehrte Darstellungen im Einzelnen darbietet, sondern da auch der Standpunkt ihres Verfassers von dem, welchen wir zum Zwecke wahrhaft glücklicher Behandlung des in Rede stehenden Gebiets für den allein richtigen ansehen müssen, weit abliegt. Aber sofern Kolb in den grundsätzlichen Antiteleologismus der modernen Naturphilosophen Darwinscher Richtung nicht verrannt ist, sondern höhere zweckſetzende Mächte als in der Geschichte waltend anerkennt und die Thatsachen der sittlichen Freiheit des menschlichen Geistes sowie überhaupt das Sittlichkeitsprincip in seiner culturbedingenden Macht aufrecht erhält, halten wir es doch mit ihm und nicht mit diesem rabiaten „Anti-Kolb.“ Und zwar dieß um so mehr, da auch dieses Letzteren Arbeit bedeutende Mängel verräth, ja in manchen Stücken sich als ein ziemlich flüchtig compilirtes Machwerk zu erkennen gibt, dessen Verf. an Gelehrsamkeit seinem Münchener Gegner zwar auf einigen, aber keineswegs auf allen Gebieten ebenbürtig erscheint. Zum Beleg für diese Behauptung eines theilweise recht lückenhaften eilfertig zusammengetragenen und dilettantischen Charakters seines Wissens vgl. man z. B. S. 49 (die Preußen ein „slavisches Volk!), S. 73 (Die chinesische Cultur „wahrscheinlich älter als die westliche,“ d. h. als die der Mittelmeervölker — womit doch wieder das S. 202 ff. über das überaus hohe Alter der ägyptischen Culturentwicklung Bemerkte streitet), S. 131 ff. (mehrfach veraltete und wissenschaftlich werthlose Werke über assyr.-babylonische Sprache und Cultur citirt), S. 139 („Nach Joel [!? — vielmehr Nah. 3, 16] besaß Niniveh mehr Kaufleute als der Himmel Sterne“), S. 153 („das Aethiopische gehört — — nicht zu den semitischen Sprachen“ ꝛc.); S. 261 („Psephysmen“), S. 281 („Stygma“), u. s. f. — Ein abschließendes Urtheil über den wissenschaftlichen Werth des Werkes wird natürlich erst nach seinem Abschlusse, den der Verf. mittelst etwa 5—6 weiterer Lieferungen zu erreichen hofft, gefällt werden können. X.

Stephan, Dr. **Weltpost und Luftschifffahrt.** Ein Vortrag, im wissenschaftlichen Verein zu Berlin gehalten. 75 S. Berlin. Julius Springer. 16 sgr.

Dieser s. Z. d. h. am 24. Jan. d. J., wo er gehalten wurde, mit gebührendem Beifalle aufgenommene Vortrag darf billig als ein literarisches Phänomen gelten. Eine fast unglaubliche Fülle interessanter Details aus der Geschichte des menschlichen Verkehrs und der auf denselben bezüglichen Versuche und Erfindungen drängt er auf möglichst knappen Raum zusammen, und belebt diese Uebersicht durch die anmuthigste, witzigste, nicht selten — denn unser General-Postmeister ist auch Dichter — zu poetischem Schwung sich erhebende Darstellung. Das Anhören des Vortrags muß in der That einen ungewöhnlich hohen Genuß gewährt haben. Höchstens durch seine fast allzu große Reichhaltigkeit an zwischen-eingestreuten Anekdoten, Bonmots u. dgl. könnte er beim Einen oder Andren der Hörer möglicherweise etwas wie Ermüdung hervorgerufen haben; seine gewiß mehr als 2stündige Dauer dürfte schwerlich anders, denn als der

hohen Bedeutung des behandelten Gegenstands wahrhaft angemessen beurtheilt worden sein.

Der Verfasser schildert zunächst, in den reichen Vorrath der ihm zur Verfügung stehenden statistischen Erhebungen mit geschickter Hand hineingreifend und kunstvolle Gruppen interessanter Thatsachen zusammenstellend, die dreimaligen Leistungen des postalischen Verkehrs zur Verbindung der Länder des Erdballs, unter besondrer Berücksichtigung des von ihm selber geleiteten und unter seiner Leitung bereits namhaften Vervollkommnungen unterzogenen deutschen Reichspostwesens. Was thatsächlich jetzt geleistet wird und für die Zukunft an noch höheren Erfolgen erstrebt werden muß, faßt er am Schlusse dieser Abtheilung (S. 17) in die schwungvoll begeisterte Schilderung zusammen: „So bewegt sich der Verkehr, einem Sturmwinde gleich, um die ganze Erde. Auch Nachts nicht ruhend, wie jener den Erdball umkreisende Genius des Märchens, ist er der fast überall freudig begrüßte Völkerbote: ein Träger der magnetischen Kraft in den Beziehungen der Culturgruppen auf unserem Planeten. Und bleibt der mit hundert Banden an die Scholle gefesselte Mensch auch an seinem Heerde zurück, so vermag doch sein Geist sich in jedem Augenblicke von hinnen zu erheben, und fernhintreffend über Länder und Meere durch den Zauber des geschriebenen Worts seine Wirkungen zu äußern. Mit freudigem Gefühl werden wir auch bei diesem anscheinend so materiellen Gegenstand die geistige Grundlage, das Wirken der ideellen Mächte gewahr. — Wenn es gelingt, die civilisirten Staaten der Erde, oder zunächst die Mehrzahl derselben auf dem hier in Rede stehenden Gebiete zu einer Einheit zu verschmelzen, ihre Gebietsgrenzen zu verwischen, den Transitbann zu beseitigen, ein einheitliches Porto einzuführen, volle Freiheit des Postverkehrs und ungehinderte Bewegung in der Leitung der Correspondenz für den ganzen Umfang des Vereinsgebietes zu verwirklichen, dann würde in der intellectuellen Gestaltung der Postverkehrs-Einrichtungen vor der Hand das Möglichste erreicht sein. Die Forschung würde sich demnächst wieder den materiellen Kräften des Austausches in die Ferne, der Beförderungsmechanik zuzuwenden, sozusagen mit den Gliedmaaßen des Verkehrs sich zu beschäftigen haben."

Daß der Redner selbst bereits jetzt mit lebhaftem Eifer diesem die Mittel der Beförderungsmechanik betreffenden Forschungsgebiete zugewendet ist, zeigt der fernere Inhalt seines Vortrags, und zwar zunächst die in Abth. 2 (S. 17—41) gebotene historische Uebersicht über die „Entwicklung der Beförderungssysteme," von den allerersten rohen und unbeholfenen Verkehrsanfängen an bis zum heutigen Stande des Dampfschiffs- und Eisenbahnwesens. Es ist ein höchst interessantes Stück Culturgeschichte, das er uns hier vorführt. Der mittelst vervollkommneter Forschung auszufüllenden Lücken und der auf Grund exakterer fachwissenschaftlicher Erudition zu berichtigenden Versehen bleiben allerdings hier einige stehen, wie denn z. B. gegen die S. 20 ff. gegebenen Proben postalischer Sprachvergleichung (d. h. Etymologieen aus dem Bereiche der postalisch bedeutsamen Ausdrücke verschiedner Culturspracheu) mancherlei Einwendungen vom linguistischen Standpunkte aus zu erheben sein dürften. Daß z. B. (S. 21) Reiten und Reisen ursprünglich ein und derselbe Ausdruck seien („wegen des bekannten Ueberganges von „s" und „t" in den verschiedenen Sprachen und Mundarten") erscheint ebenso prekär, ja noch unmöglicher (vgl. Schmitthenner-Weigand, Deutsches Wörterb. II, S. 483), wie daß die goth. Wurzel far (fahren) denn sanskr. car „gehen" entsprechen sollte.

In einem dritten Hauptabschnitte (S. 41—71) handelt Dr. Stephan von der Luftschifffahrt als dem vornehmsten und, wie er überzeugt ist, hoffnungsreichsten lokomotorischen Verkehrsmittel der Zukunft. Seine mit interessanten und spannenden Mittheilungen aus der früheren Geschichte sowie aus dem dermaligen Stande des Luftschifffahrtswesens reichlich gewürzte Behandlung des Gegenstands langt bei einem Ergebnisse an, das im Munde eines General-Directors der deutschen Reichsposten jedenfalls bedeutsam genug lautet (S. 68): „Wenn das Problem der Lenkbarkeit des Ballons sich im Wesentlichen auf die Kraftmaschine zuspitzt" (— unmittelbar vorher hatte er „die Erfindung einer hinlänglich starken Kraftmaschine von möglichst geringem Gewicht und von Feuerungefährlichkeit" als die Hauptsache bezeichnet, um die es sich hier handle —); „wer wollte angesichts so vieler wunderbarer und oft ganz plötzlich gemachter Erfindungen verneinen, ob es nicht in näherer oder fernerer Zukunft dem Menschengeiste gelingen wird, entweder eine der genannten Kräfte, wie die Elektrizität, den Magnetismus, die Wärme, die Expansionsfähigkeit der Gase für den fraglichen Zweck entsprechend abzurichten, oder aber eine neue, bisher noch schlummernde Kraft, vielleicht mit Hülfe des Zufalls, zu entdecken, welche ohne besondere Zurichtung allen möglichen Anforderungen genügt. Von diesem Standpunkte aus, der in der Geschichte der

Erfindungen, in dem Zutrauen auf die Macht der Forschung und in dem Glauben an den Fortschritt der Menschheit seine Berechtigung findet, darf der Luftschifffahrt jedenfalls eine günstige Zukunft prophezeit werden." — Eine anhangsweise (S. 71—75) beigegebne Uebersicht über mehrere andere Communicationsmittel neuester Erfindung, wie die pneumatische oder Luftröhren-Beförderung, die Laufmaschinen- oder Velocipeden-Beförderung, das System der Seilbahnen, die Benutzung des Lichts als des schnellsten aller Communicationsmittel &c., liefert auf apagogische Weise den Nachweis, daß unter den bisher gemachten neueren Erfindungen keine in gleichem Grade zur Vervollkommnung des Verkehrs der Menschen geeignet erscheine, wie der Luftballon.

Es ist ein kühner, aber nicht unedler, auch nicht etwa mit antichristlicher Weltvergötterung oder Culturtrunkenheit gepaarter*) Optimismus, der den Verf. am Schlusse zu der Weissagung begeistert: „Jenes Gefühl, von dem der Dichter sagt: „Doch ist es Jedem eingeboren, daß er hinauf und immer vorwärts dringt, Wenn über uns, im blauen Raum verloren, ihr schmetternd Lied die Lerche singt!" wird nicht immer ein unerfülltes Sehnen der Menschheit bleiben. Unsre Kinder werden seine schöne Verwirklichung erleben und der Früchte derselben sich zur Vervollkommnung ihres Daseins erfreuen."

X.

Adalbert Jahn. Wichtige Beiträge zur Einwanderung und Kolonisation in Brasilien. 160 S. Berlin, 1874. 20 sgr.

Der Verfasser führt in ruhiger und überzeugender Weise die Vertheidigung der brasilianischen Regierung und nebenbei auch des brasilianischen Volks in Angelegenheiten der Einwanderung und Kolonisation gegenüber den maßlosen Angriffen eines Theils der deutschen Presse. „Ich habe — so lauten seine Worte — nicht einen einzigen Fall kennen gelernt, bei welchem ein eingegangener Kontrakt seitens der Regierung nicht gehalten worden wäre, dagegen oft die Erfahrung gemacht, daß Kolonisten selbst dann, wenn sie sich in den besten Verhältnissen befanden, ihren geringen Verbindlichkeiten gegen die Regierung sich zu entziehen suchten (S. 130)." Was den Gang der Schrift anbetrifft, so sucht der Verfasser erst die „allgemeine Auswanderungsfrage" und dann speciell die „nach Brasilien" näher zu beleuchten. Als Aufgabe der allgemeinen Auswanderungsfrage stellt er hin, die Motive zu erforschen, weshalb trotz der politischen Einigung des Vaterlandes und der Verbesserung des Looses der Arbeiterklasse die Emigration sich nicht verringert, demnächst die Mittel aufzusuchen, welche theils zur Verhinderung der Auswanderung, theils zu ihrer richtigen Leitung ins Ausland dienen dürften (S. 2). Was die Motive angeht, so muß dem Wandertrieb der germanischen Race Rechnung getragen werden; zugleich darf man sich nicht verhehlen, daß bei einigen deutschen Volksklassen, wie bei dem Bauern- und Arbeiterstande, die Erlangung einer gewissen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit sehr schwierig, ja mitunter durch örtliche Verhältnisse bedingt, ganz unmöglich ist (S. 3). Durch Zwangsmittel wird man wenig der Emigration steuern können; die Behörden haben sie daher nach solchen Ländern zu leiten, in denen sie prosperirt und von denen das Heimathsland die möglichst besten Rückwirkungen hat (S. 8). Diese Rückwirkungen sind bei der enormen Auswanderung nach den Vereinigten Staaten in Bezug auf Handel und Absatz der Industrieprodukte ausgeblieben. Anders ist es mit Brasilien. Ebenso verfällt in Nordamerika ein größerer Prozentsatz der deutschen Einwandrung dem Elende als in Brasilien, weshalb Maßregeln wie der Cirkular-Erlaß des preußischen Handelsministeriums vom 3. November 1859 wohl schwerlich mehr in die Gesetzgebung des heutigen deutschen Reichs paßen (S. 11). Als Kern und Basis für die Kolonisation Brasiliens ist die Provinz Sao Pedro do Rio Grande do Sul anzusehen, die Zukunft Brasiliens liegt aber in seiner freien Einwanderung und in der Parcellirung des großen Grundbesitzes (S. 21). Der Verfasser setzt, um seiner Schrift nicht zu große Ausdehnung zu geben, die Geschichte Brasiliens als bekannt voraus und erwähnt nur der allgemeinen Grundzüge der brasilianischen Kolonisation, wie sie allmähig aus dem Bedürfniß der Zeit hervorgegangen sind und bis auf den heutigen Tag sich entwickelt haben. Er unterscheidet die erste Periode der Kolonisation und das Gesetz vom Jahre 1830, die zweite Periode derselben von 1830—1850, und die dritte Ko-

*) Wenn er einmal (S. 32) aus einem Reisebuche aus d. 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts Proben von einigen der darin enthaltenen Gebete für Postwagenfahrten als charakteristisch für den damaligen Zeitgeist und Zeitgeschmack mittheilt (darunter auch u. a. die in einem dieser Gebete figurirende Bitte: „Bewahre mich vor Verzauberung und vor unhöflichen Postmeistern!"), so geschieht dieß ohne frivole Nebenabsicht, wie der Zusammenhang deutlich genug zeigt.

lonisationsperiode. Hierauf (S. 48—70) werden nach den einzelnen Provinzen die vorhandenen Kolonien besprochen, worauf diejenigen Provinzen hervorgehoben werden, die zur deutschen Einwanderung geeignet sind. Ganz natürlich mußte der Verfasser auch auf das „Parceria-System“ zu sprechen kommen, gegen welches so viel in Deutschland und in der Schweiz agitirt worden ist. Seine Vortheile sucht er hervorzuheben, muß indeß gestehen, es passe insofern nicht für unsern deutschen Landmann, als dieser ein eignes Besitzthum haben will und um dieses zu erlangen aus seinem Vaterlande auswandert (S. 32). Wir sahen schon, welche hervorragende Bedeutung der Provinz Riogrande (wie man unter uns Deutschen in Südamerika stets kurz sagte) einzuräumen ist. Ihr widmet der Verfasser eine besonders warme Schilderung. „Deutsche Dampfschiffe, Kähne, Karren, Frachtwagen, Maulthier- und Pferdetrupps besorgen den Transport von den Kolonien nach den Marktflecken und Städten und zeugen von dem Fleiß und der Thätigkeit einer gesunden und kräftigen Bevölkerung, die sich vollständig ihres eignen Werths bewußt ist, dem brasilianischen Vaterland ihre Anhänglichkeit beweist und dabei die Liebe zu der alten Heimath und zur Aufrechthaltung ihrer Sitten und Gebräuche nicht verloren hat (S. 55). Dagegen sind die Provinzen nördlich von Bahia, und selbst der allergrößte Theil dieser Provinz nach dem Urtheile unsers Verfassers, nicht mehr dem deutschen Einwanderer zu empfehlen, denn die Hitze ist in ihnen erdrückend und die Kultur des Zuckerrohrs und die Zuckerzubereitung sind Arbeiten, die dem europäischen Landmann nicht zusagen. In ähnlicher Lage befinden sich in Bezug auf deutsche Einwandrung auch die Provinzen im Innern des Reiches, weniger wohl in Folge des heißen und ungesunden Klimas, sondern weil in ihnen die Kommunikationen noch fehlen und die Flußschifffahrt noch zu wenig Fortschritte gemacht hat. Hat doch selbst die Freigebung des riesigen Amazonenstroms noch keinen Impuls zur Anziehung von europäischen Einwanderern geben können (S. 80). Der Verfasser ist wie gesagt ein Vertheidiger Brasiliens. Als solcher sucht er die Warnungen der englischen Presse vor der Auswanderung dorthin dadurch zu entkräften, daß der englische arbeitsame Auswandrer nach Kanada, Australien u. s. f. auswandre, und daß nach Südamerika meist nur arbeitsscheue und widersetzliche englische Emigranten hingehen. Nur die allergrößte Ignoranz und schamloseste Verleumdung kann der brasilianischen Regierung den Vorwurf machen, daß sie nicht für die Einwandrer sorge und daß diese seitens der Grundbesitzer nur wie Sklaven behandelt würden, auch keine Rechte sondern nur Pflichten hätten (S. 101). Gerade in der Gegenwart dürfte diese Schrift dazu beitragen die Angriffe auf Brasilien, dessen Schattenseiten ja bekannt sind, ihres Uebermaßes zu entkleiden und einer allseitig gerechten Beurtheilung Dienste leisten.

P. —y—

Krummacher, H., evangel. Pfarrer. Deutsches Leben in Nordamerika. Reiseeindrücke. Neusalz a. O. Verlag von H. G. Lange. Für Nordamerika in Commission bei Wackernagel und Bendel in Reading Pa.

Es sind frische Reiseeindrücke, welche schöne Tage in heiterer Stimmung durchlebt wiederspiegeln und dem Leser daher ein Wohlbehagen erwecken, in welchem er auch die Verhältnisse des amerikanischen Lebens im rosigen Lichte anschauen muß.

Der Verfasser ist bei der großen Allianz-Versammlung in New-York gewesen und hat die Gelegenheit zu Reisen durch die Unions-Staaten benutzt, um sich aus eigner Anschauung ein möglichst treues Bild zumal von dem deutschen Leben Nordamerikas zu verschaffen. Er fand überall ein bereitwilliges Entgegenkommen und gastliche Aufnahme, war durch seine eigne von aller Engherzigkeit freie Richtung zu einer vorurtheilslosen Beurtheilung der verschiedensten religiösen Erscheinungen wohl befähigt und kam mit dem besten Willen, überall das Gute anzuerkennen. Es ist daher nicht anders zu erwarten, als daß er uns ein Gemälde vorführt, das durch Schönheiten entzückt und durch frischen Farbenschmelz anzieht. Es fehlen freilich auch die Schattenseiten des amerikanischen Lebens nicht, aber sie treten doch so zurück, daß sie nur dazu dienen, die Lichter um so wirksamer aufzutragen. Solche Betrachtungsweise hat auch ihr gutes Recht, und vielfach würde unser Handeln mit größerem Erfolg begleitet sein, wenn wir im festen Vertrauen auf den Sieg des Guten mit mehr Freudigkeit an die Ueberwindung der Hindernisse herantreten würden. Reiseeindrücke — schon dieses Wort weckt die Frische der Jugend, in welcher das Reisen seine besonderen Reize hat! Könnte die Stimmung bleibend in uns erhalten werden, mit der wir alle Schönheiten der Fremde sehen, während die Schatten fast verschwanden, wie viel froher müßte unser Wirken sein. Mag daher auch in dem vorliegenden Reisebericht diese heitere Stimmung des Gemüthes die Farben gemischt haben, wir können deshalb

doch nicht zweifeln, daß das Bild im Ganzen ein treues ist. Amerika, ein Land voll großer Zukunft, das ist der Eindruck, den wir im Allgemeinen erhalten, ein Land voll Zukunft, weil es ein Land voll Arbeit und Gottesfurcht ist. Das Erstere ist allgemein bekannt, von dem Letzteren überzeugen uns manche Beweise. New-York, die Weltstadt mit fast einer Million Ew. und voll Weltsünden, hat 470 Cultusstätten, Philadelphia mit 700,000 Ew. 400 Kirchen 2c., und alle diese Kirchen in kurzer Zeit mit freiem Willen aus eignen Mitteln erbaut! Amerika, das freieste Land, der religionslose Staat, ist nicht religionsfeindlich, sondern sorgt, daß alle Confessionen ungehindert ihren Cultus ausüben. Die Civilehe besteht, aber der Staat läßt die kirchlich geschlossenen Ehen gelten, so sie ihm notificirt werden; der fromme Immigrant ist freudig erstaunt, die heimische Sonntagsfeier dort viel schöner wiederzufinden, der gottlose entrüstet, daß auch dort das Christenthum eine Macht ist. Das sind einzelne Züge. Insbesondere aber wird unser Blick auf die deutsche Bevölkerung Amerikas gerichtet und über 2 Punkte eine tröstliche Auskunft gegeben, die jedes deutsche Herz erfreuen muß. Nach der Meinung der Yankees ist Amerika einem Magen gleich, der das deutsche Element aufnimmt, um es in das Anglo-Amerikanische umzusetzen, und nach bekannter Auffassung gilt der damned Dutchman für gottlos, berühmt durch die German infidelity. Ueber den ersten Punkt kommt der Reisende zu dem Schluß: Wenn man alles zusammennimmt, so wird man sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß den Deutschen in Nordamerika eine andere Aufgabe zugefallen ist, als die, sich möglichst schnell entdeutschen und amerikanisiren zu lassen. Sie sind berufen, in weit höherem Maaße als bisher ein das geistige und geschichtliche Leben der Nation mitbestimmendes Ferment zu werden. Was aber den bösen Ruf der Gottlosigkeit betrifft, so sind in dem Berichte so viel Zeugnisse vorhanden, daß der religiös angelegte Sinn des Deutschen sich auch in Amerika nicht verleugnet, daß man wohl unterscheiden muß zwischen dem rohen Theil der Immigranten, welcher zu solchem Urtheil leider Anlaß genug gegeben hat, und dem besseren Theil der deutschen Bevölkerung, der in keiner Weise der englischen Gottesfurcht Unehre macht. Doch es muß auf die lehrreiche Schrift selbst verwiesen werden, die keiner ohne tiefere Eindrücke aus der Hand legen wird.

Löwe.

Das Buch der Erfindungen. 6. Aufl. VI Band. Leipzig, Verlag von O. Spamer. 2 thlr.

Das großartige Werk ist mit dem Erscheinen dieses letzten Bandes abgeschlossen. Der letztere behandelt noch die mechanische Bearbeitung der Rohstoffe, als den Maschinenbau, das Geschützwesen, die Waffenschmiedekunst, überhaupt die mechanische Verarbeitung der Metalle; dann diejenige des Holzes und Pflanzenfaserstoffs, des Leders, der Wolle u. s. f. Ueberall werden die Gewerbe bis in das innerste Detail verfolgt und durch vortreffliche Figuren erklärt. Die neuesten Verbesserungen und Erfindungen auf jedem Gebiet sind auf das Vollständigste berücksichtigt. Das Werk empfiehlt sich bis zum letzten Buchstaben durch Gediegenheit und Brauchbarkeit jedem Beruf, jedem Leserkreis und bildet eine wahre Zierde des deutschen Buchhandels.

B. G.

Neueste Literatur.

Schläger, O., Die sociale und polit. Stellung der Deutschen in den Ver. Staaten. Beitrag zur Geschichte des Deutsch-Amerikanerthums der letzten 25 Jahre. Berlin, Puttk. und Mühlbrecht. 10 sgr.

Neue Bilder aus der Petersburger Gesellschaft. 2. unveränderte Aufl. Leipzig, Dunker und Humbl. 2 thlr.

Bavier, E. v., Japan's Seidenzucht, Seidenhandel und Seiden-Industrie. M. Karte und 7 Tafeln. Zürich, Orell, Füßli u. Co. 4 thlr.

Gäume, J., Der Kirchhof im 19. Jahrhdt. Oder: Das letzte Wort der Solidarischen. Autoris. Uebers. Regensb., Manz. 22 sgr. 6 pfg.

Friedlieb, L., Die rothe und die schwarze Internationale, oder Verhältniß der socialdemokrat. Arbeiterbewegung zur Religion. München, Huttler. 5 sgr.

Huber & Meßmer, Die Corruption der röm. Kirche. Vorträge, geh. in Essen. Essen. Silkrodt. 5 sgr.

Mermillod, Die Kirche und die Arbeiter im 19. Jahrhundert. Rede. — Augsburg, Ostertag. 4 sgr.

Naturwissenschaft.

Luerssen, Dr. Chr., Die Pflanzengruppe der Farne. Mit Holzschnitten. 28 S. Berlin. Lüderitz. (Der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftl. Vorträge" H. 197). 7½ sgr.

Die „Höchstorganisirten unter den kryptogamischen Pflanzen" werden in diesem Vortrage nicht bloß descriptiv dargestellt, d. h.

ihren verschiednen Arten und Formen nach (von den winzigen und zarten Hymenophyllen an bis hinauf zu den palmenartig stattlichen und mächtigen Cyatheaceen) übersichtlich charakterisirt: es werden auch ihre anatomischen und physiologischen Eigenthümlichkeiten, einschließlich ihres merkwürdigen Fructificationsprocesses, mit möglichster Anschaulichkeit beschrieben. Dem letzteren Zwecke dienen die auf S. 13 u. 22 dem Texte eingedruckten Holzschnitte. Inwiefern der Verf. mit dieser seiner Schilderung, die allerdings das Bild eines allmählichen Uebergangs vom Einfacheren zum Vollkommneren ergiebt, einen „Hinweis auf die einheitliche Abstammung aller Formen," d. h. also einen Beitrag zur Erhärtung des Descendenzdogma's, geliefert haben will, ist uns nicht recht klar geworden. Wir glauben nicht, daß die von ihm, und zwar recht gut, dargelegten Thatsachen irgendwelche Nöthigung zur Annahme der darwinistischen Lehre in sich schließen, halten vielmehr die letztere für ein von den Thatsachen des organischen Naturbereichs überhaupt ganz unabhängiges und keineswegs durch sie begünstigtes naturphilosophisches Theorem.

Schumann, Richard (Prediger zu Jeserig bei Brandenburg, Mitgl. des preuß. Abgeordnetenhauses), **Darwinismus und Kirche.** Ein Wort an denkende Christen. 21 S. Potsdam. J. Rentel. 6 sgr.

Der Werth dieses Vortrags besteht in der geschickten und gefälligen Art, wie der Verf. mittelst meist gut gewählter Beispiele die Argumentationsweise Darwins sowie die theoretischen und praktischen Consequenzen seiner Lehre zu veranschaulichen weiß. Wissenschaftliche Schärfe und Exactheit lassen seine Darlegungen hie und da einigermaaßen vermissen; wie denn z. B. die auf S. 7 gegebne Definition: „Darwinismus ist, um kurz und populär auszudrücken . . ., die Lehre, daß alle lebenden Geschöpfe auf der Erde sich aus einer gemeinsamen Urform entwickelt haben, die Menschen also vom Affen abstammen," nicht etwa „kurz und populär," sondern recht schief und mißverständlich ausgedrückt ist, und ebenso die Behauptung auf S. 20: „Auch hat der Darwinismus bisjetzt sich gescheut, die Consequenz seines Systems in der Pflanzenwelt zu ziehen" rc. der thatsächlichen Begründung entbehrt und auf bedenkliche Lücken in der Literaturkenntniß des Verf. hinzudeuten scheint. Doch behauptet das Schriftchen um mancher treffender Urtheile und geistreich-witziger Bemerkungen willen einen gewissen Werth. Z. B. S. 20: „Bei alle dem hat der Darwinismus seine Mission, ungefähr so, wie ich die Mission der Homöopathie darin finde, das schoppenweise Consumiren allöopathischer Mixturen zu beschränken und dem s. g. Naturheilungsprozeß mehr vertrauen zu lehren; so wird auch der Darwinismus der zünftigen beschreibenden Naturforschung ihre Cirkel verwirren und die schulgemäßen Begriffe der Arten, Unterarten, Gattungen rc., — — wieder zu größerer Einfachheit zurückführen." Und ebendas.: „Der mechanische Schöpfungsbegriff erleidet durch den Darwinismus einen gewaltigen Stoß, und erleidet das nicht durch die Gewalt des Irrthums, sondern durch die Macht der Wahrheit, von der auch Darwins Anschauung ein Körnchen hat. Daß sich der materialistische, der atheistische Zeitgeist gleich dieses Körnchens bemächtigt und es als Baugrund benutzt für ein System, das alle Arten über den Haufen wirft und dem Menschen seine Stelle anweist in den Reihen der Thierwelt und für den Schöpfer wie überhaupt für den Geist gar keinen Platz mehr hat, das darf uns nicht irre machen in der unbefangenen Würdigung der ernsten Arbeit, die die Wissenschaft zur Erweiterung des menschlichen Erkenntnißgebietes unablässig thut" rc. —

Claus, Dr. C. (Prof. d. Zoologie u. vgleich. Anatomie zu Wien), **Die Typenlehre und E. Haeckels sog. Gasträa-Theorie.** 30 S. Wien, G. J. Manz. 8 sgr.

Die seit den Forschungen Leuckarts, Kovalewski's und andrer gründlicher Kenner des Bereichs der niederen Thierwelt allgemein üblich gewordene Eintheilung des gesammten zoologischen Gebiets in die sieben Typen der Protozoen, Cölenteraten, Echinodermen, Würmer, Arthropoden, Mollusken und Vertebraten hatte Prof. E. Häckel (in einer Abhdlg. in der „Jenaischen Zeitschr. für Naturwissenschaft 1874, T. IX, p. 47 ff.) als durch seine s. g. Gastraea-Theorie (d. h. durch seine Hypothese, daß eine gewisse, der Gastrula oder Larve der Spongien ähnliche, sehr primitive Thierform, die von ihm so genannte Gasträa, als gemeinsame Stammform sämmtlicher thierischer Typen mit Ausschluß der Protozoen zu betrachten sei) hinfällig geworden und „sowohl dem Umfang wie dem Inhalte des Typusbegriffes nach aufgehoben" bezeichnet. Dieser Behauptung seines Jenaeser Collegen widerspricht der Wiener Zoologe Claus, Verfasser eines der verbreitetsten und wissenschaftlich tüchtigsten Lehrbücher der Zoologie, mit sehr triftigen Gründen, indem er seinem radikalen und mit unbedachtsamer Kühnheit gene-

ralisirenden Ultradarwinismus besonnenere darwinistische Ansichten entgegenhält, dabei aber auch Hrn. Häckel durch seine eignen Ausführungen zu widerlegen sucht. Wie er ihm denn u. a. nachweist, daß er in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte „thatsächlich die 7 Typen der modernen Zoologie als ebenso viele Phylen ihrem Inhalt und Umfange nach unverändert beibehalten hat“ (S. 30).

Ratzel, Friedr. Wandertage eines Naturforschers. Erster Theil: Zoologische Briefe vom Mittelmeer. Briefe aus Süditalien. VIII u. 333 kl. 8. Leipzig, 1873. Brockhaus. 1⅓ thlr.

Ein Straßenprediger des Darwinismus packt in diesen, zuerst in der Kölnischen Zeitung 1869 und 1872 erschienenen Aufsätzen vor einem halbgebildeten Publikum solcher, welche in der Zoologie Laien sind, eine Menge an sich sehr interessanter zoologischer Detailgelehrsamkeit aus, nicht um zu belehren — da hätte er systematisch verfahren und von den niedersten Organismen zu den höheren aufsteigen müssen — sondern um zu flunkern und an sein Geflunker darwinistische Trugschlüsse anzuknüpfen. Er schreibt und schildert brillant, spricht gelegentlich sentimental, gelegentlich geistreich-tiefsinnig — so tiefsinnig, daß man nicht weiß, was er will, z. B. S. 73 f. — er spricht gelegentlich große Wahrheiten aus, freilich nur, um sofort dieselben durch Phrasen wieder zu zerstören. So S. 69 ff. die Potenz des Lebens: „das Ei ist vom niedrigsten Thier bis hinauf zum Menschen die gleiche Zelle ... die ganze Manchfaltigkeit der Natur vom kümmerlich schmarotzenden Pilz bis zum Menschen in dies enge, kaum sichtbare Bläschen gepackt, mit der Fähigkeit, alles das zu werden, was es geworden ist! Dies ist wahrlich ein Wunder, wie es kein größeres gibt!“ Aus dem Ei „wird ein Zellenhaufe, indem sich die Zellen nach bestimmten Gesetzen ordnen ... In diesem Keim muß der ganze elterliche Organismus in den wesentlichen und unwesentlichen Eigenschaften concentrirt sein.“ Aber — mit der Phrase, daß „die Aussichten, dieses Räthsel zu lösen, gering sind“ geht der Verf. dem Schlusse, den er nothwendig hätte ziehen müssen, aus dem Wege. Analog zeigt er S. 29 ff., daß das Protoplasma „der Träger des Lebens“ ist, in den Rhizopoden nicht minder, als in den Blutkörperchen des Menschen. „In diesem Protoplasma muß etwas sein, das weder sichtbar noch fühlbar ist, das auch nicht hörbar wird und chemisch nicht nachzuweisen ist, das aber in engsten Verhältnissen ganz so ordnungsvoll und manchfaltig zu wirken fähig, wie in seiner Sphäre ein Sonnensystem.“ Aber mittelst der Phrase, daß alle Wege, dies Räthsel zu enthüllen, hypothetisch seien, leitet er über zur Verweisung auf eine Anmerkung (S. 328 ff.) in welcher er — die Darwinische Hypothese von der „Pangenese“ als beste Lösung preist, nicht bedenkend, daß diese absurde Hypothese mit dem von der Anordnung der Eizellen gesagten in schreiendem Widerspruch steht; denn wenn der Organismus sich durch Theilung, Anordnung und Differenzirung von Zellen (thatsächlich) aufbaut, so kann er nicht zugleich durch Composition aus bereits differenten Zellkeimen entstehen, wie Darwin faselt. — Bei Gelegenheit des Protoplasmas tischt der Verf. seinen Lesern auch die materialistische Weisheit auf (S. 30), daß dasselbe der Träger der Denkfähigkeit und das Denken eine „Leistung“ der Nerven sei. Ein Beweis, daß er sich noch nicht klar gemacht, was Denken sei. — Mehrmals (S. 65 f. u. 130 und 162 f.) ergeht er sich in gerechter Bewunderung, wie zweckmäßig bei jeder, auch der unvollkommensten Gattung von Organismen dem Untergange der Gattung „vorgebeugt“ sei, „wie die Thiere gerade für diesen Zweck in so erstaunlich zweckmäßiger Weise ausgerüstet sind;“ es fällt ihm aber nicht ein, nach einem zwecksetzenden Subjekt zu fragen; darüber schlüpft er mit der Phrase hinweg (S. 162), daß „die Natur unbewußt und doch zweckvoll wirke.“ Diese Phrase betet er Hartmann nach. Hätte er dann doch wenigstens auch das Gute, was Hartmann über den Instinkt sagt, sich zu Herzen genommen! Statt dessen leitet er (S. 175) den Instinkt aus einem „Schlußvermögen der Thiere“ ab, wobei er gelegentlich die „Theorie eines Brockes und Reimerus“ (!) welche im Instinkt eine Kundgebung der „Weisheit eines Schöpfers“ sahen, für völlig abgethan und widerlegt erklärt. Man ist nun begierig, die Beweise für die Existenz eines „Schlußvermögens der Thiere“ zu vernehmen. Die bleibt er aber schuldig; statt dessen versichert er, der Instinkt sei nichts stabiles, unveränderliches; denn — die Hummeln fassen ihre Honigbehälter in Pollenmassen ein, die Melipona baut cylindrische Wachszellen ꝛc. man sehe also, wie der Instinkt sich von der Hummel bis zur Biene herauf allmählich vervollkommnet habe. Man traut seinen Augen nicht, wenn man das liest! Stammt denn die Biene von der Melipona und diese von der Hummel ab? Und wenn das erweislich wäre; würde das Forterben von Kunstfähigkeiten auf folgende

Generationen irgendwie erklärlich sein? Würde es nicht eben wieder auf ein Gesetz und auf einen zwecksetzenden Gesetzgeber zu schließen nöthigen? Von einem „Schlußvermögen der Thiere“ zeigt sich wenigstens keine Spur dabei! Aber freilich, auf den Bildungsphilister, der ohne Vorkenntnisse und ohne Nachdenken solch ein Buch liest, macht dies verworrene Geflunker großen Eindruck, und er schlägt nach der letzten Seite das Buch zu in der festen Ueberzeugung, daß hier die christliche Weltanschauung gründlichst widerlegt sei. Ein solcher Bildungsphilister glaubt es auch dem Verf. aufs Wort, wenn dieser S. 99 den bei vielen Pflanzen- und niederen Thierarten vorkommenden Generationswechsel für ein „Durchbrechen des Artbegriffs“ erklärt; als ob nicht bei jeder Art der Wechsel der beiden Formen ein spezifisch-stabiler, eben dieser Art eignender wäre! Oder wenn der Verf. S. 50 die Existenz verschiedenartiger Organe (greifender, verdauender, fortpflanzender) an den Siphonophoren als einen nagelneu entdeckten Beweis für die Existenz einer — — „Arbeitstheilung“ im Darwin'schen Sinn in Anspruch nimmt; als ob nicht bei jedem Fisch, Vogel, Säugethier die Differenzirung der Organe in noch viel höherem Maße vorhanden wäre! — Besonders köstlich sind die Beweise für die Darwin'sche Abstammungstheorie. Alle, auch die verschiedensten Gattungen von krebsartigen Thieren sind in ihrer allerersten Jugend als sogenannte Nauplii einander zum Verwechseln ähnlich; sie haben alle nur je drei Paare von Füßen. Erst später wachsen die übrigen Fußpaare, Schwimmorgane, Fühlfäden, Scheeren — und zwar bei der einen Gattung so, bei der andern anders (S. 40). Daraus folgert der Verf., alle diese Gattungen müßten einem gemeinsamen Stamme (einer Gattung Nauplius) entsprossen sein; denn aus dieser Einen Quasi-Gattung entständen ja heute noch alle möglichen verschiedenen Krustaceengattungen; „einige umgeben sich mit festem Kalkgehäuse, werden Zwitter, andre werden zu einem wurmförmigen Sacke; wieder andre entwickeln kräftige Organe der Bewegung 2c.“ Bei diesem Geflunker ist nun wieder die Hauptsache verschwiegen: daß, obwohl die jungen Krustaceen als nauplii einander scheinbar gleich sind, doch jedes solche Individuum zu einem Thier derjenigen Gattung, der seine Eltern angehörten, sich gestaltet. Es gibt nicht wirklich eine „Gattung“ nauplius, sondern in den Thieren, die man früherhin irrigerweise als „Gattung nauplius“ betrachtete, stecken eine Menge verschiedener, anfangs nur scheinbar gleicher Gattungen beisammen. Es ist dieser Kindheitszustand der Krustaceen ganz analog dem anfänglichen Embryonalzustand der Säugethiere, die in den ersten fünf Wochen nach der Erzeugung einander auch scheinbar gleich sind, dann aber ein jedes sich nach der elterlichen Gattung und Art entwickeln. — Die unbequeme geognostische Thatsache, daß wir von „Hunderttausenden“ darwinistischer Zwischenglieder (S. 95) so gar keine petrefakten Ueberbleisel finden, wird (S. 97) mit der Phrase von der „Lückenhaftigkeit der Versteinerungen“ bei Seite geschoben. Aber nicht objektiv lückenhaft sind dieselben, sondern nur der Darwinist sieht sich subjektiv genöthigt, eine solche Lückenhaftigkeit zu supponiren, weil der objektive Thatbestand zu seiner Hypothese so gar nicht passen will. — Der Freund, an den der Verf. seine Briefe addressirt, stammt (S. 91) von einem Mantelthier ab; — „es ist dein eigner Ahn;“ das Mantelthier der Ahn des Menschen, weil — beim Mantelthier zuerst Mund und After gesondert sind!! Sehr konsequent ist diese Afterweisheit nicht; denn wenn das den After dicht neben dem Munde tragende Mantelthier sich zur Salpe, weiter zu dem, einen Wirbelstrang besitzenden Amphioxus, weiter zum Wirbelthier und endlich hinauf zum Menschen und Darwinisten entwickeln konnte, so wird sich doch hoffentlich auch die niederste Cölenterate, bei der Mund und After noch identisch waren, durch Bildung einer Zwischenwand zum Mantelthier haben entwickeln können, und dann wird nicht dieses, sondern ein Klümpchen protoplasmatischer Urschleim der wahre Urahne dieses klugen Geschlechtes sein.

Als Kuriosum noch, daß nach des Verf. Vermuthung das Auftreten Zarathustra's — die Trennung der indischen Arier von den Eraniern verursacht hat!!! — Die Sprache ist nicht immer korrekt; der Vf. redet z. B. von „den Eichen“ und meint ovula; die heißen auf Deutsch „Eierchen.“ Der Zweck des Buches: in eleganter Form etwas zur Verdummung des Geschlechtes unsrer Tage beizutragen, ist jedenfalls geschickt erreicht. A. E.

Neueste Literatur.

Reuschle, C. G., Philosophie und Naturwissenschaft. Zur Erinnerung an D. F. Strauß. Bonn, Strauß. 25 sgr.

Wallace, A. R., Die wissenschaftliche Ansicht des Uebernatürlichen. Mit Bewilligung des Verf. übers. von G. C. Wittig, und herausgg. von A. Aksakow. Leipzig, Mutze. 1 thlr. 10 sgr.

Nehring, A., Vorgeschichtliche Steininstrumente Norddeutschlands, besprochen und durch 19 Holzschnitte erläutert. Braunschweig, Wagner. 10 sgr.

André & Baget, L'astronomie pratique et les Observatoires en Europe et Amérique

depuis le milieu du 17. Siècle. 1e: Partie: Angleterre. — Paris.

Drayson, The Cause of the supposed proper Motion of the fixed Stars, and Explanation of the apparent Acceleration of the Moon's mean Motion. London. 10 sh.

Hinton, J., Physiology for practical Use. 2 vols. Berlin, Asher. 12½ sh.

Dana, James D., Manual of Geology, treating of the Principles of the Science with special Reference to American geological History. 2d. Edit. New-York,

Philologie. Literaturwissenschaft.

Seemann, Otto, Oberlehrer am Gymnasium zu Essen. **Kleine Mythologie der Griechen und Römer.** Unter steter Hinweisung auf die künstlerische Darstellung der Gottheiten und die vorzüglichsten vorhandenen Kunstdenkmäler. Mit 63 Holzschnitten. 228 S. Leipzig, 1874. Verlag von E. A. Seeman. 1 thlr. 10 sgr.

Das vorliegende, überaus sauber und elegant ausgestattete Büchlein ist der Hauptsache nach ein Auszug aus dem schon im Jahre 1869 in demselben Verlag erschienenen größeren Werke desselben Verf.: „die Götter und Heroen nebst einer Uebersicht der Cultusstätten und Religionsgebräuche der Griechen" (mit 153 Holzschnitten). Bei der Abfassung dieses ausführlicheren populär-wissenschaftlichen Werkes leitete den Verf. der Wunsch, hauptsächlich reiferen Gymnasialschülern, aber auch den Schülern der obern Klassen anderer höherer Bildungsanstalten ein Förderungsmittel für das Verständniß der griechischen und lateinischen Klassiker an die Hand zu geben, sie zugleich „in die Vorhallen der Kunstmythologie" einzuführen und damit auch zum Eindringen in unsere eignen deutschen Klassiker, soweit in ihnen der antike Geist vorwaltet, zu befähigen. Er befleißigte sich zu diesem Zwecke nicht nur einer correcten und geschmackvollen Darstellung des zu bietenden mythologischen Stoffes, sondern richtete insbesondere auch sein Absehen darauf, durch gut ausgeführte, in reicher Menge aufgenommene Abbildungen von Werken der griechischen und römischen Plastik, soweit sie die Götter- und Heroenwelt betreffen, bei den Schülern richtige Vorstellungen über die letztere zu vermitteln und den schlummernden Kunstsinn zu wecken. Daß Hr. Seemann seine Aufgabe mit Kenntniß und Geschick gelöst und durch sein typo- wie xylographisch vorzüglich ausgestattetes Werk um unsere studierende Jugend sich verdient gemacht habe, ist, soweit uns bekannt, von der Kritik überall bereitwilligst anerkannt worden und mag von uns aufs neue bestätigt werden. Die große Fülle des mitzutheilenden mythologischen und kunstgeschichtlichen Materials und der in Folge dessen etwas höher sich stellende Preis des so netten und brauchbaren Buchs brachte es jedoch mit sich, daß es zu allgemeiner Einführung in Schulen weniger gelangen konnte, wohl auch um deswillen weil bei der wissenschaftlichen Gründlichkeit, die es anstrebte, manches darin zur Sprache und zur bildlichen Darstellung gebracht worden war, was in Rücksicht auf die Jugend, z. B. in höhern Mädchenschulen, bedenklich oder auch zu ausführlich erscheinen konnte. Wir können es dem Verf. darum nur Dank wissen, daß er sich zu der oben genannten kürzeren Bearbeitung entschloß, die, Tendenz und Anordnung des größeren Werks im Wesentlichen festhaltend, den in demselben gebotenen Stoff auf das Nothwendigste beschränkt und die Abbildungen so wählt, daß auch Schülerinnen höherer Mädchenschulen ebenso unbedenklich desselben sich bedienen können, wie selbst jüngere Schüler anderer höherer Lehranstalten. Daß, was das größere Werk von der gottesdienstlichen Verfassung der Griechen (den Cultusstätten, gottesdienstlichen Gebräuchen und Dienern der griechischen Religion) enthält, in dem kleineren Auszug ganz weggeblieben ist, daß dagegen in letzterem reichliche Berücksichtigung der römischen Götterlehre stattgefunden hat, billigen wir um der erhöhteren allgemeinen Brauchbarkeit willen durchaus. Konnte die größere Arbeit Seeman's als die reife Frucht der fortgeschrittenen Studien des antiken Lebens, insbesondere der griechischen Kunst und Dichtung, wie sie in den Werken C. O. Müllers, Preller's, Gerhards, Welckers's u. A. vorliegen, bezeichnet werden, so muß auch dem kleineren Buche, das ja auch den verkürzten Text meist wörtlich dem größeren entlehnt, gute wissenschaftliche Fundamentierung und Berücksichtigung der neuesten Forschungen und Auffindungen von Kunstdenkmälern nachgerühmt werden, soweit letztere dem jugendlichen Interesse nahe zu legen sind. Anmuthige Klarheit des Styls und die künstlerisch wirklich schönen, durchgängig wohlgelungenen bildlichen Darstellungen, die in Bezug auf Sauberkeit der Ausführung die der „Götter und Heroen" fast noch übertreffen, wir verweisen z. B. auf die „thronende Demeter" Fig. 43, überhaupt diese ansprechende Harmonie zwischen Text und Bild, machen darum diese „Kleine Mythologie" in der That zu einem sehr empfehlenswerthen

Unterrichtsmittel, das auf jugendliche Gemüther seines Eindrucks nicht verfehlen kann und, von einem kundigen Lehrer etwa nach Maßgabe des größern Werkes geeignet erläutert, nicht nur einer anregenderen Behandlung des mythologischen Unterrichts, sondern auch früh bildendem Verständniß und Eindringen in das Gebiet der antiken Kunst Vorschub leisten muß. Wir finden nichts irgend Erhebliches an dem schönen Büchlein auszusetzen und können schließlich die Erklärung nicht unterdrücken, daß wir es dem vielverbreiteten „Handbuch der Religion und Mythologie der Griechen und Römer von H. W. Stoll," dem wir seine Vorzüge übrigens gar nicht absprechen wollen, für die Hand der Schüler noch vorziehen. Möge es in unsern höhern Unterrichtsanstalten eine recht weite Verbreitung finden! O. Bd.

Kappes, K. Director des Realgymnasiums zu Karlsruhe). **Virgils Aeneide für den Schulgebrauch erklärt.** I—III und IV—VI lib. Leipzig, 1874. Teubner. 22½ sgr.

Um dem Schüler in seinem Gymnasialcursus ein gewisses Maaß von Kenntniß und wirklichem Verständniß des classischen Alterthums beizubringen, muß dafür gesorgt werden, daß demselben durch Vorführung größerer Partieen aus dem zur Schulbildung bestimmten Cyklus der alten Autoren Gelegenheit gegeben werde, in den Geist des Alterthums einzudringen und in ihm das erkennen zu lernen, was er für Wissenschaft und Kunst, für die gesammte Culturentwicklung der spätern Jahrhunderte geworden ist. Herr K. hat sich bei Ausarbeitung vorliegender Schulausgabe wesentlich von dem eben angegebenen Gesichtspunkt leiten lassen, weßhalb er Alles, was gelehrtes Citat und Vervielfältigung des exegetischen Apparates ist, fern hält und nur besonderes Gewicht auf das Verständniß der dichterischen Auffassung, Composition und Darstellung legt. K. ist hierbei mit durchaus feinem und lobenswerthem Takte zu Werke gegangen und hat der studierenden Jugend nicht etwa einen die Sache allzu handgreiflich und mundgerecht machenden, sondern einen allseitig anregenden und zum Selbstreflectieren auffordernden Commentar geliefert. In einem Punkte sind wir übrigens nicht der Ansicht des Herrn Verfassers, daß er nämlich die Diskussion über zweifelhafte Stellen nicht in den Text, sondern getrennt von diesem in einen „Anhang" verlegt. Es will uns bedünken, daß es für die studierende Jugend durchaus nichts Unangemessenes, sondern eher etwas zum Denken Anregendes ist, wenn sie die Namen diverser Erklärer und ihre Interpretationen kennen lernt. Vielleicht steckt ja in diesem oder jenem Ober-Secundaner ein zukünftiger Heyne oder Bentley, der durch die Vorenthaltung critisch-exegetischen Materials oder wenigstens doch durch die Fernlegung desselben nun nicht so gefördert und angeregt wird, wie es sein sollte. In critisch-exegetischer Hinsicht übrigens finden wir das Urtheil des Verfassers als äußerst besonnen und umsichtig. Im 1. Buch der Aeneis V. 8—11 ist numen entschieden auf den „Willen" der Juno zu deuten und nicht etwa so aufzufassen, als wenn eine andere „Gottheit" darunter zu verstehen sei. Dagegen können wir Aen. I, 161 die sinus reductos mit Henry nur auf die sich brechenden (scindit) Wogenringe des Wassers beziehen, eine Erklärung, die von Henry durch verschiedne Stellen der Georg. als plastisch bezeichnender nachgewiesen wird. Aeneis II, 87 ist primis ab annis sehr glücklich von Kappes auf den „Anfang des Kriegs" als solchen gegen Peerlkamps Einwurf gedeutet worden. An den übrigen im Anhang besprochenen streitigen Stellen mußten wir stets der Ruhe und sichertreffenden Umsicht des Herrn Commentators beipflichten.

Gießen. Gl.

Ebert, Adolf. Geschichte der christlich-lateinischen Literatur von ihren Anfängen bis zum Zeitalter Karls des Großen. VI. 624 S. Leipzig. F. C. Vogel. 4 thlr.
[a. u. d. Tit.: Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande. Bd. I.].

Eine kritisch-wissenschaftliche Darstellung der Patristik des Abendlandes erscheint auch nach dem bekannten, in seinem 1. Theile („Die christl. Dichter und Geschichtschreiber Roms") vor Kurzem (1872) in zweiter Aufl. erschienenen Werke Bährs keineswegs als überflüssig. Denn abgesehen davon, daß der Vorzug desselben hauptsächlich in seiner bibliographischen Vollständigkeit besteht — einen „Haufen von Büchertiteln," dessen Verf., weil er meist „ganz obsolete Waare" registrire, „aller Kritik entsagt" zu haben scheine, nennt unser Autor es etwas vornehm, aber doch nicht unzutreffend — gilt es, das großartige Phänomen einer römisch-christlichen Weltliteratur, die während eines vollen Jahrtausends die sämmtlichen Nationalliteraturen des westlichen Europa theils unterdrückte theils als integrirende Glieder des Ganzen in ihrem Organismus aufnahm, vom vielfach erweiter-

ten Standpunkte der heutigen Literatur= und Culturwissenschaft aufzufassen und beleuchten, wozu ein vor fast 40 Jahren concipirtes Werk schon an und für sich als unzureichend erachtet werden muß. Prof. Ebert hat es trefflich verstanden, dieser keineswegs leichten und einfachen Aufgabe zu entsprechen. Seine Arbeit bietet eine ebenso geschickte und anziehende Entwicklung der festzuhaltenden allgemeineren Geschichtspunkte, wie sie die zahlreichen, zum Theil recht schwierigen und verwickelten Details des umfassenden Forschungsgebietes auf gewandte und lehrreiche Weise (theils im Texte, theils unter demselben in mehr oder minder gehaltreichen Anmerkungen) erörtert. Nicht nur das Bähr'sche Werk, sondern auch die Arbeiten solcher außerdeutscher Vorgänger, wie der französischen Benedictiner (in der Hist. litéraire de la France) und Ampère's (in seinem ebenso betit. Werke) sind von ihm ihrem wissenschaftlichen Netto=Ertrage nach auf das Sorgfältigste ausgeschöpft und — für den nicht=fachmännischen Gebrauch wenigstens — überflüssig gemacht worden. Auch die zahlreichen monographischen Vorarbeiten älteren und neueren Datums, unter welchen seine eignen über Tertullians Verhältniß zu Minucius Felix sowie über Commodian eine ehrenvolle Stelle einnehmen, hat er ziemlich vollständig berücksichtigt und in ihren Ergebnissen für seine Darstellung verwerthet. Die von ihm vorgenommene Gliederung des im vorl. Bande verarbeiteten Materials in drei Perioden 1) von Minuc Felix bis auf Constantin, 2) von d. Zeit Constantins bis zum Tode Augustins; 3) vom Tode Augustins bis auf die Zeit Karls d. Gr. — der letztere Zeitraum wieder in zwei Unter=Epochen; 430—570, und 570—770 zerfallend) bietet nichts, was als ungenügend motivirt oder unsachgemäß angefochten werden könnte. Die der Einzeldarstellung des Inhalts einer jeden Periode vorangesandten Einleitungen charakterisiren deren generelle Bedeutung und allgemeinen Verlauf jedesmal ebenso richtig als übersichtlich. Daß der Verf. den Inhaltsanalysen der namhafteren Werke der behandelten Dichter und Schriftsteller besondere Sorgfalt zugewendet hat, muß als vorzugsweise verdienstlich bezeichnet werden. Das Glänzendste und Anziehendste, was seine Arbeit überhaupt bietet, liegt auf diesem Gebiete der Inhaltsanalysen und der damit verbundenen ästhetisch=kritischen Würdigungen der hervorragenderen literarischen Phänomene. Man vgl. z. B. seine Bemerkungen über des Ambrosius Schrift de officiis und über deren Verhältniß zu ihrem ciceronianischen Vorbilde (S. 150—155); deßgleichen die über Augustins Confessionen (210 ff.) und Civitas Dei (214 ff. 229 ff.), über die Dichtungen des Prudentius (243 ff.) u. des Paulin von Nola (286 ff.), über die des Pseudoprosper (De providentia), des Dracontius, des Sidonius Apollinaris, des Arator, des Venantius Fortunatus und andrer Poeten des 5. u. 6. Jahrhunderts, von welchen er namentlich die beiden Letztgenannten mit vielem Geschick als ächte Vorläufer der modernen französischen Nationalliteratur nach ihren Licht= wie Schattenseiten zu charakterisiren weiß (S. 305 ff., 367 ff.; 401 ff. 493 ff.); nicht minder die Abschnitte über Sulpicius Severus, den ältesten Repräsentanten einer zwar eleganten, aber auch französisch coketten und leichtfertigen kirchlichen Geschichtschreibung (313 bis 323), über den Mythologen Fulgentius, über Cassiodor sowie über Jordanis (Jornandes), den Excerptor seiner verlorenen Gothischen Geschichte, über Gregor von Tours, den fränkischen Herodot, über Isidor v. Sevilla, „den größten Excerpisten und Compendiator" aller Zeiten, über Aldhelm, Beda ꝛc. (S. 453 ff.; 473 ff.; 531 ff.; 539 ff; 555.; 585 ff.; 595 ff.). — Auch daß der Verf. im Punkte kritischer Authenticitäts= und Integritätsfragen Maaß zu halten weiß und gar mancher raschen Verurtheilungssentenz neuerer Autoren bezüglich der Aechtheit dieses oder jenes Buchs oder Abschnitts nicht ohne Weiteres zustimmt (vgl. z. B. S. 85 sein Urtheil über das Lactanzische Buch De mortibus persecutorum), glauben wir unter den Vorzügen seiner Arbeit anführen zu sollen.

Neben diesen Lichtseiten des Werks sind freilich auch manche Mängel hervorzuheben. Bei einigen historischen Versehen geringerer Art, z. B. der Angabe des J. 373 (statt 78) als des Todesjahres Ephräms (S. 170), sowie bei derartigen verfehlten Urtheilen über einzelne der besprochnen literarischen Produkte, wie z. B. das auf S. 193 f. über des Hieronymus Vita Pauli Theb. gefällte (wonach der „ganz sagenhafte Charakter" dieser Heiligengeschichte dem Hieronymus bewußt gewesen und von ihm absichtlich, der volksthümlichen Tendenz des Büchleins entsprechend, festgehalten worden sein soll) halten wir uns hier nicht auf. Auch auf die hie und da wahrnehmbaren Nachlässigkeiten seines Stils (z. B. S. 224, Z. 4—6 v. o.) machen wir nur im Vorbeigehen aufmerksam, und zwar dieß mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß die Darstellungs= und Ausdrucksweise des Verf. durch ihre Eleganz und Anziehungskraft vor derjenigen vieler andrer Bearbeiter seines Literaturgebietes ausgezeichnet erscheint. Was wir hauptsächlich an dem verdienstlichen Werke auszusetzen finden besteht in einer Reihe von Versäumnissen,

d. h. ungerechtfertigten Uebergehungen wichtiger literarischer Phänomene, wozu der schriftstellerische Plan und die eigenthümliche Abgrenzung, die der Verf. seiner Aufgabe ertheilte, den Anlaß bot. Der Verf. sagt S. VI f. seines Vorworts: „Selbstverständlich ist hier zunächst nur die Literatur im engeren Sinn, die allgemeine Literatur gemeint, welche die späteren Nationalliteraturen vertritt und allein auch auf diese direct von Einfluß war, die Literatur, welche an das Publikum im Allgemeinen sich wendet. Darum ist noch nicht die wissenschaftliche Literatur als solche hier ausgeschlossen: es kommt eben bei den einzelnen Werken nur darauf an, in wie weit sie an die ganze christliche Gesellschaft sich richteten oder auf diese wirkten; es ist aber auch selbst solcher Werke gedacht worden, die für die allgemeine Literatur indirect von besonderer Wichtigkeit waren. So fallen von den theologischen Werken die apologetischen, die praktisch-moralischen, wie die historischen ganz in unser Gebiet, die dogmatisch-speculativen und polemischen nur ausnahmsweise" ꝛc. Wir sind mit den betreffs der Umgrenzung des zu behandelnden Materials hier aufgestellten Grundsätzen vollkommen einverstanden; aber daß es dem Verf. gelungen sei, die Schwierigkeiten, welche die demgemäß zu treffende Auswahl vielfach darbot, in allen einzelnen Fällen glücklich zu überwinden, können wir leider nicht constatiren. So gehört Cyprians Schrift De Ecclesiae unitate unzweifelhaft zu denjenigen Erzeugnissen der nordafrikanischen Theologenschule des 1. Zeitraums, die, trotz ihres zunächst nur theologisch, und zwar in dogmatischer und polemischer Hinsicht interessanten Inhalts, doch indirect einen höchst bedeutenden Einfluß auf das gesammte geistige Culturleben der späteren christlich-abendländischen Welt geübt hat; nicht bloß das hierarchische Kirchenideal des Papstthums, selbst die kirchliche Phraseologie, der stilus curialis des Mittelalters wurzelt in nicht wenigen charakteristischen Eigenthümlichkeiten in diesem merkwürdigen Buche, —, weßhalb dasselbe (S. 61) nicht bloß erwähnt, sondern mit genauerer Analyse seines Inhalts bedacht werden mußte. Aehnliches gilt von einigen der auf S. 52—54 zwar genannten, aber nicht eingehend gewürdigten Schriften Tertullians, besonders den Büchern de ieiuniis, de resurrect. carnis, de anima und adv. Marcionem. Auch Augustins Psalmencommentar bedurfte, um der seitens des späteren Mönchthums und Clerus ihm gewordenen besonderen Hochschätzung willen, einer einläßlicheren Besprechung; weit eher konnte die von ihm abhängige Psalmenauslegung Cassiodors, bei welcher der Verf. S. 481 länger als nöthig verweilt, übergangen werden. Mit einigen nur flüchtig erwähnten Schriften des Hieronymus, besonders den für die gesammte ascetische Weltansicht und Lebensrichtung der Folgezeit so überaus wichtig gewordnen Büchern gegen den Helvidius, Jovinian und Vigilantius (S. 202) verhält es sich ähnlich. Der Verfasser hat aber obendrein mehrere Schriftsteller, denen eine Einwirkung auf die Entwicklung der „allgemeinen Literatur" des Abendlands keineswegs abgesprochen werden kann, ganz übergangen oder wenigstens nur nebenbei erwähnt. So durften jene allerältesten Repräsentanten der lateinisch-christlichen Literatur um die Mitte des 2. Jahrhunderts, denen die frühesten Versuche zur Anpassung des römischen Sprachgewandes an biblisch-christlichen Inhalt zu danken gewesen, nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Daß der Verf. S. 24 f. seine Specialgeschichte der 1. Periode sogleich mit Minucius Felix anhebt, vom ungenannten Verfasser (oder Uebersetzer?) des Muratorischen Bruchstücks, sowie von dem noch viel einflußreicheren Urheber der vorhieronymianischen Bibelübersetzung aber (— und zwar dieß nachdem erst jüngst die gründlichen Itala-Forschungen eines Ranke und Rönsch die hohe Bedeutung des Letzteren in ein helles Licht zu setzen gedient —) gänzlich schweigt, kann nur als ein schweres Versäumniß bezeichnet werden, das sich auf keine Weise rechtfertigen läßt und dessen Wiedergutmachung zu den wichtigsten Aufgaben gehört, die sich dem Verf. betreffs einer späteren erweiterten Auflage seines Buches stellen. Von sonstigen Versäumnissen dieser Art heben wir noch hervor, daß er Novatian's auf S. 85 zwar gedenkt, aber auf die mancherlei Schönheiten seiner Hauptschrift De Trinitate, der schon um ihrer stilistischen Vorzüge willen eine auszeichnende Hervorhebung gebührte, aufmerksam zu machen unterläßt; ferner die gänzliche Uebergehung mehrerer angesehener Schriftsteller des 6. Jahrhunderts, denen eine mehr als nur theologische Bedeutung zukommt, namentlich des Dionysius Exiguus, des Urhebers unsrer heutigen christlichen Zeitrechnung, dem S. 479 eine nur ganz beiläufige Erwähnung zu Theil wird, sowie der großen nordafrikanischen Theologen Fulgentius Ruspensis und Fakundus von Hermiane, von welcher Jener als Repräsentant schroffer augustinischer Orthodoxie, dieser als Vertreter einer freieren (antibyzantinischen und anti-cäsaropapistischen) Geistesrichtung im Dreikapitelstreite ein allgemeineres Interesse darboten.

Auch hinsichtlich des in bibliographischer Rücksicht vom Verf. befolgten Grundsatzes, nur das Nothwendige, d. h. die besten Aus-

gaben und die werthvollsten neueren Monographieen bei den behandelten Schriftstellern anzuführen, finden wir theoretisch zwar Nichts, wohl aber Einiges, was die praktische Durchführung betrifft, zu erinnern. Namentlich einige werthvollere patristische Monographieen, beides von evangelischen wie von katholischen Autoren, scheinen uns mit Unrecht vom Verf. übergangen worden zu sein; so S. 25 bei Minucius Felix das Programm von A. Faber. De Minucio Fel. Comm., Nordhus. 1872; S. 32 bei Tertullian die fleißige Monographie von Hesselberg (Dorpat 1848); S. 136 bei Ambrosius die vor Kurzem auch in deutscher Bearbeilung erschienene Biographie von Baunard: „Der hl. Ambrosius ꝛc.“ (Freib., Herder,); S. 331 bei Cassian die Arbeit von Meier: „Jean Cassien etc.“ (1840); S. 376 bei Avitus von Vienna die Schrift von Rilliet (1866), S. 447 bei Leo d. Gr. die Biographie von Perthel (1843) und S. 462 (473) die Monographie von Gust. Baur über Boethius und Dante, Leipz. 1874.

Einige der hier notirten Versäumnisse sind von der Art, daß wir dem Verf. ihre Vermeidung, resp. diejenige analoger Weglassungen und Uebergehungen, auch schon für seine Bearbeitung des folg., auf die christl.-lateinische Literatur bezüglichen Theiles empfehlen möchten. Namentlich die Classe der zunächst zwar nur dogmatisch oder polemisch, indirect aber zugleich allgemein-literarisch bedeutsamen theologischen Werke des Mittelalters möge der Verf. doch ja sorgfältig darauf ansehen, ob er ihre Repräsentanten füglich unerwähnt lassen oder auch mit einer bloß nebensächlichen Erwähnung abthun dürfe. Uebrigens versprechen wir uns auch von dieser hoffentlich schon bald ans Licht tretenden Fortsetzung der Arbeit mannichfache Anregung und reichliche Belehrung. Z.

Gude, C., Lehrer an der höhern Töchterschule in Magdeburg. **Auswahl deutscher Dichtungen aus dem Mittelalter.** Nach den besten Uebersetzungen und Bearbeitungen zusammengestellt für Schulen. 186 S. Leipzig, 1874. Friedrich Brandstetter.

Für die Beschäftigung mit der alt- und mittelhochdeutschen Sprache und die Lectüre der hervorragendsten Werke der ältern Literatur im Urtext hat sich bis jetzt nur in verhältnißmäßig wenigen unserer höheren Schulen die nötige Zeit erübrigen lassen. Der Forderung aber, daß die Jugend im literaturgeschichtlichen Unterricht mit unsern sogenannten klassischen Schriftstellern der ältern Zeit bekannt zu machen sei, wird namentlich auch in den höheren Mädchenschulen, natürlich mit der durch die Natur der Sache gebotenen Beschränkung, immer mehr entsprochen. Was sich dafür und dagegen geltend machen läßt, wollen wir hier nicht untersuchen. Wo aber solcher Unterricht einmal ertheilt wird, da ist auch die Lectüre von Proben und Bruchstücken, natürlich in Uebersetzung, wenn die Kenntniß der Sprache fehlt, unseres Erachtens dringend von Nöthen, sofern von der besprochenen Werken irgend ein bleibender Eindruck erzielt werden soll. Durch das bloße Vorlesen von Abschnitten durch den Lehrer wird dieser Zweck indeß nicht erreicht. Davon kann man sich durch längere Schulpraxis leicht überzeugen; die Schüler und Schülerinnen müssen dazu vielmehr eine Sammlung der zu lesenden Abschnitte selbst gedruckt vor sich haben und activ sich betheiligen. Dem Bedürfniß nach einer solchen Sammlung hat der auf dem Gebiet der Schulliteratur bekannte Verf. durch das vorliegende Büchlein abzuhelfen gesucht. Es enthält im ganzen gut gewählte Bruchstücke aus dem Hildebrandslied, dem Heliand, Otfried, dem Nibelungen- und Gudrunlied, aus Wolframs Parcival, Hartman von Aue's armem Heinrich, aus Reineke Vos, 10 Lieder Walthers v. d. Vogelweide, 5 Gedichte von Hans Sachs und anhangsweise 15 der bekanntesten Volkslieder aus älterer Zeit. Auf mehr wird sich die Schullektüre wohl nirgends einlassen können. Darum ist die vom Verf. eingehaltene Beschränkung gewiß zu billigen, wie auch, daß er, um bei den größeren Epen einen Begriff von der ganzen zusammenhängenden Dichtung zu geben, zwischen die in Uebersetzung mitgetheilten Abschnitte die Handlung fortführende prosaische Erzählung meist mit den Worten Vilmars einflocht. So hat er ein für viele Lehrer gewiß recht erwünschtes, brauchbares Hilfsmittel für die Fruchtbarmachung des literaturgeschichtlichen Unterrichts geliefert, das auch wegen seines guten Drucks und um seines billigen Preises willen (1 Mark, 20 Pfg.) zu empfehlen ist. Daß beim Hildebrandslied ein Abschnitt in der Bearbeitung Kaspars v. der Rön und bei dem niederdeutschen Reineke von 1498 von Göthe's Umdichtung Gesang 1, 2, 4 u. 5. geboten werden, erscheint uns nur nicht recht geeignet. Die Stücke aus den Nibelungen wie der Gudrun sind wie billig in Simrock'scher Uebersetzung mitgetheilt. Den letzteren hätten unseres Erachtens nur einige einleitende Worte vorausgeschickt werden sollen. Auch für die abgedruckten Walther'schen Lieder würden wir der Simrock'sche Uebertragund en Vorzug gegeben haben, ganz entschieden wenig-

stens bei dem ersten Gedicht, dem so bekannten: „Ir sult sprechen willekomen“, dessen Uebersetzung durch Koch hinter der Simrock'schen bei weitem zurückbleibt. Auffiel uns noch beim Nibelungenliede der Gebrauch der Namensform Geiselher (S. 6, Str. 4 u. a.) neben Gieselher (S. 20) u. Giselher (S. 51). Indem wir auf die zweckmäßige Sammlung für den Gebrauch in unsern höhern Schulen aufmerksam machen, können wir freilich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß jede, auch die beste Uebersetzung, doch nur einen unzulänglichen Begriff von den ehrwürdigen Resten der mittelalterlichen Literatur zu geben im Stande ist, und daß wir es auch im sprachlichen Interesse wünschen müßten, wenn in allen Gymnasien und Realschulen wenigstens an der Quelle selbst geschöpft werden könnte. O. Bd.

Buschmann, Dr. J., ordentl. Lehrer an der Realschule I. Ordn. zu Köln a. R. **Deutsches Lesebuch für die Unterklassen höherer Lehranstalten.** Erste Abtheilung: Sexta, Quinta. Münster, 1874. Adolph Russel's Verlag.

Der Verf. ist der Ansicht, daß das Lesebuch für die Unterklassen höherer Schulen in 2 Theile zerfällt, wovon einer für Sexta-Quinta, der andere für Quarta-Tertia bestimmt ist. Der dritte liegt vor. Er soll besonders dazu dienen, daß der Schüler vernünftig lesen und richtig schreiben lerne und daß er allmählich dazu komme, seine Gedanken reproduzirend in möglichst klarer und geordneter Weise mündlich vorzutragen. An schriftliche Arbeiten, sog. Aufsätze sei in beiden Klassen noch nicht zu denken. Diesem gemäß ist die Einrichtung der ersten Abtheilung getroffen. Dieselbe beginnt mit einer Reihe von Märchen und Volkssagen, die mit ihrer unvergleichlichen Frische und ihrem dem Kindesalter so verständlichen Erzählungstone von Schülern leicht aufgefaßt und wiedererzählt werden. Die darauf folgenden Fabeln bieten leichteren Stoff für Umgestaltungen und Nachbildungen. Dasselbe gilt, jedoch in umfassenderem Sinne von den Erzählungen, von denen übrigens ein großer Theil zugleich mit den Beschreibungen und Schilderungen der Quinta vorbehalten werden muß. Dieser letzte Theil enthält zugleich Lesestücke die aus der nächsten Umgebung des Knaben entnommen sind. Dann aber eine Reihe von Bildern aus der Naturbeschreibung und aus der Länder- und Völkerkunde, letztere möglichst im Anschluß an den elementaren Unterricht in der Geographie. Der poetische Theil enthält eine Reihe lyrischer Gedichte, Sprüche, Fabeln, Märchen, Schwänke und poetischer Erzählungen, welche hoffentlich den Anforderungen, welche man an eine solche Auswahl für die unteren Klassen stellen kann, entsprechen werden. Von Klassizität kann und braucht ja wohl bei Gedichten für diese Unterrichtsstufe nicht immer die Rede zu sein, falls sie nur für den Unterricht sich in gebührender Weise verwerthen lassen. Beigefügt ist eine kleine Räthsel- und Sprüchwörtersammlung, letztere nach der Lehre vom Satze geordnet.

Soweit der Verf.; wir haben nur zu constatiren, daß das Gesagte die beste Charakteristik des Buches ist. Das in Aussicht Gestellte ist hier wirklich geleistet. Die prosaischen Schilderungen sind über einen und denselben Gegenstand, z. B. über den Frühling allzureichlich gegeben. Allerdings kann daraus der Schüler erkennen, in wie mannigfacher Weise derselbe Gegenstand poetisch aufgefaßt werden kann, aber, wenn der Lehrer Alles lesen läßt, so muß doch zuletzt bei dem Schüler eine gewisse Uebersättigung eintreten. Noch sei bemerkt, daß die einzelnen Lesestücke von anerkannt tüchtigen Schriftstellern herrühren. Dasselbe gilt auch vom poetischen Theil, in welchem Hoffmann von Fallersleben ganz besonders ausgebeutet worden ist, daneben noch Schiller, Claudius, Güll, Reineck, Hebel, Göbel, Uhland, Pfeffel, Hagedorn, Bechstein, Kosegarten, Lichtwer, u. A. m., Namen, die in der deutschen Literaturgeschichte einen guten Klang haben. Ungeeignetes hat Rec. nicht gefunden. Auffallend war es uns aber, daß die Kinderlieder von G. Dieffenbach nicht vertreten sind. Was die in dem Buche zu Grunde gelegte Schreibweise betrifft, so ist der Verf. im allgemeinen den von dem Verein der Berliner Gymnasial- und Realschulmänner aufgestellten Grundsätzen gefolgt. Das Confessionelle ist völlig ferne gehalten, doch ist die religiös-sittliche Grundlage nicht zu verkennen. Der Verf. hatte zunächst und vor allem eine nationale Erziehung im Auge. Die Ausstattung ist sehr gut, der Druck mit wenigen Ausnahmen correkt. K. St.

Neueste Literatur.

Kirchner, O., Grundriß der Mythologie und Sagengeschichte der Griechen und Römer. 2. Aufl. Leipz., Siegesmund u. Volkening. 10 sgr.

Henne-am-Rhyn, Die deutsche Volkssage. Beiträge zur vergl. Mythologie mit 1000 eingeschalteten Originalsagen. Leipz., Krüger. 2 thlr. 15 sgr.

Kâlidâsa, Meghadhuta, der Wolkenbote. Gedicht mit krit. Anmerkungen und Wörterbuch herausgegeben von A. F. Stenzler. Bresl. Mälzer. 1 thlr. 15 sgr.

Krek, Fr., Einleitung in die slawische Literaturgeschichte und Darstellung ihrer ältesten Perioden. 1 thlr. Graz, Leuschner und Lubensky. 2 thlr. 20 sgr.
Hermann, K. Fr., Handbuch der griech. Antiquitäten. 1. Thl.: Staatsalterthümer. 5. Aufl. 1. Abth. Heidelb., Mohr. 3 thlr.
Kantecki, A., E., De Aureli Prudenti Clementis genere dicendi quaestiones. Münster, Theissing. 10 sgr.
Bieling, H., E. Beitrag zur Ueberlieferung der Gregor-Legende. Berl., Goetz. 10 sgr.
Erdmann, O., Untersuchungen über die Syntax der Sprache Otfrids. 1. Thl. Halle, Waisenh. 2 thlr.
Mahn, A., Das Studium der provencalischen Sprache und Literatur. Berl., Dümmler. 24 sgr.
Jacob, J., Die Bedeutung der Führer Dante's in der Div. Comm.: Virgil, Beatrix, St. Bernhard, in Bezug auf den idealen Zweck des Gedichts. Leipzg., Hinrichs. 20 sgr.
Fischer, H., Die Forschungen über das Nibelungenlied seit Karl Lachmann. Leizg., Vogel. 1 thlr. 20 sgr.
Rückert, Fr., Deutsche Metrik. Für Real- und höhere Bürgerschulen. 3. Aufl. Berl., Nauck. 10 sgr.
Sievers, E., Paradigmen zur deutschen Grammatik. Gotisch, Altnord., Agſ., Altſ., Ahd., Mhd. Zum Gebrauche bei Vorlesungen zusammengestellt. Halle, Waisenh. 1 thr.
Wilmanns, W., Quellenstudien zu Goethe's Götz v. Berlichingen. Berl., Weidmann. 6 sgr.
Eichholtz, P., Uhlands französ. Balladen auf ihre Quellen zurückgeführt. Ebendas. 10 sgr.

Pädagogik.

Richter Carl, Ueber die Reform der Lehrerseminare nach den Forderungen unserer Zeit und der heutigen Pädagogik. (Von der Diesterwegsstiftung gekrönte Preisschrift.) Leipzig, 1874. Brandstätter, $1\frac{1}{3}$ thlr.

(Schluß der Anzeige im vorigen Hefte.)

Natürlich stellt der Verf. nun auch hohe Forderungen an den Seminarunterricht. Er verlangt Beibehaltung resp. Ausdehnung des Religionsunterrichts — biblische Einleitung mit Kritik, Hermeneutik, Dogmatik, Kirchengeschichte, Dogmengeschichte. Bei der ganzen heutigen Zeitrichtung, bei der so oft und viel beklagten Theilnahmslosigkeit auf kirchlich-reliösem Gebiete einerseits (welche ihren hauptsächlichen Grund in dem tiefen Widerspruche der bleibenden Wahrheiten des Christenthums und der gesammten Kulturanschauung der Gegenwart mit der ins Kraut geschossenen, von den Regierungen begünstigten Orthodoxie habe), sowie bei dem Zuge der Zeit nach einer friedlichen Vereinigung und Versöhnung der kirchlich und confessionell Getrennten andererseits, sollte doch wohl am wenigsten dem Lehrer die Befähigung abgehen, die Gründe solcher Zeiterscheinungen und Zeitbestrebungen klar zu erkennen und richtig zu beurtheilen. Das dürfe man von ihm schon, als von einem gebildeten Manne verlangen, der ein halbwegs geläutertes Urtheil besitze und die ihm von der Schulbank her noch anhängenden Eihäute der Befangenheit in Vorurtheilen abgestreift habe (sic), noch mehr aber von seiner Eigenschaft als Lehrer, der mitten in dem aufsprossenden Leben stehe und an den die Fragen der Zeit unmittelbarer heranträten, als an manchen andern. Den Seminaristen solle zwar der Kirchenbesuch empfohlen werden; dieselben sollten einen besonderen Platz in der Kirche haben. Aber der Kirchenbesuch sollte nicht obligatorisch sein, eben so wenig auch die gemeinschaftliche Feier des h. Abendmahls, welche der Verf. für wünschenswerth hält. Ueber die übrigen Gegenstände können wir uns kürzer fassen, indem wir nur die besondern bemerkbaren Forderungen des Verf. erwähnen. An die Geschichte und Geographie sollen Gesetzeskunde und die Grundzüge der Nationalökonomie angeschlossen werden. Dieser Unterricht dürfe auch die socialen Fragen, welche, wie die Arbeiterfrage die Gegenwart so tief und mächtig bewegten, nicht übergehen. Der Sprachunterricht müsse auf Alt- und Mittelhochdeutsch unter Berücksichtigung des Gothischen ausgedehnt werden. Damit die Lehrer auch auf Lehrerversammlungen und Lehrertagen ꝛc. über ihre Angelegenheiten mitreden könnten, habe das Seminar auch die Aufgabe, seine Zöglinge nicht bloß in allen Unterrichtsstunden zu guten, zusammenhängenden mündlichen Darstellungen, sondern auch durch besondere Redeübungen zu einer gewissen Gewandtheit im freien Vortrage zu führen. Ebenso wie die Redeübungen verdienten die Disputationen eine größere Berücksichtigung; selbst Uebung im Protokolliren stellt der Verf. dem Seminar als Aufgabe. Dagegen bezeichnet er es als einen möglichst bald abzuschneidenden Zopf, daß dem Seminar auch die Heranbildung seiner Zöglinge zum kirchlichen Dienste zufalle; darum sei es Pflicht der Seminare, den musikalischen Unterricht auf das Nothwendige und Unentbehrliche einzuschränken. Der Mangel an musikalischer Vorbildung und Befähigung dürfe keinen Grund für die Abweisung eines Seminaraspiranten abgeben; der Musikunterricht im Seminar dürfe nur soweit obligatorisch sein, als er zur musikalischen Bil-

dung im allgemeinen und zur Ertheilung des Gesangunterrichts in der Schule im besonderen wirklich nöthig sei, und als alle anderen, für den Kirchendienst unentbehrlichen Fächer nur fakultativ wären und denjenigen gelehrt würden, welche es wünschten und welche die nöthige Vorbildung und musikalische Befähigung dazu besäßen.

Allgemein aber verlangt der Verf. Kenntniß des Garten- und Feldbaues, der Obstbaumzucht und — wo es die Verhältnisse einer Provinz wünschenswerth erscheinen lassen — des Seidenbaues und der Bienenzucht, sowie verschiedene mechanische Fertigkeiten im Pappen, Tischlern, Drechslern u. dgl. Zunächst seien diese Beschäftigungen schon als Erholungen von großem Werthe. Ferner seien dieselben von großem praktischem Nutzen. Wenn die Forderung als eine berechtigte anerkannt werde, daß der Unterricht für das Leben fruchtbar gemacht werden müsse, so biete sich bei jenen Fertigkeiten die beste Gelegenheit dazu. Garten- und Feldbau, wie Obst-, Seiden- und Bienenzucht seien so recht die Anwendung des naturwissenschaftlichen Unterrichts auf naheliegende Bedürfnisse des Lebens; und wie sie schon von selbst zur Beobachtung der Natur immer aufs neue anregten und das Interesse fesselten, so gewährten sie eine Menge nützlicher und wichtiger Anschauungen und Erfahrungen, die der Bildung des Lehrers nur zu Gute kämen. Die Fertigkeit in Tischler- und Papparbeiten &c. setze aber den Lehrer in den Stand, oft mit geringer Mühe sich ein Lehr- und Veranschaulichungsmittel, einen physikalischen Apparat u. dgl., dessen er sonst würde entrathen müssen, selbst anzufertigen. Auch könne er durch dergleichen Arbeiten und Reparaturen, sowie durch die Pflege des Schulgartens &c. seinem Hauswesen manchen Groschen und Thaler ersparen. Weiter seien jene Arbeiten von entschieden sittlicher Wichtigkeit. Der Lehrer bedürfe der Erholung; diese bestehe aber nicht darin, daß man müßig gehe, sondern darin, daß man dem ermüdeten Theile durch den Wechsel der Beschäftigung Erleichterung und Befreiung verschaffe. Wer in dergleichen Arbeiten keine Erholung suchen könne, dem könne es nicht hoch angerechnet werden, wenn er in thörichten und armseligen Modevergnügungen, in Trinkgelagen und Kartenspiel &c. Erholung suche. Auch führten mechanische Arbeiten zu rechter Benutzung der Zeit, zur Sauberkeit und Sorgfalt und vor Allem zur Achtung der Arbeit.

Natürlich legt der Verf. auf wissenschaftliche pädagogische Bildung großen Werth; er verlangt gründliche Behandlung der Logik, Ethik und Psychologie und zwar nach Herbarts System (keine Autorität soll gelten, aber eine allein seligmachende Philosophie). Was über die praktische pädagogische Bildung bemerkt wird, können wir übergehen, da das Gesagte zwar recht viel Beachtenswerthes, aber doch nichts besonders Auffallendes, dem Herkömmlichen Entgegengesetztes bietet. Dasselbe gilt auch von dem, was über Methode und Lehrverfahren beim Seminarunterricht gesagt ist. Theologen will der Verf. als Seminarlehrer kaum zulassen. Er sagt: „Um geistesfrische und geweckte, denkende und prüfende, praktisch geschickte und gewandte Leute zu bilden, muß ein Theolog von heute gründlich umlernen; er muß das Gewand der spezifischen Theologie vollständig ausziehen und mit freiem Blicke die Zeit überschauen können; er muß als praktischer Volksschullehrer durchgebildet sein, die Leiden und Freuden des Lehrerlebens selbst gekostet haben und die Seminarstelle nicht als bloßen Durchgangsposten, als Steigbügel zu einer einträglichen Pfründe ansehen, sondern als einen von innerem Drang ergriffenen Lebensberuf ansehen.“ Auch der Religionsunterricht soll in der Regel von dem Seminardirektor ertheilt werden; nur für die Zöglinge, die nicht zu dessen Confession gehören, will der Verf. einen Geistlichen ihrer Confession zulassen. Und doch sollen die Gymnasien simultan sein, so daß auf die Confession der Lehrer keine Rücksicht genommen wird. Wozu überhaupt noch ein confessioneller Unterschied, da dieser ganz verwischt werden soll und da die Lehrer abzustreifen haben, was sie allenfalls aus der Schule mitgebracht haben? Es scheint doch, als habe der Verf. seinen Radicalismus nicht bis zur äußersten Consequenz durchgeführt. Die Seminarien sollen mit Lehrmitteln, physikalischen Apparaten, mit einer Büchersammlung, die sich aber keineswegs auf die Pädagogik und das Schulleben beschränken darf, reichhaltig ausgestattet sein; sie sollen Zeitungen und zwar aus jedem Gebiete wenigstens zwei Blätter verschiedener Richtungen, vielleicht gerade entgegengesetzter halten; es sei besser, die Zöglinge lernten schon im Seminare die Gegensätze des Lebens kennen und beurtheilen, als daß sie später unbedacht und unbewußt in dieselben verstrickt würden. Das Internat verwirft der Verf. ganz entschieden; nur das gibt er zu, daß denen, die es wünschen, das billigere Internatsleben gestattet werde. Dagegen müsse dieses ein möglichst freies sein. Das Seminar dürfe nicht seine Zöglinge vom Verkehre mit dem Volke abziehen und dem frischen Leben entfremden, wenn die künftigen Lehrer wirklich mit dem Volke gehen und ächter Volksbildung dienen sollten. Deßhalb sei

den Seminaristen die Betheiligung an allgemeinen Festen nicht zu verkümmern, zumal, wenn sie vielleicht durch Aufführung von Festgesängen mitwirken könnten. Ebenso sollte ihnen der Besuch einer Volksversammlung, in welcher öffentliche Fragen verhandelt würden, nicht schlechthin abgeschnitten sein. — Also die Seminaristen sollen in das politische Parteiwesen schon jetzt hineingezogen werden; natürlich damit sie, wie es bei der in ihrem Urtheil noch unreifen Jugend so leicht der Fall ist, für die radicalste Demokratie und für den damit verbundenen religiösen Radicalismus gewonnen werden!

Doch genug. Wir betrachten nur noch, wie der Verf. die Schwierigkeiten, die der Realisirung seiner Vorschläge entgegenstehen, beseitigt. Er verhehlt sich nicht, daß der Geldpunkt hierbei das punctum saliens sei. Die Vorbereitung und Ausbildung für den Lehrerberuf würde ebenso viel kosten, wie die für jeden anderen wissenschaftlichen Beruf: würde dadurch nicht der Lehrermangel noch größer werden? Zahlreiche und reichliche Stipendien sollen hier aushelfen. Aber hat denn der Verf. berechnet, welche Summen für eine 9—10 jährige Vorbereitungszeit nöthig wären? Die Zahl der Aspiranten würde mindestens 3 mal so groß sein müssen, als jetzt bei 3jähriger Seminarzeit. Und wenn die Stipendien, namentlich für größere Städte, wohin der Verf. die Seminare vorzugsweise verlegt sehen will, ausreichen sollen, so dürfen sie nicht niedrig gegriffen werden. Eine andere Abhülfe wäre die bessere Dotirung der Schulstellen. Welche Summe würde aber erforderlich sein, um den Ansprüchen, welche die Lehrer bei so kostspieliger und langer Vorbildung verlangen könnten, zu genügen! Der Verf. weist mit Recht auf das Ungenügende der jetzigen Besoldungsverhältnisse hin. In Preußen koste das Militär 60 Millionen Thlr. während das Staatsbudget für die Volksschulen nur etwas über 2 Mill. betrage. Es gebe noch 1926 Lehrer zwischen 50—100 Thlrn. und nicht weniger als 30519 Lehrer, deren Gehalt noch jetzt zwischen 50 und 300 Thlrn. stehe, und in den letzten 10 Jahren, in denen die Preise aller Lebensbedürfnisse eine rapide Steigerung erfahren hätten, seien die Durchschnittsgehalte der Lehrer gestiegen in der Provinz Preußen von 160 auf 164 Thlr., in Posen von 144 auf 146 Thlr., in Pommern von 145 auf 149 Thlr., in Schlesien von 158 auf 175 Thlr., in der Rheinprovinz von 192 auf 201 Thlr., in Sachsen von 235 auf 242 Thlr., in Westfalen von 191 auf 194 Thlr., und in Hohenzollern von 160 auf 209 Thlr., während in der Provinz Brandenburg mit Ausnahme der Stadt Berlin der Durchschnittssatz von 206 Thlrn. geblieben sei. Ganz recht, diese Zulagen kann man keine Aufbesserungen nennen, und es muß mehr, bedeutend mehr geschehen, um den gerechten Ansprüchen, welche die Lehrer nach ihrem jetzigen Bildungsstand machen können, Genüge zu leisten. Aber, ist es nun räthlich, diese klaffende Kluft zwischen dem jetzigen Bildungsstand der Lehrer und deren Besoldungen noch mehr zu erweitern und geradezu zu einer unausfüllbaren zu machen? Wie viel müßte wohl der Durchschnittsgehalt eines Lehres betragen, wenn er den Bildungsgang, wie er in vorliegender Schrift vorgezeichnet wird, durchgemacht hat? Nicht viel weniger als der akademisch gebildete Lehrer, an Gymnasien und Realschulen — Zeit und Kosten der Vorbereitung würden fast dieselben sein. Wir glauben, 800—1000 Thlr. würde kaum zu hoch gegriffen sein. Man multiplicire diese Summe mit der Anzahl der Lehrer in Deutschland und ziehe ab, was dieselben jetzt beziehen und was als kirchlicher Besoldungsantheil ganz wegfallen muß, welches Deficit müßte ergänzt werden!! Damit wäre aber noch nicht genug geschehen. Welchen Pensionsbetrag könnten und müßten die Lehrer beanspruchen? Wie müßten die Schulhäuser ganz anders gebaut werden, wenn die Wohnungen den also veränderten Verhältnissen entsprechen sollten? Wir fügen noch hinzu, daß, um den Forderungen der neueren Pädagogik zu genügen, die Zahl der Schulstellen um 20—30 Procent vermehrt werden muß. Woher Geld nehmen? Wir rechnen inclusive des vermehrten Aufwands für die Seminarien, Schulinspectoren ꝛc. für Preußen 20—30 Mill. Thlr. und glauben nicht, ein viel zu großes Facit gefunden zu haben. Das gibt der Verf. zu, daß die Steuerkraft, besonders des in unseren Tagen sehr gedrückten Bauernstandes nicht noch mehr in Anspruch genommen werden darf. Der Verf. weiß Rath; er spielt darauf hin, daß die Civilliste des Königs von Preußen mit 4 Mill. Thlrn. allzu hoch sei und will am Militärbudget das Fehlende abziehen. Hat er überlegt, wie hoch die Franzosen ihr Militärbudget belasten, — um für den Revanche-Krieg gerüstet zu sein. Wie würde es uns ergehen, wenn wir geschlagen würden? Wir müßten die 5 Milliarden und mehr bezahlen, was bliebe denn wohl für die Schulen übrig? auf die allenfallsige Ersparniß durch Absetzung der kleineren Fürsten und Aufhebung der einzelnen Landesregierungen scheint der Verf. selbst nicht Rücksicht zu nehmen; denn er scheint kaum ein Freund der deutschen Einheit unter preußischer Spitze zu sein.

Ueber einen anderen Einwurf, den man dem Verf. machen könnte, geht derselbe leicht hinweg, nämlich über den, daß also gebildete Lehrer in einsamen abgelegenen Dörfern sich nicht wohl fühlen würden. Er weist zur Widerlegung auf die Geistlichen hin. Doch liegt die Sache hier etwas anders. Die Pfarrdörfer liegen großentheils mehr in dem Weltverkehr, als die oft sehr entlegenen kleinen Filialdörfer. Dazu kommt aber noch die tägliche Beschäftigung mit den ABC-Schützen rc. Und wenn nun gar ein so durchgebildeter Lehrer, der Kant, Hegel und Herbart studirt hat, der mit Strauß, Darwin rc. wohl vertraut ist, der nicht blos ein Naturkenner, sondern auch ein Naturforscher sein soll, an einer Unterklasse Jahre lang fungiren und nichts als die ersten Elemente des Unterrichts mit 6—8jährigen Kindern treiben soll, würde ein solcher in seiner Stellung sich wohl fühlen? Rec. hat vielfach die Erfahrung gemacht, daß die gelehrtesten Lehrer keineswegs immer die besten Schulen haben, und am wenigsten die, welche sich viel mit Politik rc. abgeben, Volksversammlungen besuchen und Lehrer des Volkes sein wollen, wie der Verf. verlangt? Und wie erscheinen sie in den Augen unseres Landvolkes, wenn sie des Wissens viel haben, aber im Orgelspiel als Pfuscher erscheinen, wenn sie sich berufen fühlen, ihm seinen bis jetzt noch festgehaltenen christlichen Glauben durch die vermeintlichen Resultate der neueren Naturwissenschaften zu ersetzen? Der Verf. spricht es nicht aus; aber wir glauben, der Gedanke liegt ihm nicht ferne, daß über ein Kleines die Kirche und die Geistlichkeit beseitigt werde und die Schule mit ihren Lehrern deren Erbschaft antrete. Allerdings wäre dann dem Geldpunkt einigermaßen abgeholfen, aber auch nur einigermaßen, denn wenn auch das ganze Kirchenvermögen, wenigstens in protest. Ländern der Schule anheimfiele, die Bedürfnisse derselben würden den Wünschen und Ansprüchen des Verf. gemäß kaum bestritten werden können. Die fetten Pfründen, von denen der Verf. so viel faselt, sind nicht sehr häufig. Daß übrigens der Verf. viele nicht wegzuleugnende Schäden des jetzt bestehenden Seminarwesens aufgedeckt hat, geben wir gerne zu und in so weit wünschen wir der Schrift Beachtung. Auch wir sind, um einen Punkt zu erwähnen, kein Freund vom strengen, obligatorischen Internat, am wenigsten billigen wir die Einrichtung in Sachsen, daß die Zöglinge der Proseminare für ihre Wohnungen rc. zu sorgen haben, während die älteren Seminaristen sich dem Internat unterwerfen müssen. Wir würden höchstens einen Jahrgang im Internat festhalten, hernach es den Zöglingen freistellen, ob sie bleiben oder auswärts wohnen wollen. Auch wir sind nicht für Proseminare ad hoc. Wir glauben aber, der Staat sollte die Errichtung von sogenannten Mittelschulen begünstigen und diesen die Vorbildung der Seminaraspiranten zuweisen, natürlich mit der Einrichtung, daß die Vorbildung für Musik nicht fehle. Diese Mittelschulen schlössen sich an eine gute Volksschule an und nähmen die Kinder auf, die eine solche mit gutem Erfolg absolvirt haben. Die Lehrer könnten ihre und andere Kinder, welche sich dem Lehrerberuf widmen wollen, mindestens bis zur Confirmation selbst unterrichten, wodurch die Kosten der Vorbereitung bedeutend vermindert würden; auch wäre die Möglichkeit anderweitiger privater Vorbereitung erleichtert. Diese Mittelschulen würden auch wohl von andern Kindern, welche nach dem Wunsche der Eltern eine etwas weitergehende Bildung, als die Volksschule zu geben vermag, erhalten sollen, besucht werden. Auch wir wünschen in vieler Beziehung eine gründlichere Bildung für die Lehrer an der Volksschule, aber nicht eine viel weitergehende. Man nehme doch die Verhältnisse wie sie sind und baue keine Luftschlösser. Auch die Volksbildung hat in den gegebenen Verhältnissen ihre nicht zu überschreitenden Schranken. Man baue auf diesen Verhältnissen weiter, renne aber mit dem Kopfe nicht wider die feste Wand der nun einmal nicht zu beseitigenden Wirklichkeit. Wir glauben, daß diejenigen, welche dieses beachten, für wahre Volksbildung mehr thun, als diejenigen, welche uns ins Land Utopien versetzen wollen, ohne zu bedenken, daß gerade dieses mit einer chinesischen Mauer abgeschlossen ist. Und das Eine, was Noth ist! Doch über diesen Punkt können wir uns mit dem Verf. nicht auseinander setzen. Unser Standpunkt ist eben verschieden. K. Str.

Elm, Hugo, Lehrer an der höhern Töchterschule zu Gera, **Spiel und Arbeit.** Unterhaltende Beschäftigungen und anregende Spiele für die Kinderstube. Mit 580 Textabbildungen, 83 Buntdrucktafeln und einem Titelbilde. 8°. 178 S. Leipzig, 1874. O. Spamer. 1⅓ thlr.

Nach der Absicht des Verfassers ist dieses Werk nicht ausschließlich ein Kinderbuch, sondern erst durch die Mithilfe von Eltern und Erziehern für die Jugend nutzbringend zu verwenden. Er möchte damit (worauf doch soviel ankommt!) den Schönheits-, Thätigkeits- und Ordnungssinn deutscher Kinder wecken und dieselben an Arbeit und

Ausdauer gewöhnen. Damit folgt er im Wesentlichen den Grundsätzen Fröbels und seiner Nachfolger. Das Spiel, hebt er mit Nachdruck hervor, muß unterhaltend und belehrend sein, und die Langeweile, dieses tödtlichste Gift des Kindesherzens, durch Anregung zu eignem Schaffen und Nachdenken gebannt werden. Geht nun auch das, was er bietet, im Allgemeinen über den Gesichtskreiß wenig oder mittelmäßig begabter Kinder hinaus, so läßt sich doch nicht verkennen, daß im Einzelnen viel feiner Geschmack und Sinnigkeit in dem werthvollen Buche sich geltend macht. Kinder, die man für „Spiel und Arbeit" in der beabsichtigten Weise zu interessiren weiß, werden sich bald zurecht finden und sich freuen selbstthätig z. B. das Netzzeichen, Ausstechen, Ausnähen, Flechten, Falten, Verschnüren, Verschränken und andere Künste und Fertigkeiten mehr zu erlernen, wie solches das Buch durch die anschaulichen Muster so einleuchtend und einladend ihnen vor Augen stellt.

Bd.

Pilz, Dr. **Karl**, Lehrer am Gesammtgymnasium und der vierten Bürgerschule zu Leipzig, **Die kleinen Thierfreunde.** Fünfzig Unterhaltungen über die Thierwelt. 3., neubearbeitete Auflage. Mit 100 Textbildern &c. 8°. 170 S. Leipzig, 1874. O. Spamer. geb. 25 sgr.

Auf dem Titelblatt wird nicht mit Unrecht diese Schrift „ein lustiges Büchlein" genannt, „für Kinder im Alter von 7—10 Jahren bearbeitet", und in der That weist sie auch gegen früher in dieser Hinsicht mancherlei Verbesserungen auf. An die Stelle des trocknen Belehrungstones ist eine mehr heitere und gemüthliche Anschauungs- und Darstellungsweise getreten, und namentlich in der Form auf passende Abwechselung gesehen worden. So wechseln also in dem hübschen Büchlein Erzählungen, Schilderungen, Gespräche, Briefe, Fabeln anmuthig mit einander ab. Dadurch findet das Kind Gelegenheit schon Gehörtes über die Thierwelt wieder in das Gedächtnis zurückzurufen oder sich selbst zu eignen Beobachtungen anregen zu lassen. In beiderlei Betracht darf man neben der Unterhaltung sich auch manche erziehliche Frucht von dem Gebrauche versprechen. Seien also auch unserer Seits die kleinen Thierfreunde zur Anschaffung für recht viele Kinder empfohlen. Durch den kindlich gehaltenen Ton und die reiche Beigabe von (doch nicht überall neuen) Holzschnitten eignen sie sich besonders zu Geschenken für das betreffende jugendliche Alter.

Bd.

Neueste Literatur.

Otto, H. M., Gesammeltes und Eigenes aus dem Tagebuche eines alten Schulmannes. Eisenach. Bacmeister. 12 Sgr.

Wilhelm, A. v., Das österreichische Volks- und Mittelschulwesen in den Hauptmomenten seiner Entwicklung seit 1812. Prag. Tempsky. 20 sgr.

Heidemann, J., Geschichte des grauen Klosters zu Berlin. Mit 4 Tafeln. Berlin. Weidmann. 2 thlr. 20 sgr.

Festschrift zur 3. Säcularfeier des Berliner Gymnasiums zum grauen Kloster. Veröffentl. vom Lehrercollegium desselben. Ebendas. 2⅔ thlr.

Ludwig, J. L., Die vorzüglichsten Ansichten über den Religionsunterricht in den deutschen Schulen. Ulm. Ebner. 6 sgr.

Perthes, H., Zur Reform des lateinischen Unterrichts auf Gymnasien u. Realschulen. 2 Hefte. Berlin. Weidmann. 4 sgr.

† **Doß**, P. A. v., Die Standeswahl im Lichte des Glaubens und der Vernunft. Aphorismen, Erwägungen, Rathschläge. Mainz. Kirchheim. 6 sgr.

——, Gedenkblätter für die christl. Jugend. Ebend. 12½ sgr.

† **Kellner**, L., Zur Pädagogik der Schule u. des Hauses. Aphorismen. 9. Aufl. Essen. Bädeker. 18 sgr.

——, Volksschulkunde. 7. verb. Aufl. Ebendas. 1 thlr. 6 sgr.

——, Lesebuch für Mittel- und Oberclassen gehobener Mädchenschulen. 6. Aufl. Freiburg. Herder. 20 sgr.

Grotz, J. J., Rousseau et l'éducation. Conférence. Strassb. Treuttel & Würtz. 6 sgr.

Poesie.

Leise Lieder einer Schwergeprüften. Mit einem Vorwort von Dr. Frommann, Generalsuperintendent in St. Petersburg. kl. 8°. 192 S. Berlin. E. Beck. 15 sgr.

Die Sängerin, eine durch langes Leiden in dem „Glauben und der Geduld der Heiligen" geprüfte, aber auch bewährte Seele, ist zwar schon längst aus der streitenden in die triumphirende Kirche entrückt, ihr Vermächtnis aber sind diese aus ihrem Nachlaß veröffentlichten sinnigen Passionsblumen, eine ebenso zarte, wie dankenswerthe Gabe. Gleichgestimmte Gemüther werden die Sammlung mit Freude begrüßen und sich an den schlichten Herzenstönen innig erquicken. Während jetzt mehr, denn je, in den vornehmen ungläubigen Kreisen eine abschreckend öde heidnische Resignation in Tagen des Leidens um sich greift, zeugen diese „leisen Lieder" von dem Herrn, dem „Stiller alles Haders", dem Friedefürsten, und künden oft rührend einfach des Christen frohe und gewisse Hoffnung, wie z. B. S. 17:

„Wo Er erscheint, da schweigt die Klage,
Da wirds im Herzen wieder licht;
Er macht, daß man das Leid ertrage
Und flüstert sanft: „Verzage nicht!"

Er lehrt die Hände kindlich falten,
Dem Herrn in Demuth stille halten,
Und in der allergrößten Noth
Gehorsam sein bis in den Tod!"

So seien denn diese „Rosen unter Dornen", diese wahren und nicht selten wahrhaft ergreifenden Herzenslaute, auch unsern Lesern ehrenvoll hier angezeigt. Sie können manchem Kreuzträger die Last leichter machen und jenen Frieden zuwenden, der über alle Vernunft ist, den die Welt aber nicht geben kann. Bd.

Netz, Karl Ludwig, evangelischer Oberpfarrer und Dekan, **Deutschlands Kampf und Sieg.** Ein Heldenlied. 8°. 144 S. Beerfelden i. O., 1873. Selbstverlag des Verfassers.

Augenscheinlich haben die Lorbeeren berufener Dichter und unberufener Dichterlinge von Anno 1870 und 71 den Verfasser nicht ruhen lassen, daß er, selbst ohne einen Verleger dafür zu finden, doch das Risiko des „Selbstverlags" auf sich nahm, um ja vor der staunenden Mitwelt sein „Heldenlied" auch vom Stapel zu lassen.

Ob er die Absicht gehabt ein modernes Nibelungenlied damit zu liefern, oder den an sich so gewaltigen Stoff, wie einst Chr. Fr. Scherenberg in seinem berühmten Epos „Waterloo" zu behandeln, ist uns nicht klar geworden. Wir wollen aber das „Heldenlied" auf diesen seinen Anspruch hin etwas ansehen.

Das Buch beginnt mit einem überaus schwunglosen, den offenbaren Stempel des Gemachten und Gedachten an sich tragenden Eingangslied „Dem Kaiser und seinem Heer!" Dann folgt „Deutschlands Kampf und Sieg", als Kern des Ganzen. Man dächte etwa: einzelne Episoden, die sich dazu eigneten, seien in wechselndem Versmaaße nunmehr plastisch und drastisch an einander gereiht, als Denkmäler der großen Zeit und der auftretenden Persönlichkeiten, als begeisternde Vorbilder der Vaterlandsliebe.

Von alledem nichts! Das sogenannte „Heldenlied" geht wie auf Stelzen in einem schleppenden, selbsterfundenen Maaße, gar uneben und holperig im Reime, einher, wie ein gereimtes Wochenblättchen, oder meinetwegen auch eine gereimte liberale Zeitung jener Tage. Höhere Poesie dürfen wir darin nicht erwarten. Ueberall platte, gewöhnliche, prosaische Wendungen die Hülle und Fülle. Nirgends eine Gestaltung, die anzieht oder gar fesselt. Die Colonnen rücken vor, die Batterien donnern, das Handgemenge beginnt, Pulverdampf, Verwundete, Flucht des Feindes, Sieg der Unsern — so lautets von Anfang bis zu Ende in tödtlich langweiligem Einerlei. Und dazu werden die tactischen Evolutionen, die französischen Dörfer, Berge, Flüsse und Städte, und ab und zu allerlei seltsame Interjectionen, wie z. B. S. 27: „Ha! Waldgefecht!" — „Ha, welch ein Bild!" — „O Schauerbild!" — „Da, welch ein Bild!" S. 59 — „Der Donner Sedans ist es, ha!" — S. 50: „ein schreck- und jammervolles Bild", S. 53, — „Ha, Ehrentag der deutschen Reiter" S. 31 u. dgl. herbeigezogen, um dem armen Machwerke Leben einzuhauchen. Große Gesichtspunkte der Auffassung fehlen gänzlich, und zu einem irgendwie ansprechenden Einzelbilde will es auch nicht kommen!

Doch genug der Worte über ein so verfehltes, wenn auch vermeintliches Dichtwerk, wie das genannte. Fischart sagt:

„Non est venator
Jeder per cornua flator!"

d. h.: Wem nichts gegeben ist, von dem wird auch nichts gefordert, und Schweigen ist auch Gold! —. Bd.

Schartenmayer, Philipp Ulrich, Der deutsche Krieg 1870—71. Ein Heldengedicht aus dessen Nachlasse. Dritter Abdruck. 87 S. Nördlingen, 1874. 20 sgr.

Ein in kräftigen Humor getauchtes Heldeogedicht, das in kurzen Umrissen den deutsch-französischen Krieg zur Darstellung bringt in 4 Gesängen: Wie es anging, wie es fortging bis Sedan, wie es ausging und Schlußpredigt. Um von dem Geiste, der das Ganze durchweht, und von der poetischen Form einen Begriff zu geben, heben wir aus dieser launigen, lesenswerthen epischen Schilderung einige Verse heraus:

„Krieg anfangen ist bekanntlich
Ohne Ursach immer schandlich;
Geht es dem, der anfängt, schlecht,
So geschieht es diesem recht.

„Auf der Emser Promenade
Läuft ein kleiner Diplomate!
Männdle, sag, was willst in Ems?
Du bist eine freche Brems.

„Ist nun das nicht eine Sünde
An so einem jungen Kinde,
Das noch nicht ist confirmirt,
Daß man es zum Blutdurst führt?

„Zwar das Reich ist aufgerichtet,
Unser Reichstag legt und schichtet
Zu dem Ausbau Stein um Stein,
Immer mehr tritt Ordnung ein.

„Sorget mehr doch für die Geister,
Denket an der Schule Meister,
Die für gar so wenig Geld
Bildend wirken auf die Welt.

„Gib, o Himmel, meinem Liede,
Daß trotz Standes-Unterschiede
Es doch ringsum wirke frei,
Daß es wahrhaft bildend sei!“

Es läßt sich nicht verkennen, daß es trotz seiner humoristischen Färbung sehr viel Ernst enthält, und namentlich ist der vierte Gesang, in welchem unsre Gegenwart treffend charakterisirt und vor den Irr- und Abwegen gewarnt wird, sehr gelungen. Daher können wir dieses Heldengedicht getrost für Mußestunden empfehlen; es wird nicht bloß erheitern, es wird durch das getreue Spiegelbild unsrer Zeit uns auch ernste Gedanken wachrufen und für den heimgegangenen Dichter eine pietätvolle Erinnerung wecken. Die äußere Ausstattung des Büchleins ist eine anerkennenswerthe und so steht zu hoffen, daß es in mancher Familie einen heiteren Abend verschaffen wird. W. E.

Ballien, Theoder, Liederschatz für Schule und Haus. Brandenburg. Ballien's Selbstverlag.
I. Theil. 10. Aufl. Enthaltend 320 Lieder in 3 Stufen. 192 S. 15 sgr.
II. Theil. Vierstimmige Chorlieder für höhere Schulen und Gesangvereine. S. 193 — 634. — 253 Lieder. Anhang. Liturgische Chöre. 1 thlr. 5 sgr.

Rec. kann die vorliegende Sammlung, deren Entstehung er aufmerksam verfolgt hat, nur angelegentlich empfehlen. Dieselbe ist sehr reich, bringt viel Treffliches und zwar neben dem bewährten Alten auch Neues. Nirgends hat Rec. triviale und anstößige Lieder gefunden, alles ist deutsch und echt, — „frisch, frei, fröhlich und fromm“, um das schöne Motto der Turnerei anzuwenden. Der erste, für Schulen bestimmte Theil ist in drei Stufen sehr praktisch geordnet. Dem Inhalte nach bringt er Frühlingslieder-, Sommer-, Herbst-, Winter- und Weihnachtslieder; dann Lieder für die Tageszeiten, Natur-, Jäger-, Turnerlieder, Vaterlands-, Soldaten-, Heimaths- Wanderlieder, Gesellschafts- und Kinderlieder, Canons und religiöse Lieder. Gewiß Auswahl genug für das weitgehende Bedürfniß. —

Der zweite Theil ist noch reichhaltiger, weil für höhere Schulen bestimmt. In der Vorrede nennt der Herausgeber als Componisten, die ihn mit Originalcompositionen unterstützt haben, die Herrn Kern in Schlitz, Huhn in Sommerfeld, Tietz und Frauenstein in Kl. Wahlberg. Die Sammlung enthält neben den verschiednen weltlichen Liedern sehr viele allgemein religiöse Lieder, kirchliche Trostlieder und im Anhang liturgische Chöre. Zur Erleichterung der Einführung kann der erste Theil in 3 Abtheilungen oder sogar bogenweise, der zweite in zwei Abtheilungen bezogen werden. Die Ausstattung ist gut, der Preis $1^1/_2$ Sgr. für den Bogen Notendruck, sehr mäßig. — Eine reichhaltigere gediegenere Sammlung von Liedern dürfte bis jetzt noch nicht erschienen sein. D.

Blüten aus einem Todtenkranz. Dem Andenken eines geliebten Kindes. Mit Vorwort von N. Fries, Hauptpastor in Heiligenstedten. 62 S. Itzenhöe, 1873. Ad. Nusser. 10 sgr.

„Durch Trübsal in's Reich Gottes“, — mit diesem Worte charakterisirt der Vorredner dieß kleine elegant ausgestattete Liederheftchen. Es bringt edle Blüten eines im Glauben getrösteten Herzens aus schwerer Trübsal. Die Lieder machen den Eindruck vollster Wahrheit der Empfindung. Was einer weiteren Verbreitung hemmend entgegentreten wird, ist der zu deutlich hervortretende Charakter besondrer persönlicher Erlebnisse. Sie verallgemeinern das persönliche Leid nicht genug. D.

Neueste Literatur.

Halm, F., Der Fechter von Ravenna. Trauerspiel in 5 Acten. 2. Aufl. Wien. Gerold. 1 thlr. 2 sgr.
Rudorff, E., Deutsches Leben. Erzählungen. 2. Aufl. Jena. Maucke. 1 thlr. 10 sgr.
Braddon, M. E., Fremdlinge und Pilger. Roman. Aus d. Engl. autoris. Ausgabe. 4 Bde. Berlin. Jancke. 4 thlr.
Samarow, G., Der Todesgruß der Legionen. Zeitroman. 3 Bde. Ebend. 6 thlr.
Collins, W., Die weiße Frau. Roman. Nach d. Engl. frei bearb. von R. Springer. Ebend. 1 thr.
Spielhagen, Fr., Aus meinem Skizzenbuche Leipzig. Staackmann. 1 thlr.
Coppée, F., Zwei dramat. Dichtungen übersetzt von W. Graf Baudissin. Leipzig. Hirzel. 15 sgr.
Goveau, Fel., Jesus Christus. Drama in 5 Abtheilungen. Deutsch von R. Hellbach. Wien. Wenedikt. 12 sgr.
Wyßard, Ulrich Zwingli; dramat. Geschichtsbild. Zürich. Schabelitz. 20 sgr.
Feierabend, A., Arnold v. Winckelried und die Schlacht ob Sempach. Volksschauspiel. 2. ganz umgearbeitete Aufl. Luzern. Prell. 20 sgr.
Sömer, P., Religiöse Gedichte. Werl. Stein. 12 sgr.
Molitor, W., Des Kaisers Günstling. Tragödie aus den Zeiten der Märtyrer. Mainz. Kirchheim. 1 thlr. 5 sgr.
Wechsler, A., Sinnsprüche und kleine Gedichte. Ulm. Ebner. $7^1/_2$ sgr.
Zapf, L., Im Fichtelgebirge. Ein Waldstrauß. Wunsiedel. Krause. $7^1/_2$ sgr.
Kram, J., Kraut und Erbes. Unterfränkische Gedichte. Schweinfurt. Stoer. 11 sgr.

III. Referate aus Zeitschriften.

Allgemeine Missions-Zeitschrift, herausg. von G. Warneck. I. Bd., 1874, Mai—Oktober.

Die in unsrem Referat über die 4 ersten Hefte (Bd. 13, S. 399 des Allg. lit. Anz.) gerühmte Gediegenheit dieses neuen Missionsorgans erscheint auch den gegenwärtigen Nummern eigen. Dieselben enthalten als Fortsetzungen früher begonnener längerer Artikel: „Der Missionsbefehl als Missionsinstruktion", vom Herausgeber (S. 185 ff. 233 ff. 377 ff.); „Orientirende Uebersicht über den gegenwärtigen Stand des gesammten Missionswerks" von Grundemann (Südafrika, Schluß: S. 195 ff; Ostafrika, S. 239 ff; Asien, S. 393 ff.); „Die Kohls in Ostindien nnd ihre Christianisirung," von Past. Jellinghaus (S. 203 ff. 253 ff. 341 ff.). — Unter den neuen Artikeln verdienen besondere Hervorhebung: „Die Bedeutung der japanischen Reformbewegung für die Mission," vom Herausgeber (Trotz des sich revolutionär überstürzenden und mehrfach ungesunden Characters der Bewegung scheine dieselbe doch auch für das Missionswirken der verschiednen christlichen Denominationen wichtige Förderungen und Fortschritte herbeiführen zu sollen; „wie überall, so werde auch in Japan die geschichtliche Fortbewegung sich unter Action und Reaction vollziehen und an der letzteren einen Regulator finden, der dem Fortschritte den Character der Reformation statt des der Revolution aufprägt;" man dürfe hoffen, „daß die Bewegung sich auf das Inselreich nicht beschränken, sondern auch den ostasiatischen Continent, also China, beeinflussen werde," 2c.). — „Die Bedeutnng des Asantekriegs für die Mission" von Miss.-Inspector Zahn in Bremen (Wichtigste Folgen des überraschend schnell durch den Friedensvertrag von Fommanah zum Abschlusse gebrachten Krieges seien jedenfalls zunächst die glückliche Befreiung der Gefangenen von Kumase, sowie die Beseitigung der Gefahr der Vernichtung, womit die Missionen der Wesleyaner und der Basler an der Goldküste bedroht gewesen. Weitere heilsame Folgen lassen sich von der zukünftigen Entwicklung der Dinge erwarten. „Da man nach dem Kriege von 1869 die Erfahrung gemacht hat, daß die damals leidenden inneren Stämme weit empfänglicher gemacht worden sind, so hofft man, daß durch diesen Krieg dem stolzen und harten Anlo-Stamme der Sinn gewandelt und zugleich der Weg ins Innere, den seine Eifersucht verschloß, der Mission geöffnet wird." — „Das Missionswerk der Brüderkirche 1732—1873". Von Bischof L. Th. Reichel in Berthelsdorf (I. Die Heldenzeit der Brüderkirche 1732—1760, S. 281 ff. II. Missionsanfänge der mittleren Zeit: 1760—1832: S. 454 ff.). — „Der chinesische Philosoph Laotsè, ein Prophet aus den Heiden", von Vict. v. Strauß (Vortrag über die hohe religiös-ethische Bedeutung der von Laò-tsè, fast ein Jahrdt. vor Confucius [Khung-tsé], also um 600 v. Chr., begründeten mystisch-contemplativen Taò-Religion, die in ihren merkwürdigen Anklängen an die Trinitäts- und Schöpfungslehre, sowie in ihrer reinen Moral sich als eine partielle Anticipation des Christenthums erweise und jedenfalls viel höher stehe, als die flache materialistische Weisheit Khung-tsè's). — „Indien und die abendländische Kirche im Mittelalter", von Pastor Dr. Germann (Der Verkehr der römischen Kirche des späteren Mittelalters, insbesondere der Blüthezeit der Bettelorden im 13. und 14. Jahrhundert, mit den Thomaschristen Vorderindiens erscheint den Angaben dieses sehr interessanten Artikels zufolge als ein weit regerer und, wenigstens was die Verbreitung genauerer Kenntnisse über die indischen Verhältnisse unter den Abendländern betrifft, auch als fruchtbringenderer, als man bisher in der Regel annahm. Namentlich aus den auszugsweise erhaltenen Reiseberichten des Dominikaners Jordanus, Bischofs für Columbo um 1330, und des Franziskaners Joh. de Marignola, päpstl. Legaten und Missionars im südl. Malabar um 1350, hat der Ref. wichtige und wesentlich neue d. h. für die Darstellung der mittelalterl. Kirchengeschichte seither gewöhnlich nicht genug verwerthete Mittheilungen gemacht). — „Zwei neue Missionsreden." Von Miss.-Insp. Zahn (Krit. Analyse der von Max Müller am 3. Decbr. vor. J. in der Westminsterabtey gehaltenen Missionsrede, sowie des sie einleitenden Vortrags des Dean Stanley). — „Ein Blick auf die heimathlichen Brennpunkte der römisch-katholischen Heidenmission." Von Miss.-Insp. Petri in Berlin (Ueber die Collegien der Congregatio de propaganda fide, die Missionsschulen der Jesuiten und der verschiednen Weltpriester-Communitäten, den Lyoner Verein der Ausbreitung des Glaubens 2c. 2c.). — Geschichte des Missionslebens in der protestantischen Kirche Bayerns. Von Prof. Dr. G. Plitt in Erlangen (eine sehr ausführliche und gründliche Darstellung, hie und da für das Bedürfniß nicht-bayrischer Leser, wenigstens solcher, denen das Interesse an kirchenhistorischen Detailstudien ferner liegt, fast zu breit gehalten). — Die Missionsarbeit der Brüdergemeinde im West-Himalaya. Von Th. Rechler in Herrnhuth, Missionar a. D. — Ein Gang durch die deutsche Missionsliteratur (Kurze Kritiken der wichtigeren missionshistorischen Schriften der letzten 10—15 Jahre). —

Globus, Bd. XXV, Nr. 20—24.

Nr. 20. 21. — Zustände an der afrikanischen Westküste. (Betrachtungen über die Bedeutung und die Erfolge des Aschantikrie-

ges," den der Ref. als ungerechterweise seitens der Engländer unternommen und als in der Hauptsache nutzlos darstellt. Gegen die Pseudophilanthropie in der Negerrepublik Freetown auf Sierra Leone zieht er scharf zu Felde, indem er die wirthschaftliche und sittliche Verkommenheit dieses Gemeinwesens, den rohen Aberglauben seiner Bewohner mit grellen Farben malt. Civilisirung der Negervölker mittelst Einführung des Christenthums erklärt er überhaupt für unmöglich, weil dieselben nun einmal das Christenthum nicht annehmen. Weit bessere Aussichten habe die, besonders von den Mandingo's und den Fulbe- oder Peul-Stämmen mit Eifer betriebene muhammedanische Propaganda unter diesen Völkern. Durch den Uebertritt zum Islam hören dieselben zwar nicht auf, Barbaren zu sein, aber die blutigen Greuel ihres Fetischdienstes erreichen doch auf diesem Wege ihr Ende — ein Erfolg, dem die christlichen Neger-Missionen bisher vergebens nachgetrachtet [?]). — Am obern Brahmaputra (Auf Grund des Werkes des englischen Reisenden J. T. Cooper: „The Mishmee Hills, etc., Lond. 1873, dessen ethnographische Notizen über die Assamesen und die ihnen benachbarten Stämme der Domes, der Abor, der Chamti ꝛc. als besonders werthvoll gerühmt werden). — Die deutsche Expedition in die libysche Wüste (Auszüge aus Dr. Zittels Reise-Briefen an die Augsb. Allg. Ztg.). — Graf Wilczek über die österreichische Nordpolarexpedition Weyprechts und Payer's (Gegenüber den mehrfach geäußerten Zweifeln an der Erhaltung der seit etwa 2 Jahren verschollenen Mitglieder dieser Expedition, erklärt Gr. Wilczek seine ganz bestimmte Erwartung von deren baldiger glücklicher Heimkehr — eine Vorhersagung, die sich bekanntlich inzwischen auf das Erfreulichste erfüllt hat). — Endlich sichere Spuren von Ludwig Leichhardt aufgefunden (Ein gewisser Andrew Hume wird als Erbringer dieser Spuren genannt; derselbe will einen einstigen Reisegefährten Leichhardts: Classen, noch lebend bei einem Stamme nordaustralischer Wilden angetroffen und von diesem sogar den Quadranten, die Uhr und etwa 75 Seiten seiner Reisenotizen erhalten haben. Ein späterer Artikel in Nr. 24 erklärt jedoch dieß Alles für gänzlich erlogen und Hume für einen gemeinen Betrüger, und zwar auf Grund einer zuverlässigen direkten Correspondenz aus Neuholland). —

Nr. 22—24. — Aus Richard Brenner's Leben (Interess. Mittheilungen über die Schicksale und Leistungen dieses aus Merseburg gebürtigen, am 22. März 1874 zu Sansibar gestorbenen Afrika-Reisenden, einstigen Mitglieds der v. d. Deckenschen Expedition nach Ostafrika und Zeugen von dessen Ermordung zu Bardera im Suaheli-Lande, 1865). — Hermann Vambery's Rückreise von Samarkand nach Europa (als verkleideter Derwisch über Herat in Afghanistan nach Meſched in Chorasan und von da nach Teheran; nachher über St. Petersburg nach Pesth und London [1863—64]. Erst in letzterer Stadt habe man seinen Verdiensten als Erforscher Bockhara's und Samarkands wahre Gerechtigkeit widerfahren lassen; seine ungarischen Landsleute hätten ihn anfangs äußerst kalt und gleichgiltig empfangen). — Raudot über Abnahme der Volksmenge und die moralischen Zustände in Frankreich („Die Volkszählung von 1872 ergab gegen 1866 eine Abnahme von 1,964,173 Seelen," nemlich außer dem Verluste der an Deutschland abgetretenen 1,597,000 Elsässer u. Lothringer, noch rund 400000 Köpfe weniger als damals; bei dem stetigen starken Bevölkerungs-Wachsthum Deutschlands gewiß ein bedenkliches Symptom). — Bei den Mormonen am Großen Salzsee (mit Abbildungen von Straßen und Gebäuden in Saltlake-City ꝛc., sowie mit einer Porträtgruppe charakteristischer Mormonen-Köpfe, Brigham Young in der Mitte, links neben ihm eine seiner „spirituellen Frauen," rechts die berühmte schöne Schauspielerin Alexandra, welche allen Heirathsanträgen Youngs bisher standhaften Widerstand geleistet ꝛc. Der Aufsatz behauptet stetige Zunahme der Volkszahl der Mormonen, worin ihm aber andre Berichterstatter, z. B. Schlagintweit in seinem bekannten Buche über die Mormonen, widersprechen). — Vulcanische Ausbrüche auf Hawaii (nach Schilderungen des französ. Reisenden de Varigny). — Culturgeschichtliches über Leichenverbrennung. Von Dr. Hermann Brunnhofer in Aarau (Der Ref. urtheilt, wie Platen:

„Gebt uns die edlen Gebräuche zurück,
die geheiligten alten!
Gebt uns die Flamme zurück,
rasch zu vernichten den Leib!"

Die Begrabung der Leichname sei ein Erzeugniß jüdischen Fanatismus und düstrer ägyptischer Schwermuth; ihre Einführung durch die christl. Kirche habe nichts als „Knochencultus, Reliquiendienst, Katakombenwirthschaft" ꝛc. im Gefolge geführt. „Die Leichenbegrabung widerspricht schon längst unsrer feiner gewordenen Empfindungsweise; sie wird aber auch über kurz oder lang von der Sanitätspolizei gesetzlich verboten werden müssen und nur noch ausnahmsweise gestattet werden können" ꝛc. Der Redakteur, Hr. K. Andree, stimmt in einer Schlußnote dem Allem bei, indem er u. a. auch anführt: der berühmte Red. H. Ward Beecher in New York habe in einer Predigt sich für die Leichenverbrennung erklärt, und zwar auf Grund seines Texts 1 Cor. 15, 50!). — Englische Forschungsreisen in Central-Asien. Von Emil Schlagintweit. — Adolf Bastian über die Loango-Küste.

Nuova Antologia di scienze, lettere ed arti. Mai 1873 bis März 1874.

Einen hervorragenden Platz nehmen, wie immer, so auch in diesen Heften Besprechungen über die inneren Fragen der italienischen Politik ein, für die die Zeitschrift die richtigen Bahnen vorzuzeichnen bestrebt ist, theils durch Aufstellung allgemeiner Grundsätze, theils durch Einzelvor-

schläge. Ein Anonymus klagt (Mai) über die Ueberstürzung mit neuen Gesetzen ohne einheitlichen Plan, in die die Beamten sich oft schwer zu finden wüßten, und indem er die Verwaltungsbeamten gegen unverständige Vorwürfe in Schutz nimmt, sucht er die Heilung der unleugbaren Schäden in der Hebung der Cultur des Volks im Allgemeinen. Ein anderer, S. Solari, wünscht die Beamtenverantwortlichkeit besser geregelt. Er zeigt (Febr.) ein Buch des Prof. Bonasi in Modena an: Della responsabilità penale e civile dei Ministri degli altri pubblici ufficiali etc., und stimmt mit demselben in der Klage überein, daß der französische Einfluß in dieser Beziehung die italienischen Einrichtungen ungünstig beeinfluße. Die Verantwortlichkeit müsse nach dem gemeinen Recht, nicht nach Spezialgesetzen gehandhabt werden (wobei jedoch eine besondere Proceßordnung festzuhalten sei). Auch müssen sie nicht nur Garantie gegen Misbrauch der königlichen Gewalt geben (wobei die Kammer einziger Ankläger ist) — auch darin zeigt sich der franz. Einfluß —, sondern auch dem Einzelnen gegen den Misbrauch der auf Majoritäten ruhenden Gewalt. — Luigi Palma unterzieht die verschiedenen Systeme der Communalwahlen in Europa einer Kritik, um das herauszufinden, was der Minorität eine angemessene Vertretung zu sichern geeignet sei. Er schlägt entweder das des voto limitato vor, wo für 7 etwa zu Wählende jeder Wähler nur 4 Namen nennt — die 7, welche die meisten Stimmen haben, sind dann gewählt — oder das sogenannte Quotientsystem, etwas complicirter, aber das billigste von allen, wonach jeder Wähler eine Reihe von Namen in der Reihenfolge der Präferenz aufschreibt, von denen jedoch nur Einer gilt. Wenn ein Gewählter eine bestimmte Stimmenzahl hat, werden die übrigen für ihn abgegebnen Voten nicht weiter gezählt, sondern der in den betreffenden Zetteln zweitgenannte rückt an seine Stelle ꝛc. — Der Nationalökonom Baer beschäftigt sich (Aug.) mit der Catasterrevision und seiner Lieblingsidee, der Decentralisation. Er will die Ausgleichung der Grundsteuer und eine Erhöhung ihres Ertrags dadurch herbeigeführt wissen, daß das Interesse der Lokalbehörden in ihre Veranlagung gezogen wird. Das könne dadurch geschehen, daß man etwa $^3/_5$ des Ertrags den Provinzen resp. Communen überlasse und sie dafür mit Ausgaben belaste, die bisher der Staat getragen hat. Dahin gehöre die Unterhaltung der Gefängnisse, Polizei, Sanitätswesen, höherer Unterricht, Forstwesen u. dgl. Als Grundsatz überhaupt sei festzuhalten, daß die direkten Steuern möglichst den Lokalbehörden, die indirekten dem Staat zufallen sollten. — F. Ferrara behandelt ausführlich die schwierige und wichtige Bankfrage (Okt.—Dez.) im Gegensatz zu den auf Unificirung gerichteten Regierungstendenzen. Castagnola hatte durch ein Cirkular plötzlich allen kleinen und größeren Banken (mit Ausnahme von 6) die Ausgabe von Cassenbillets verboten. Es gibt deren 224, wovon nur 29 durch übermäßige Papierausgabe dazu Veranlassung gaben. Dazu sei die Verwaltung nicht autorisirt, eine durch das Gesetz noch nicht gelöste Frage durch solchen Befehl kurzer Hand zu entscheiden. Die großen Banken seien im allgem. nicht sicherer als die kleinen, bei denen man jedesmal einwechseln kann. Die Vereinigung sämmtlicher Banken ist jetzt eine Unmöglichkeit, die Restriktion auf 6 berechtigte eine Unbilligkeit ohne jedes System, da die letzteren nicht einmal durchweg die größten und besten sind. Was ist zu thun? Die Feststellung einer bestimmten Emissionssumme im Verh. zum Capital ist unnütz und garantirt nichts, da das Capital ja in die Geschäfte übergeht. Auch eine bestimmte Reserve läßt sich nicht feststellen, die nach einem inneren Grunde zu bemessen wäre. Das beste sei größtmöglichste Freiheit und bestmöglichste Aufsicht, außerdem Abschaffung des Zwangskurs der Banknoten, womöglich durch eine Anleihe. — Im Januarheft spricht sich Magliani über die Finanzpläne Minghetti's aus, die er im Allgem. billigt. — Ebenda streitet F. Carrara dafür, in der neuen Strafgesetzgebung einen Unterschied zu machen zwischen dem prämeditirten Bankrott und dem einfachen Betrug in Folge oder auf Veranlassung des nicht abzuwendenden Bankrotts. — C. Monti bespricht (Nov.) die verschiedenen neuen Regulirungspläne der Stadt Rom, ein Art. (Dez.) die nothwendigen Vorkehrungen, um die Ebene des Po gegen die immer häufiger werdenden Ueberschwemmungen zu sichern.

Ein wichtiger Punkt für Italiens künftige Wohlfahrt ist die Reorganisation des Unterrichts fast auf allen Gebieten. Von jeher hat die N. Ant. darauf ein besonderes Augenmerk gerichtet. So finden wir auch in diesen Heften verschiedene gesunde Vorschläge mit richtigen Gesichtspunkten. Dino Padelletti will den Unterricht an den höheren technischen Schulen nach dem Muster des deutschen Polytechnikums reformirt wissen (März), Gabelli vergleicht auf Anlaß der Wiener Weltausstellung die Elementarschule beider Völker und dringt auf Anschauungsunterricht (Okt.), T. Caruel (Nov.) bespricht den Unterricht in der Botanik, der auf den unteren Stufen des Lyceums durchgreifend zu reformiren, auf der höheren Stufe durch Anlage botanischer Gärten und Vermehrung der Lehrkräfte wenigstens zu bessern sei. — Das Maiheft enthält einen besonnenen Art. über die Zulassung der Frauen zum Universitätsbesuch in Zürich und Edinburgh.

Ueber die militärischen Zustände Italiens finden wir im Maiheft einen instruktiven Art. von Gabelli über die Beschaffenheit der ital. Eisenbahnen, deren Unzulänglichkeit für den Kriegsfall überzeugend dargethan wird. Eine Lebensskizze des verstorbenen General-Ministers Effisco Cugia (Juli) läßt die Entwicklung des ital. Heerwesens der Neuzeit am Auge vorübergehen. Zum Kriege von 1866 spricht sich R. Bonghi auf Anlaß des Buches von Lamarmora ausführlich aus (Okt. Dez. März). Er bezeichnet das Buch als unrecht und unnütz. Die Verstimmungen zwischen Lamarmora und Usedom seien sehr natürlich, aber der erstere hätte sie begraben sollen, statt sie der Geschichte zu überlie-

fern. So hat er sich selbst für die Zukunft unmöglich gemacht und Mistrauen zwischen die Völker gesät, die auf Freundschaft angewiesen sind. Was den Traktat zwischen Preußen und Italien anlangt, so verlangte Preußen allerdings in der ganzen Sache ein Vertrauen, zu dem es nicht berechtigt war, aber Lam. hat kein Recht, Preußen Untreue vorzuwerfen, nachdem er den Traktat unterzeichnet hatte, der doch von Preußen richtig ausgelegt wurde. Die Stellung beider Staaten zur Kriegsfrage war eben sehr verschieden und es ist thöricht, sich hinterdrein Vorwürfe zu machen. Weder die der Deutschen gegen Lamarmora noch die des letzteren gegen Bismark seien gerecht. Ueber die Verhandlungen Preußens mit Frankreich gebe das Buch eigentlich kein neues Licht, denn Govone's Eindrücke seien kein sicherer Maaßstab für Bismarks eigentliche Meinung. Die Stellung FR's zu Italien war eine für letzteres ehrenvolle und Italien werde mit Unrecht deshalb von der deutschen Presse angegriffen und verleumdet. Lamarmora hat Schuld, aber die deutsche Presse auch. Die Klärung der Thatsachen wird zur Klärung der Stimmung beitragen, deren Folge nur erhöhte gegenseitige Achtung sein sollte. —

Die Wiener Weltausstellung und Italiens Vertretung auf derselben in Malerei, Skulptur und Architektur findet natürlich ihre zeitgemäße Besprechung (Juni, Sept., Nov., Febr.). Wir heben daraus nur ein Referat hervor über den für dieselbe erstatteten Bericht des Cav. Rosa über die Römischen Ausgrabungen (Juli). — Im Februarheft findet sich ein sehr instruktiver Aufsatz über den Wiener Börsenkrach, seine Ursachen im Unterschied von andern Geldkrisen, und seine beklagenswerthen Wirkungen von A. Errera. —

Von andern Arbeiten über die Zeitgeschichte finden wir eine Geschichte der katholischen Kirche in Preußen von Guido Padelletti mit Kenntnis der Sachlage und wohlwollendem Verständniß für die Aufgabe des gegenwärtigen Kampfes gegen Rom geschrieben (Jan.) und eine Darstellung des politischen Kampfes in Frankreich seit dem 24. Mai 1873 von Bon. Compagni (Febr.). —

Arbeiten über ältere Geschichte finden wir weniger als sonst wohl. Wir heben hervor einen Art. über Julius Cäsar (Juni) auf Anlaß eines Buchs von Giuseppe Rovani: La giovinezza di Giulio Cesare, scene romane, das die Schattenseiten ziemlich stark betont. B. Zendrini nimmt ihn in Schutz, und zeigt dabei ebensoviel Verständniß für Cäsars Größe als Verkennung der wahren Größe Jesu Christi, mit dem er ihn vergleicht. Er verwechselt dabei echt römisch das Christenthum mit der hierarchischen Kirche. — Im Oktoberband findet sich ein gut geschriebener Ueberblick der phönizischen Geschichte: Sidone e Tiro nach weltlichen und biblischen Quellen.

Größeren Raum nimmt die Geographie ein. Hier sind von besonderem Interesse die Reiseberichte von Baccari über seine botanischen und zoologischen Forschungen in Neu-Guinea und den anliegenden Inseln (Mai, Dez., Jan.); ferner ein sehr interessanter Reisebericht aus Tasmanien von G. Branchi. Der Blick Italiens ist in neuerer Zeit lebhaft in jene Gegenden gelenkt worden und manche Colonisationsprojekte in Neu Guinea und Melanesien sind aufgetaucht und wieder verworfen worden. Einen Aufruf zu einer derartigen Unternehmung finden wir im Februarheft: La Melanesia polinese, considerata per rapporto alla sua produttività ed alla sua importanza commerciale, G. E. Cerruti. — G. dalla Vedova stellt (Mai und Juni) zusammen, was in der Gegenwart von den verschiedenen Staaten Europas zur Förderung der geographischen Wissenschaft geschehen ist und fordert Italien auf, den andern Nationen nachzueifern. Ein Anfang sei gemacht, aber er sei noch allzugering. — In dieselbe Spitze läuft ein Aufsatz aus von E. H. Giglioli über die Bewohner der Meerestiefen mit besonderer Besprechung der Entdeckungen bei der Weltumsegelung des Challenger.

Mit besonderem Fleiß baut unsre Zeitschrift das Feld der italienischen Literaturgeschichte an. Allein über Manzoni finden wir vier Artikel. Zuerst (Juni) auf Anlaß seines Todes eine Betrachtung desselben als Kritiker, Philosoph, Dichter und Romanschriftsteller mit dem Motto: Il Manzoni è l'idolo de'miei pensieri von Puccianti — eine allgemeine Belobung, die immerhin zeigt, daß Italien noch Verständniß und Bewunderung für einen christlichen Charakter haben kann. Dann im Augustheft eine Vergleichung desselben mit Leopardi von T. Mamiani, wo beide als die Repräsentanten der zwei Geistesrichtungen zu stehen kommen, aus deren Zusammenwirken der Lauf der Geschichte der Gegenwart resultirt. Zuletzt zwei eingehende Aufsätze von F. de Sanctis über die Promessi sposi. (Okt. u. Dez.). Der erste entwickelt wie M. das, was er selbst unter einem historischen Roman verstand, nicht erreichte, aber mehr als das, einen wirklichen historischen Roman, wo die Geschichte nur den Stoff bietet, dem der Roman die Form gibt. Das wesentliche und anziehende des Inhalts ist die in die Geschichte verwebte Darstellung des Kampfes zwischen Wirklichkeit und Ideal (besser: bös und gut). Der zweite gibt eine eingehende Analyse nach Stoff, Gedankengang, Form, Stil ꝛc. zur Erklärung der merkwürdigen Popularität Manzoni's.

Aus einem neuen Buch über Macchiavelli von Carlo Gioda bringt das Maiheft eine Probe: I discorsi di N. M. sopra la prima deca di Tito Livio; die wissenschaftliche und philosophische Bedeutung Leonardo da Vinci's behandelt L. Ferri (Juli, cf. Febr. 1873). G. Onofri setzt dem berühmten Lehrer der griechischen Sprache Guarino aus Verona († in Ferrara) ein Denkmal in einem Lebensbilde (Sept.), das seine Persönlichkeit und wissenschaftliche Bedeutung ins Licht stellt auf dem Hintergrunde jener Zeit des ersten Aufblühens des Humanismus, der, so wenig er selbst bleibendes und

werthvolles zu leisten wußte, doch von so ungeheurer Bedeutung für die Geschichte geworden ist. — Hinwiederum schildert R. Fornaciari eine Lichtgestalt aus der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts, G. Guidiccioni, dessen Reden und Dichtungen, wenn auch nicht ersten lit. Ranges, doch vor denen seiner Zeitgenossen sich ebenso durch innere Wahrheit, Kraft und Wärme auszeichnen, wie seine reine Persönlichkeit sich von den sittlich verkommenen Umgebungen abhebt. — Ein Gegenbild dazu ist Cecco Angiolieri von Siena, ein liederliches Genie aus dem dreizehnten Jahrhundert (der übr. auch in Bocc. Dekam. IX., 4 vorkommt), dessen Verse nur von seinen Schulden, Streitigkeiten, von Geiz seiner Eltern, von seiner Dirne, Wein und Würfeln handeln, aber durch Leichtigkeit, Originalität und Humor sich auszeichnen. A. d'Ancona schildert ihn (Januar) auf Grund neu entdeckter Quellen. — Dann ist noch zu erwähnen eine längere Arbeit von Casetti über den Rechtsgelehrten Gianvinenzo Gravina (geb. 1664). (Febr. bis April). Selbst ein schlechter Poet, war er ein gefürchteter und einflußreicher Kritiker und nahm seit den Zeiten Christinas von Schweden in Rom eine hervorragende Stellung ein; ein Kind der Jesuiten, einer der ersten Stifter und der Gesetzgeber des Arkadierbundes. Von bleibender Bedeutung sind seine juristischen Schriften, deren Besprechung das Aprilheft enthält. Die Abh. gewährt einen lebendigen Einblick in das literarische und geistige Leben des damaligen Rom.

Von fremder Literaturgeschichte kommt mit Ausnahme einer Fortsetzung der Besprechung der persischen Epopöe (August, März, cf. frühere Bände) nur Göthe zur Behandlung. D. Gnoli (März) schildert das Verhältniß zu Friederike von Sesenheim als Göthe's vita nuova, freilich mehr im Gegensatz, als in Parallele zu Dante. — Mai 1873 sind zwei neue Uebersetzungen von Faust erschienen, von Maffei und Guerrieri. Beide erreichen nach einer Kritik im Augustheft freilich nicht das fast unmögliche Ziel, sind aber sonst vortreffliche Arbeiten, die erste ausgezeichnet durch Feinheit und edle Sprache, die aber eben deshalb die Volksrede nicht gut wiedergeben kann; die andere, weniger gewandt, trifft in glücklicher Inspiration oft den Charakter des deutschen Gedichts besser. Jener übersetzt besser den Faust, dieser den Mephistopheles. — Eine Probe lyrischer Uebersetzungen von Göthe finden wir im Januarheft von Gnoli. Ebenso eine Uebersetzung des V. Aktes von Antonius u. Cleopatra (März.) von G. Carcano.

Unter den veröffentlichten Originalarbeiten der schönen Literatur ragt als bedeutende Leistung hervor ein Roman von Ouida: Pascarello (Mai bis Sept.), der bereits ins Englische und aus dem Englischen (!) ins Deutsche übersetzt im Feuilleton der Nordd. Allg. Zeitung erscheint. Treffliche Charakterzeichnung, herrliche Naturschilderung, begeisterte Vaterlandsliebe, reiner Sinn sind seine Vorzüge vor vielen ähnlichen Erzeugnissen ital. Literatur. Dem gegenüber treten die andern Leistungen in den Schatten. La famiglia Baldetti (Okt.) ist eine gutgemeinte Erzählung mit der Moral, daß jeder in seinem Stande bleiben soll; das eben da bef. Proverbio: Il peggio basso è quello dell'uscio (1 Akt) mag für einen ital. Leser Vorzüge haben, dem fremden werden sie nicht kund. Zwei andere Erzählungen: Itala Monterelli (Nov. Dez.) und A quarantacinque anni sind beide outrirt. Die erste schildert eine schwärmerische Vaterlandsliebe, die betrogen von einem Unwürdigen zu einem unglücklichen Ehebund führt. Das Ende ist, daß die Frau den Mann, der sich als Feigling auf dem Schlachtfeld gezeigt, todtschießt. Die zweite Erzählung hat die ehebrecherische Liebe eines 45jährigen zum Gegenstand, in dem in diesem Alter zum ersten Mal die Leidenschaft erwacht. Doch wird der Conflikt noch glücklich überwunden. Insofern ist die Tendenz gut.

Literarische Anzeigen: Daraus zu erwähnen:

Mai: Fanfani e Passerini: Le istorie fiorentine di Niccoli Macchiavelli. Firenze, 1873. Erste kritische Ausgabe auf Grund des Cod. Laurenz und der alten Drucke, mit Biographie und kurzen Noten. — Opere di G. Shakspeare trad. dal prof. C. Pasqualigo Venezia 1872. vol I: Il Mercante di Venezia, Gran Chiasso per nulla, La tempesta, Le gaie donne di Windsor. In Prosa, aber sonst als sehr treu und fleißig gelobt. —

Juni: C. Justi: Winckelmann. Ein ausführliches Referat lobt an dem Buch besonders seine Gründlichkeit, Gelehrsamkeit und Unparteilichkeit.

Juli: C. Morbio, nuovi studii intorno al processo degli untori. Milano. Sorgfältige Dokumentensammlung über das Verfahren gegen die Pestsalber. — C. Loria: L'Italia nella Divina Commedia Fir. 1872. Bedeutend verbessert gegen die erste Ausgabe, aber noch immer zu weitschweifig und nicht durchaus zuverlässig. — Corvisieri: Documenti inediti sul sacco di Roma nel 1527. Roma 1873. Enthält Vorträge und Verhandlungen über die Contributionszahlungen und Verzeichnisse der Lösegelder. — Ricordo nuziale, da A. Rossi. Perugia 1873. Auf wenigen Seiten nachgewiesen, daß in früheren Jahrh. vielfach der einfache notarielle Akt zur Eheschließung genügte.

August. S. Salomone—Marino: La Baronessa di Carini. Sicilianische Volksdichtung aus dem 16. Jahrh., die der Herausgeber mit großem Fleiß vom Mund des Volkes und aus Archiven bruchstückweise gesammelt und zusammengesetzt hat. Als solche werthvoll. — E. Monaci: Canti antichi portoghesi, tratti dal cod. vatic. 4803, con traduzioni e note. Imola 1873. Aus den Zeiten des Re Diniz (13. Jahrh.), treffliche Poesien. — Pingaud: F. Petrarchae Africa. Parisiis. Seit dem 16. Jahrh. die erste Ausgabe wieder, mit Geschick und kritischem Fleiß veranstaltet.

Sept. Treitschke: Il Conte di Cavour (übers. von Gonzaga). Wird sehr gelobt. Doch sei Treitschke ungerecht gegen die ital. Re-

volution, gegen Napoleon und Frankreich, gegen Ratazzi und gegen die Südprovinzen, verkenne auch die Stellung, die Bonghi einnehme. — Bernoni: Leggende popolari veneziane. idem: Fiabe veneziane. Aus dem Volksmund gesammelt. Die Märchen finden manche Parallelen. — De Leva: Degli Eretici di Cittadella. Venezia 1873. Enthält die auf authent. Documente gegründete Biographie von Pietro Cittadella, F. Spiera, G. Faccio und Bart. Foncio, ausgezeichnet durch Genauigkeit und Unbefangenheit. —

October. Puccianti: Antologia della poesia italiana moderna. Firenze 1872. Sehr empfohlen. — Garassini: il mio Salterio. Savona. Treffliche religiöse Gedichte. — G. Sforza: Dante e i Pisani. Pisa 1873. Eine sorgfältige hist. Abhandlung auf neue Dok. gestützt. —

November. Enthält eine Abhandlung von L. Ferri über Strauß und seine Gegner, Du Bois-Reymond, Frohschammer, Bona Meyer, Vera (L'ancienne et la nouvelle foi. Naples 1873) u. a. Bespricht die Einwürfe gegen den Materialismus von St. und wie weit dieselben vom Standpunkt des Hegelianismus aus berechtigt seien, der doch selbst keinen persönlichen Gott kenne. — Ferner eine wiederlegende Besprechung von W. v. Humboldts: Grenzen der Wirksamkeit des Staats von L. Palma.

December. Massari: Il Conte di Cavour. N. Bianchi: Storiä documentata della Diplomatia europea in Italia dal 1814—1861. vol. VII. e. VIII. Beides würdige Denkmäler für den großen Staatsmann. —

Jan. 1874. G. Bandi: Pietro Carnesecchi. Firenze 1874. Historischer Roman aus dem 16. Jahrh., geschrieben mit Sorgfalt, Geschmack, und genauer histor. Kenntniß. Sehr fesselnd, nur zu parteilos. — Wichtige archäologische Publikationen: Bulletino della commissione archeologica municipale. Roma 1872/73. (Bericht über die Ergebnisse der neusten Ausgrabungen) und: Ephemeris epigraphica, Rom und Berlin (Supplement zum Corpus inscriptionum, herausgegeben vom archäol. Institut.). — F. Fiorentino: Bernardino Telesio. Firenze 1873. Treffliches, sehr instruktives Buch für die Geschichte der damaligen Zeit und der Philosophie überhaupt. — De Rinaldis: Dei rapporti fra la Chiesa e lo Stato. Sei eine gute Kritik des Princips der Trennung von Kirche und Staat, weit besser und solider gearbeitet als das leichte Buch von Laboulaye, das übersetzt vor kurzem in Turin erschienen ist. Besonders empfohlen wird: Thomson: Kirche und Staat in den vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Berlin 1873. —

Febr. Li nuptiali di Marco Antonio Altieri, pubbl. da E. Narducci. Roma 1873. Ein für die Culturgeschichte wie für die speziell römische Gesch. des 16. Jahrh. wichtiges Werk. — Preghiere popolari veneziane, raccolte da Bernoni. Venezia 1873. Reiht sich würdig den andern Sammlungen B's. an. — Prutz: Kaiser Friedrich I. Danzig 1871—74. Sei im einzelnen sehr dankenswerth; die Auffassung im ganzen sei getrübt durch den nationalen Gesichtspunkt. — Gli scavi di Pompei dal 1861 al 1872, relazione al Ministro di G. Fiorelli. Napoli 1873. Mehr als ein Catalog und weniger als ein wissenschaftliches Buch. — Bescheidener in der Anlage, aber eben so wichtig ist: Sulle scoperte archeologiche della città e provincia di Roma 1871—72. Relazione al Min. della pubbl. instr. Roma 1873. — Marquardt. Römische Staatsverwaltung I. Das Urtheil über die Vorzüglichkeit des Buchs steht fest und gilt auch dieser neuen Umarbeitung. Die Constitution der nicht römischen Städte u. a. m. dürfte näher entwickelt sein. — Daremberg et Saglio: Dictionnaire des antiquités grecques et romaines. Paris. Hachette. 1873. Wird seinen Vorgängern, die es nicht zu kennen scheint, nicht viel Concurrenz machen. Wird übrigens gelobt. — A. Conti: Il Buono nel Vero, Fir. 1873. System der philosophischen Moral, die aufgefaßt wird als Kunst das Gute zu thun, gegründet auf die Wissenschaft vom Guten. Das Gute ist ordine di fini amato ꝛc. Sei gut geschrieben. — Bemerkenswerther noch für die Behandlung der Moral als Wissenschaft sei: La Morale par P. Ianet. Paris. — Vera: Strauss, l'ancienne et la nouvelle foi. Naples 1873. Das bedeutendste Buch gegen St. vom Hegelschen Standpunkt aus. — Schulte: Lehrbuch des kath. Kirchenrechts. 3. Aufl. Beifällig beurtheilt. —

März. Tullo Massarani: Studii di letteratura e d'arte. Firenze 1873. Sehr reichhaltig. Ein Muster künstl. und liter. Kritik. — Tobler: Briefe Leopardi's an Bunsen. Bei großem Dank für die Veröffentlichung werden die Anmerkungen in manchem Punkt angegriffen. — E. Ricotti: Della Rivoluzione protestante. Turin 1874. Von dem Verf sei mehr zu erwarten gewesen, das Buch sei zu farblos und unentschieden, zu wenig in die Tiefe gehend, daher vieles in der Reformation falsch beurtheilend. — Bianchi: Carlo Matteucci e l'Italia del suo tempo. Gewissermaßen eine Fortsetzung der trefflichen „Geschichte der europ. Diplomatie" desselben Verf., reichend von 1861—68. — Dahn: Die Könige der Germanen. Stupende Gelehrsamkeit, citationseisenschwerbeschlagen. — Bobba: Storia della Filosofia rispetto alla conoscenza di Dio. 4. V. Weitschweifig, aber fleißig. Leider ohne Kenntniß des griechischen und der neueren deutschen Arbeiten. ספר תהלות — Liber psalmorum ed. Tischendorf, Baer, Delitzsch. Trefflich. — Kau-kau wau-rai. da. C. Valenziani. Roma 1873. Ein japanischer Traktat über die Kindesliebe, übersetzt und mit Sorgsamkeit und Gelehrsamkeit erklärt.

Die Bibliographie der Nuova Antologia ist mit dem Jahre 1874 bedeutend reichhaltiger und gründlicher geworden als vordem. G. G.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Fragmente aus den Naturwissenschaften.

Vorlesungen und Aufsätze

von

John Tyndall,

Mitglied der Royal Society, Professor der Physik an der Royal Institution zu London.

Autorisirte deutsche Ausgabe, übersetzt von A. H. Mit Vorwort und Zusätzen von Prof. H. Helmholtz.

Mit in den Text eingedruckten Holzstichen. gr. 8. geh. Preis 4 Thlr.

In unserm Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Grimm, Herman, Zehn ausgewählte Essays zur Einführung in das Studium der modernen Kunst. Velinpapier. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 20 Sgr. In Leinwand gebunden 2 Thlr.

Grimm, Herman, Das Leben Raphaels von Urbino. Italiänischer Text von Vasari, Uebersetzung und Commentar von Herman Grimm. Erster Theil. Mit Raphaels Bildniss und zwei Tafeln Facsimile. Kupferdruckpapier. 1872. gr. 8. eleg. geb 4 Thlr.

Tweſten, Karl, Die religiösen und politischen Ideen der asiatischen Kulturvölker und der Aegypter in ihrer historiscen Entwickelung dargestellt. Herausgegeben von Prof. Dr. M. Lazarus. 1872. Zwei Bände. gr. 4 Thlr.

Deutſch, Emanuel, Der Islam. Aus dem Engliſchen übertragen. Autoriſirte Ausgabe. 1873. gr. 8. geh. 12 Sgr.

Du Bois-Reymond, Emil, Ueber eine Akademie der deutschen Sprache. — Ueber Geschichte der Wissenschaft. Zwei Festreden, gehalten in öffentlichen Sitzungen der kgl. preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Kupferdruckpapier gr. 8. geh. 10 Sgr.

Hecker, Dr. Ewald, Die Physiologie und Psychologie des Lachens und des Komischen. Ein Beitrag zur experimentellen Psychologie für Naturforscher, Philosophen und gebildete Laien. 1873. gr. 8. geh. 20 Sgr.

Lazarus, Prof. Dr. M., Ein psychologischer Blick in unsere Zeit. Vortrag, im wissenschaftlichen Verein gehalten. Zweiter Abdruck. 1872. gr. 8. 7½ Sgr.

Lazarus, Prof. Dr. M., Ueber die Ideen in der Geſchichte. Rectoratsrede, am 14. November 1863 gehalten in der Aula der Hochſchule zu Bern. Zweite Auflage. 1872. gr. 8. geh. 20 Sgr.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Großmann) in Berlin.

Vor Kurzem erſchien die Volksausgabe von

Luiſe, Königin von Preußen.

Ihre Lebensgeſchichte

von

Friedrich Adami.

Sechſte Auflage. Mit geſtochenem Titel.
15 Bgn. 16. in Leinw. geb. 15 Sgr.

„Das Leben einer großen patriotiſchen Frau in einer erbärmlichen Zeit unter zum Theil noch erbärmlicheren Creaturen muß für jeden Patrioten eine treffliche Lectüre ſein, beſonders wenn es wie dieſes — aus den beſten Quellen geſchöpft — ſo reich an lieblichen Zügen, wie an ergreifenden Momenten iſt. Wir können dieſes Buch als Volksbuch im höheren Sinne des Wortes nur beſtens empfehlen, da es die weiteſte Verbreitung verdient.“ (85)

(Wegweiſer der deutſchen Volks- und Jugendſchriften.)

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Im Verlage von **Wiegandt & Grieben** in **Berlin** iſt ſoeben erſchienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Büchſel, Dr. **Erinnerungen a. d. Leben eines Landgeiſtlichen.** I. Fünfte Aufl. 20 Sgr.

Strehle, F. Olympia. Erzählung aus dem zweiten Jahrhundert. 25 Sgr.

Inhalt.

Wichtig für die Herren Standesbeamten.

Die

Beurkundung des Personenstandes

und die

Form der Eheschließung

nach dem Preuß. Gesetz vom 9. März 1874

aus dem amtlichen Motiven und den Verhandlungen der beiden Häuser des Landtages ergänzt, erläutert

und zum praktischen Gebrauch für die Standesbeamten

bearbeitet von

M. von Oesfeld.

Mit sämmtlichen erläuternden amtlichen Instructionen, Formularen ꝛc. ꝛc.

Preis 20 Sgr.

J. U. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau.



Inhalt.

Seite